Zweiter Theil.

Emery Glandon.

Roman

von

Philipp Galen,

Verf. von „der Irre von St. James“, „Baron Brandau“, 2c.

Zweiter Theil.

Leipzig.
Verlag von Chr. E. Kollmann.
1859.

Erstes Kapitel.

Auch im Winter reifen Früchte.

Von jetzt an begann in Schloß Brenkowitz unter den uns zumeist am Herzen liegenden Personen ein ganz neues, frohes, in denselben Räumen noch nie dagewesenes Leben, und Joseph Sohn, dem das fremde Haus alle Tage mehr zur Heimat wurde, wie die Baronin gewünscht, sah die Tage der Gegenwart wie den heiteren Wiederschein seines früheren glücklichen Lebens ruhig an seinen Augen vorüberziehen. Alles, was die fünf einander jetzt so nahe stehenden Menschen vornahmen — Arbeit, Studium, Musik, Spaziergänge — ward mit einer herzlichen gegenseitigen Theilnahme unternommen, man that Alles nicht zu einem besonderen Zwecke, sondern zur allgemeinen Befriedigung, womit der aufrichtigste Wunsch verbunden war, sich gegen-

seitig das Leben so viel wie möglich zu erleichtern und zu versüßen. Die Baronin vor Allen trat ganz aus ihrer bisherigen Abgeschiedenheit heraus; nie hatte man sie so heiter, frisch und blühend gesehn. Oft nahm sie schon des Morgens am Unterricht in Musik und Sprachen Theil, schloß sich den weiteren Gängen der jungen Leute in die Umgegend an und fehlte fast nie mehr bei den Abendunterhaltungen, in denen seit Rachel's Anwesenheit die Musik vorherrschend geworden war, und die, von Werner's nimmersatter Liebhaberei hinausgezogen, oft bis über die elfte Stunde der Nacht verlängert wurden. Dem Hauslehrer aber war es zum Bedürfniß geworden, all' sein Wissen den übrigen Gliedern der von ihm so hochgeschätzten Familie mitzutheilen; er strebte daher um so eifriger nach höheren Kenntnissen, nicht sowohl um sie selbst zu besitzen, als um sie wieder lehren zu können, und selten wohl hatte ein Lehrer aufmerksamere, wißbegierigere Schüler gehabt als er. Von der Bevormundung der Schwester des Barons, die von dieser Zeit an überhaupt einen großen Theil ihrer früheren Herrschaft über die einzelnen Familienglieder einbüßte, wurde er allmälig mehr und mehr befreit, denn da die Baronin am Unterrichte persönlich Theil nahm, so hatte Fräulein Sibylle mit der Macht auch

das Recht verloren, ihre Meinung als Machtspruch in die Wagschaale zu legen. Zwar hatte sie die Enthebung ihres Amtes nicht gutwillig und stillschweigend hingenommen, sie hatte mehrfach die verlorene Autorität über ihre Nichte, ihren Neffen und hauptsächlich den Hauslehrer wieder zu gewinnen gesucht, allein mit so geringen Erfolgen, daß sie, darüber erbos't, sogar einen Gewaltstreich beschloß. Sie begab sich zum Baron und klagte ihm ihre Noth, in der Hoffnung, er werde ihr augenblicklich beispringen und das volle Regiment wieder in ihre Hände legen. Aber leider hatte sie sich auch darin geirrt. Der Baron, der sich von jeher ungern um „dergleichen Kleinigkeiten", wie er das Treiben und Leben innerhalb seiner Familie nannte, bekümmerte, sah jetzt, wie seine Gemahlin, aus ihrer Abgeschiedenheit hervortretend, sich unter dem geistigen Einfluß des neuen Hauslehrers sichtbar erholte, und ihr Ruhe, Frieden und Freude gönnend, da er vielleicht fühlen mochte, daß er der Mann nicht war, ihr Herz zu beglücken, lehnte er das Ansinnen seiner Schwester ab, indem er geradezu aussprach, daß seine Frau alt und verständig genug sei, das Leben nach ihrer Art und Weise zu erfassen, und daß es ihm gleichgültig sei, ob seine Kinder im Zimmer seiner Frau oder seiner Schwester un-

terrichtet würden, wenn sie überhaupt nur Alles lernten, was der Hauslehrer lehren könne.

So sah sich Tante Sibylle ganz wider Vermuthen auch von dieser Seite verlassen, und an die Stelle ihres früheren Hochmuths gegen den jungen Mann, dessen Einwirkung sie diese Unbilden allein zuschrieb, trat ein innerlicher giftiger Groll, der eifrig umherspähete, eine Gelegenheit zu finden, das ihr widerfahrene Herzeleid auf eine fühlbare Weise zu vergelten. Einstweilen jedoch fand sie glücklicher Weise diese Gelegenheit nicht, sie sah die jungen Leute nur bei Tische oder Abends, und ihr Einfluß sowohl auf den Lehrer wie seine Schüler ging alle Tage mehr verloren.

Einen ähnlichen Groll, wie gegen Joseph Sohn, hegte sie auch gegen die unschuldige Rachel. Auf das Höchste entrüstet, als sie vernahm, was man ganz ohne ihr Wissen, gleichsam hinter ihrem Rücken gethan hatte, — daß dieser Judenbalg, wie sie das Kind gegen ihre Freundin nannte, in das freiherrliche Schloß eingeschmuggelt sei, eine Frechheit, die natürlich kein Anderer als Joseph verschuldete, — suchte sie alles Mögliche hervor, derselben Kummer und Demüthigung zu bereiten. Allein Rachel war mit einem instinktartigen Widerwillen gegen diese Dame ausgerüstet und begriff daher bald die Absicht, ihr zu schaden, weshalb sie in

ihrem natürlichen Triebe, das Gute vom Bösen zu sondern, sich zwar stets zuvorkommend und höflich gegen sie betrug, sie aber auf jede Weise vermied und so ohne Unterlaß bemüht war, dem Stachel aus dem Wege zu gehen, den Sibylle oft genug gegen sie zu kehren geneigt war. Natürlich hatte sie auch gegen die Aufnahme Rachel's in die Familie bei ihrem Bruder protestirt, und dieser war sogar mit seiner Frau darüber in Unterhandlung getreten; allein diese hatte ihre Handlung durch einfache Enthüllung der Thatsachen gerechtfertigt und dem Baron dargethan, daß Rachel's Anwesenheit für die Ausbildung seiner Kinder selbst vom höchsten Nutzen sein würde, ein Beweis, der den selbstsüchtigen, kalten Genußmenschen vollkommen befriedigte. Rachel blieb also trotz des Widerstrebens seiner Schwester mit seinem Willen und Wissen fortan ein Mitglied des Hauses.

Auf diese Weise geschah es, daß die Familie, die so leicht, wie sie durch innere Bande vereinigt war, auch durch äußeres freundschaftliches Verhalten sich das Leben hätte erleichtern können, gleichsam in zwei, oder, wenn wir den Baron auch eine Partei sein lassen wollen, in drei Lager getrennt wurde und ein fast gänzlich von einander abgesondertes Leben führte, mit Ausnahme der Stunden natürlich, die nun einmal

seit Jahren zum allgemeinen Beisammensein bestimmt waren. Denn während der Baron seinen Vergnügungen, die mitunter an Ausschweifungen gränzten, mit seinen Nachbarn nachging und nur bisweilen bei Tische oder spät Abends auf kurze Zeit im Kreise seiner Familie erschien, und während Tante Sibylle und Fräulein Ursel grollend und grübelnd in ihren Zimmern saßen, wie dem jetzigen Unwesen in Brenkowitz ein Ende zu machen sei, lebten die übrigen Glieder einträchtig, freundschaftlich, liebevoll neben und mit einander, lasen und schrieben, sprachen und sangen, musicirten und spazierten nach Belieben und fühlten sich dabei so glücklich, wie man sich in einer angenehmen Häuslichkeit unter den Seinigen nur fühlen kann.

„Laß sie sich nur vergnügen, Ursel," sagte eines Abends Sibylle zu ihrer Freundin, als sie grollend das Musikzimmer verließen, wo Rachel so eben alle Versammelten mit ihrem Spiele entzückt hatte, „laß sie nur — ihre Zeit ist jetzt und unsre Zeit kommt ein andermal. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht einmal ein Blitzstrahl in dieses gottlose Leben fahren und diese Herzlichkeit und Innigkeit auseinander treiben sollte wie Spreu. Das ist jetzt eine Wonne und ein Behagen um dieses verwünschte Judenkind, als ob es vom Himmel gefallen wäre, und doch bin ich über-

Gefälligkeit zu. Ihre Wangen färbten sich schon leicht mit dem Purpur der jungfräulichen Lebensblüthe, ihre Augen, immer schon von dem Strahl der Seele funkelnd, verriethen das Selbstbewußtsein eines denkenden Wesens, und in ihrem schwebenden Gange sprach sich die ganze Elasticität ihres Geistes, wie in den klangvollen Worten ihres Mundes die schöne Harmonie der Töne aus, womit die Natur selbst ihre Seele erfüllt hatte. Wer sie jetzt sah und mit dem verglich, was sie vor einem Jahre gewesen, hätte sie kaum wieder erkannt. Durch der Baronin Güte herbeigeschafft, umschlossen ihren zarten Leib zum ersten Mal in ihrem Leben seidene Gewänder, und sie gewann dadurch bedeutend an Stattlichkeit, wie wir ja wissen, daß das äußere Gewand auf einen weiblichen Körper so wunderbar verschönernd wirkt. Nur an Eins konnte sie sich nie gewöhnen — an glänzenden Schmuck, an blitzendes Gestein und ihre persönliche Erscheinung künstlich erhebende Blumenzier. Sie mochte es nicht leiden, ihr von Natur schönes und wie Seide glänzendes Rabenhaar, das sich in natürlichen Locken um Schläfe und Nacken kräuselte, durch irgend eine äußere Zuthat in ein auffallendes Licht zu setzen, und auf ihren Fingern, wie um ihren sanft gebogenen Hals wollte es Niemandem gelingen, irgend einen Ring,

eine Kette, ein glänzendes Spielwerk zu befestigen. Nur das Natürliche hatte für sie Werth und Reiz und — sie hatte instinktmäßig Recht — mit ihrem schwarzen Haar, ihren funkelnden Augen, ihren blitzenden Zähnen konnte sich so leicht kein anderer Glanz vergleichen, wenn sie im Ganzen auch weit davon entfernt war, eine Schönheit zu sein, wie Sophie es in jeder Beziehung war. Eine Schönheit in ihrer Art, wenn man Geist, Gemüth und Leib als einiges, unzertrennliches Ganze betrachtet, war sie gewiß, — dafür hielt sie wenigstens Einer in Brenkowitz unter allen Umständen, wovon wir sogleich zu sprechen haben werden.

Im Laufe des Winters, den wir jetzt vor uns haben und den wir, auf allgemeine Andeutungen uns beschränkend, nur im Fluge durcheilen, sprach sie oft und namentlich gegen Joseph nur einen Wunsch aus — den, in den Schooß der christlichen Kirche aufgenommen zu werden. Da sie, wegen ihrer vorgerückten geistigen Fähigkeiten und in ihrer abgesonderten Lage, schon in Bremen den nothwendigen Religionsunterricht genossen hatte, so war sie allerdings schon auf diesen bedeutungsvollen Schritt vorbereitet, und der Pfarrer in Brenkowitz, der in seinem gläubigen Sinne gewiß nur mit Auserlesenem zufrieden war, erklärte

zeugt, daß es allein von diesem — diesem hochmüthigen Narren, dem Herrn Sohn, in die Familie meines Bruders geschmuggelt ist, um ihm ein Kuckucksei in die Wirthschaft zu legen. Gieb Acht, was kommt, Ursel, ich habe ein prickelndes Vorgefühl in den Fingerspitzen, daß nicht Alles so gut endet, wie es angefangen hat — wer weiß, was wir bald erleben und wer dann Recht behalten wird."

Dieses Recht aber sollte so bald wenigstens noch nicht auf die Seite der alten Jungfern treten und der ersehnte Blitzstrahl sollte noch auf lange Zeit die Familie in Brenkowitz verschonen, ja selbst dann, als er herabfiel, sollte er nicht allein Die zermalmen, die Sibylle an jedem Tage zehnmal verwünschte, sondern — doch schreiten wir unsrer Erzählung nicht vor, — bald genug werden wir an einen Wendepunkt derselben gelangt sein, der uns belehren wird, daß ein leichtes Ungewitter, freilich zuerst mit Sonnenschein gepaart, am Horizonte unsrer Freunde langsam heraufzog.

Am glücklichsten von allen im Schlosse Lebenden fühlte sich außer Joseph Sohn unzweifelhaft Rachel. Denn sie war jetzt nicht allein bei ihrem verehrten und geliebten Erzieher, sie trieb nicht nur nach Herzenslust mit ihm Musik und schritt alle Tage auf der betretenen Bahn weiter vor, sondern sie lebte und

webte auch wieder in einer Familie, deren Mitglieder ihr ein Wohlwollen und eine Theilnahme erwiesen, die sie lange verloren gegeben hatte. Das einfache Kind schien eine innere Wunderkraft zu besitzen, womit sie jedes fühlende Herz an sich zog. Ihr stilles, sanftes Wesen, das sich jedem ihr mit Liebe Nahenden innig anschmiegte, ihr für alles Gute und Schöne empfängliches Gemüth wußte sich so schnell an das außer ihr Liegende zu gewöhnen und damit zu verschmelzen, daß es nicht langer Zeit bedurfte, um ihr alle Herzen in Brenkowitz zuzuführen. Und jetzt war der Zeitpunkt in ihrem Leben gekommen, wo die so lange verschlossene Knospe ihres Körpers — denn die ihres Geistes hatte sich längst dem um sie tagenden Lichte erschlossen — zur gefälligen Blume sich entwickelte. Wie ein tropisches Gewächs, das, seiner Heimaterde und seinem Klima entrissen, sich in sich selbst zusammenzieht, vertrocknet, verwelkt, in die Gluth der heimatlichen Sonne aber übertragen, von dem Thau des heimatlichen Himmels befruchtet, sogleich wieder Leben und Gedeihen zeigt, so erwachte, erhob sie sich in dem Lichte und der Wärme der ihr so glücklich erschlossenen Familie wunderbar schnell und jedem Auge erkennbar. Auffallend entwickelten sich um diese Zeit ihre körperlichen Formen und nahmen mit der schwellenden Fülle auch an Reiz und

im Februar der Baronin und Joseph Sohn, daß er sie für reif zur Confirmation halte.

„Ach ja,“ sagte Joseph mit einem stillen Seufzer, „reif ist sie schon lange dazu, und da sie sich sehnt, den Kelch zu trinken, den der von ihrem Volke Verrathene getrunken hat, so lassen Sie ihr denselben zu Theil werden, ich bitte darum.“

So wurde Rachel um Ostern des nächsten Jahres — was sie so sehnlichst zu werden gewünscht hatte — eine Christin, und da sie als solche fernerhin füglich nicht mehr Rachel Schawai heißen und genannt werden konnte, so hatte man ihr einen christlichen Namen ausgesucht.

Diesen ihren christlichen Namen müssen wir jedoch nothwendig dem Leser verschweigen, denn unter diesem Namen ist Rachel seitdem in die Welt getreten und hat ihn durch ihr Talent zu einem glänzenden zu machen gewußt. Es würde von unsrer Seite mehr als eine Indiscretion sein, wollten wir hier Jedermann mit diesem Namen bekannt machen, denn nur unter der Bedingung, die Vergangenheit der berühmten Künstlerin, die wir jetzt in Rachel bewundern, zu verschweigen oder wenigstens zu verhüllen, haben wir von ihr und ihren Angehörigen die Erlaubniß erhalten, ihre Schicksale zu veröffentlichen. So bleibt für uns also

Rachel, was sie war, die kleine Jüdin aus der Judenstadt zu Prag, und wir verlieren nicht viel dabei, da es sich hier weniger um den Taufschein einer bedeutenden künstlerischen Erscheinung, als um den innern und äußeren Entwickelungsgang einer von Gott auserlesenen Seele handelt.

Doch wir müssen jetzt, bevor wir uns in die ernstere Handlung der vorliegenden Erzählung vertiefen, noch zweier Verhältnisse gedenken, die in diesem Winter ebenfalls zur Entwicklung gelangten, und die, wie wir sie schon langsam erblühen sahen, endlich die Frucht ansetzten, die wir in der Ueberschrift dieses Kapitels angedeutet haben.

Das erste dieser Verhältnisse bezieht sich auf Rachel und Werner von Haldrungen. Wenn man an das Spiel eines blinden Verhängnisses, oder lieber an die still wachende Sorgfalt einer göttlichen Vorsehung glauben will, so muß man annehmen, daß diese letztere selber Rachel in das Schloß des Freiherrn von Haldrungen habe führen wollen, um hier ihrem Schicksal sein künftiges Gepräge aufdrücken zu lassen. Auch Werner nahm, vom ersten Augenblicke an, wo er Rachel sah, ihre Erscheinung als einen Wink auf, den die Vorsehung ihm gab, um durch sie seinem ferneren Leben Gehalt und Gestalt zu verleihen. Wenigstens

sprachen dafür alle seine jetzigen und künftigen Handlungen. Anfangs freilich sprachen sich diese Handlungen nur in beinahe noch knabenhafter Ergebenheit und Sorgfalt aus, bald aber, sehr bald, wie sich in Werner Alles im Fluge entwickelte, nahmen sie einen ernsteren Charakter und eine tiefere Bedeutung an. Er sah und erkannte in dem talentvollen Judenkinde, wie er unzählige Male Jedermann erzählte, der es hören wollte, ein großes musikalisches Genie; und darin hatte er ganz Recht, das müssen wir ihm zugestehn. Nun hatte er sich aber selbst innerlich für sein ganzes Leben der Musik geweiht, und da war es denn natürlich, daß Rachel für ihn noch eine viel stärkere Anziehungskraft besaß. In den ersten Monaten, während Rachel in seiner Nähe lebte, äußerte sich diese Anziehungskraft einfach in einer fast brüderlichen Hingebung, in einer bewundernden Sorgsamkeit, in einer nur in einzelnen Kleinigkeiten sich aussprechenden Aufopferung. Allmälig jedoch, als Rachel die im weiblichen Leben so auffallende Wandelung durchging, als sie sich entfaltete, als das Weib in ihr durch ihre Formen und Eigenschaften an's Licht brach, da trat an Stelle der brüderlichen Hinneigung und Aufmerksamkeit ein wärmeres Gefühl, und Werner's entschlossener Charakter, sein offenes ritterliches Wesen, sein ju-

gendlich brausendes Herz hielt es für etwas ganz Natürliches, seine ganze männliche Neigung, die Urkraft seiner Seele an das Wesen zu binden, welches ihm von allen, die er je gesehn, als das edelste, reinste, vollkommenste erschien.

Seiner nächsten Umgebung, die mit sich selbst so viel zu thun und zu kämpfen hatte, wie wir bald sehen werden, fiel das nicht besonders auf. Werner war ja vom ersten Augenblick an ein warmer Freund und Lobredner Rachel's gewesen, als sie fast noch ein Kind war, warum sollte er es jetzt nicht mehr sein, da sie eine Jungfrau ward, wie alle Mädchen einst Jungfrauen werden? Daß ihre Kunstfertigkeit ihn hinriß, daß sie ihn spornte, unter seines wackeren Lehrers Leitung ebenfalls auf eine höhere Stufe der Kunst zu steigen, das war ja unter den bestehenden Verhältnissen, die dem jungen Edelmann keine Schwierigkeiten in den Weg legten, die ein minder Begüterter überwinden muß, ein ganz natürliches Ding. Daß diesem Streben, ein gleich hohes Ziel zu erreichen, ein leidenschaftlicher Drang, eine heißere Neigung zum Grunde liege, oder daß sie sich daraus entwickeln könne, das glaubte, das erwartete Niemand, und so ging das Schicksal mit diesen Beiden ruhig seinen Weg, unaufgehalten wuchs der Riese der Leidenschaft

auf, und als man erst erkannte, daß man Fesseln und Banden beschwören müsse, um ihn zu binden und zu halten, damit er nicht in's Abenteuerliche wachse, ach, da war der Riese in ihm zu stark geworden und spottete der menschlichen Ketten, die seinen göttlichen Schwung, wofür er ihn selbst hielt, nicht mehr zu hemmen vermochten.

Wenn aber diese unvermerkt zur Leidenschaft sich ausdehnende Neigung nur langsam wuchs und sich äußerlich auf eine höchst harmlose Weise aussprach, so daß Niemand daran Anstoß nehmen konnte, so war Rachel's Benehmen vollkommen geeignet, eine etwa dagegen aufsteigende Besorgniß ganz zu beseitigen. Denn Rachel hatte von der doppelten Bedeutung der tausend Aufmerksamkeiten ihres jungen Freundes durchaus keine Ahnung. Ganz allein ihrem stillen unablässigen Streben ergeben und mit ganzer schwesterlicher Neigung ihrem älteren Gefährten anhängend, freute sie sich zwar der künstlerischen Theilnahme Werner's, sie war ihm dankbar für alle seine Bemühungen, ihr das Leben angenehm zu machen, aber Liebe — Leidenschaft, nein! die kannte ihr einfaches, kindliches Herz noch nicht, denn das Herz allein war das Einzige an ihr, was noch lange kindlich war und blieb, nachdem sie an leiblicher Entwickelung, an Jah-

ren, Verstand und Geist längst den Kinderschuhen entwachsen war. Auch gewöhnte sie sich an Werner's innigere Bemühung, ihr zu gefallen, ihr jeden Wunsch an den Augen abzusehn, sehr bald, er war ihr ja vom ersten Augenblicke an so liebevoll und gütig entgegengetreten, warum sollte sie also etwas Besonderes darin finden, wenn er mit dieser liebevollen Güte gegen sie zu verfahren fortfuhr?

So ging sie denn ruhig, unangefochten, ahnungslos ihre Bahn, sie genoß den Tag, der ihr Freude und Glück bot, und sie dankte Gott im Stillen dafür, daß er ihren Weg also geebnet und durch Joseph's Vermittelung sie dem traurigen Schicksal entrissen hatte, das ihr ohne denselben sonder Zweifel zu Theil geworden wäre. —

Gehen wir zu dem zweiten Paare über, welches wir hier zu schildern haben. Das Verhältniß zwischen Sophie und Joseph gestaltete sich auf eine wesentlich von jenem sehr verschiedene Weise. Aufgeklärter über sich selbst und Andere, der Verschiedenheit ihrer Stellung sich bewußt, lebten sie ruhiger neben einander fort, und wenn sich ein Gefühl warmer Ergebenheit deutlich in ihrem gegenseitigen Verhalten aussprach, so behielten sie immer mehr im Auge, was sie in

Wirklichkeit von einander trennte, als was sie in Hoffnung mit einander verband.

Joseph vor Allen vergaß nie einen Augenblick, in welchem Verhältniß er zu Sophien stand. Er war Lehrer im Hause ihres Vaters, er aß sein Brod, er wohnte unter seinem Dache. Und Joseph war ein viel zu vernünftiger, besonnener und dankbarer Mensch, um dies Verhältniß nicht im tiefsten Herzen richtig zu würdigen und sein Verhalten danach in jeder Weise einzurichten. Dennoch aber war er kein unempfindlicher Mensch, er hatte Sinne, wie jeder Andere, ein warmes Herz, wie Wenige, und einen aufwärts strebenden Geist, wie selten ein junger Mann. Er sah und fühlte also, was für ein kostbarer Schatz in Gestalt Sophiens täglich in seiner Nähe war, er war sich bewußt, daß dieser Schatz ein köstliches Kleinod sei — aber daß dieses Kleinod für ihn geschaffen sein könne, daran dachte, daran wagte er keinen Augenblick zu denken. Erst langsam, langsam kam eine Art fluthender Bewegung in sein nur den Pflichten seines Berufes ergebenes Herz. Allmälig nur fühlte er seinen Puls lebhafter schlagen, wenn er, gleichsam im klaren Sonnenscheine des täglichen Lebens, Sophiens Vollkommenheiten sich glänzender entwickeln sah, — empfand er eine Unruhe, wenn er sie nicht zu der bestimmten

Zeit an der bestimmten Stelle fand, und eine namenlos wonnige Beruhigung, wenn sie an seiner Seite saß, seinen Belehrungen ein aufmerksames Ohr schenkte, seinen Worten lauschte, seinem offnen Blicke mit innerem Verständniß seiner Gedanken entgegenstrebte.

Wie aber selten oder nie zwei junge Leute verschiedenen Geschlechts lange in einem Hause unter ähnlichen Verhältnissen zusammen leben können, ohne sich gegenseitig ihres Werthes bewußt zu werden, dann aber diesen Werth unwillkürlich austauschen, sich an die Stelle des Anderen setzen und so plötzlich das Gefühl der Liebe sich zwischen ihnen kund thut, so war es auch hier der Fall. Ach, und gerade der Bruder Sophiens war es, der das gegenseitige Verständniß unwillkürlich auf jede Art begünstigte. Werner konnte, auf Spaziergängen zum Beispiel, Rachel nur vollkommen genießen, wenn Joseph durch einen Andren beschäftigt wurde, und so war es natürlich Sophie, die ihm hier zur Handhabe seines Glücks dienen mußte. Joseph war dabei nicht immer scharfsichtig genug, das unter einer so freundlichen Maske verborgene Geheimniß dieses Verfahrens zu durchdringen. Auch war der Becher, den Werner ihm reichte, zu kostbar, und der Trank, den er ihm an die Lippen hielt, zu süß, um ihn nicht zum begierigen Genusse einzuladen, und ge-

rade ein süßer Trank berauscht unsern Geist am leichtesten, da er so verführerisch duftet und so lieblich schmeckt. Plötzlich, als Joseph zur Besinnung kam, als er die Augen aufschlug und die allmächtige Sonne an seinem Erdenhimmel blitzen sah, ach, da waren die Strahlen dieser Sonne schon zu mächtig, als daß sie das Eis, welches er innerlich um seine Brust zu ziehen sich bemühte, nicht hätten schmelzen sollen, da war der Blitz schon aus den Wolken gefahren und hatte gezündet, und es fehlte an allen Mitteln, dies gefährlichste aller Feuer zu dämpfen.

Und dennoch kämpfte er redlich, der wackere Joseph, dennoch sagte er sich hundertmal des Tages: „Welche Thorheit!"— Aber diese Thorheit kehrte sich nicht daran und wühlte sich immer fester und tiefer in seine Brust ein, bis sie sie endlich überfüllte, in sein Gehirn stieg und ihm die Beurtheilungskraft der bestehenden Verhältnisse raubte. Da war denn das Unglück — er selbst hielt es dafür — geschehen; vergebens war nun alles Ringen, denn er hatte in Sophiens Augen eine Schrift gelesen, die, einmal erst entziffert, nie wieder aus unsrer Erinnerung zu löschen ist, und diese Schrift hatte in Flammenzügen ihm die Worte enthüllt: „Wie Du mir thust, so thue ich auch Dir!"

Was nun anfangen? Fliehen — weit, weit weg? Wohin? Alles hinter sich lassen und nur das ehrenhafte Bewußtsein retten, nicht gefrevelt zu haben? Rettete er denn dies Bewußtsein, wenn er Sophien ihrem Jammer überließ? Ja, vor ihren Eltern, ihren Verwandten rettete er es, aber auch vor ihr selber? Nein, denn das Bewußtsein der Ehre gegen die Geliebte besteht ja in der dauernden, treufesten Gegenliebe, und sollte er diese opfern? Nein, nun und nimmermehr, lieber untergehn, lieber ermordet werden von dem rauhen, jähzornigen Vater, aber nicht feige sein, nicht fliehen. So blieb denn sein Fuß wie gebannt an Ort und Stelle, und wie in ihn gebannt ging, wuchs, erstarkte mit ihm eine Leidenschaft, für die auch Joseph Sohn geschaffen war, für die Leidenschaft einer ernsten, gränzenlosen, innigen Liebe, wie sie nur ein rein aus Gottes Hand hervorgegangener und noch nicht von den Lüsten und Sünden der Welt befleckter Jüngling empfinden kann.

Bei Sophien dagegen erzeugte und zeigte sich diese Neigung ohne allen Kampf gegen Sitte, Herkommen und väterliche Autorität. Denn Sophiens Neigung begann mit der gefährlichsten Verbindung derselben, mit einer hohen Achtung vor den vortrefflichen Eigenschaften dieses seinem Stande nach so unbedeu-

tenden, aber seinem Herzen, seinem Geiste, seiner Leistungsfähigkeit nach so bedeutenden jungen Mannes. Wenigstens erschien er ihr als ein solcher. Von Anfang an, schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihr in jener Felsgrotte, dann noch mehr in jener seltsamen Nacht im böhmischen Gebirge, hatte Joseph Sohn auf sie den Eindruck eines redlichen, willenskräftigen und dabei edlen Mannes gemacht. Als sie ihn dann nach Jahren unerwartet im Hause ihres Vaters wiedersah, behagte ihr dieses Zusammentreffen sehr und sie fand sich aufgelegt, nicht allein Nutzen aus dem geistigen Verkehre mit ihm, sondern auch Unterhaltung in ihrer abgetrennten äußerlichen Lage zu ziehen. Von der Mutter hatte sie damals wenig, die Tante liebte sie nicht, den Vater — leider! achtete sie nicht, konnte sie nicht achten — da kam schließlich der heißblütige Werner mit seiner so wohl gemeinten Meldung: „Weißt Du, wer dieser Mann ist, was er gethan, wie er das arme Judenkind aus Elend und Sünde gerettet?“ — Ach, diese Rettung Rachel's war kurz nach der Zeit geschehen, wo sie ihn zum letzten Male gesehn, das kleine Thier, der Hund, den sie selbst, um ihn gegen den Regen zu schützen, einst auf den Arm hatte nehmen wollen, lag jetzt auf Rachel's Armen — und diese Meldung Werner's schlug wie

ein Blitz in ihre eigene Brust, sie erleuchtete hell, verklärte fast vor ihren Augen die Gestalt, das Antlitz, das Herz, die Seele dieses Mannes, und wenn ein junges fühlendes Weib einen solchen Blick auf einen solchen Mann thut, dann thut sie ihn selten vergebens und auch Sophie that ihn, wie wir sehen, nicht vergebens.

Hierzu kam noch die seltsame, wunderbare Vorliebe ihrer Mutter für denselben Mann, eine Vorliebe, die sich in Allem, in jedem Worte über ihn, in jeder Handlung für ihn gegen Jedermann aussprach. „Wenn meine Mutter, diese vortreffliche Frau, diesen Mann so hoch schätzt und ihm wohl will, warum sollte ich, ihre Tochter, nicht ein Gleiches thun, da ich ihn auch meiner Achtung für würdig halte?“ fragte und antwortete sie sich selbst unzählige Mal. Da war denn freilich nicht mehr Viel übrig zu jenem letzten Schritt, der sich im Alter von achtzehn oder neunzehn Jahren so leicht vollbringen läßt, da wuchs denn langsam, aber fest, allmälig, aber tief, eine Neigung, die Keiner von allen Bewohnern des Hauses vorausgesehn hatte, und Sophie, sich dieser Neigung wohl bewußt, fragte sich nicht: Ist es Dir auch erlaubt, diesen Mann zu lieben? Wird Dein Vater es gut heißen? Nein, das fragte sie sich nicht, denn die Natur hatte

ihr ihren Weg gezeigt, diese Frage aber hätte ihr nur die Sitte der Menschen vorgelegt, und, so stark diese Sitten auch sein mögen, die Natur überflügelt sie bei Weitem, denn die Natur herrscht unwandelbar in den Herzen der Menschen und kein Gesetz, kein Wille, keine Nothwendigkeit rottet sie aus ihm aus.

So gingen denn auch diese beiden jungen Menschen mit ihrer großen Last und doch mit ihrer noch größeren Wonne im Herzen neben einander hin. Sie wußten wohl, welche Allgewalt sich tief in ihrer Brust regte, sie wußten wohl, was für ein Feuer ihre Seelen verzehrte, aber gesagt, gestanden hatten sie sich diese Wonnelast noch nicht. Ein Einziger im Hause vielleicht war ihr stiller Vertrauter, dieser Einzige aber, oder vielmehr diese Einzige, die Mutter, freute sich mehr dieser Neigung, als daß sie sie gefürchtet und gehindert hätte. Warum? O, wer vermöchte das zu sagen! Aber ein edles, fühlendes, unglückliches, vielleicht durch ähnliche Liebe unglückliches Weib hat einen Scharfblick, der so groß ist wie ihr Wunsch, daß auch Andre ihr verlorenes Glück kennen lernen sollen, selbst auf Gefahr, daß diesem Glücke das eigene Unglück folge. Mehr können wir, dürfen wir hier noch nicht sagen, das Räthsel wird sich lösen und das Geheimniß wird sich aufklären, wenn es Zeit dazu ist.

Soviel nur wollen wir jedoch noch hinzufügen, daß die Baronin, nachdem sie die Bemerkung zu machen geglaubt, ihre Tochter und den Hauslehrer verbinde ein wärmeres Gefühl, nichts that, was dieses Gefühl auch nur im Geringsten ermuthigt und befördert hätte. Das wäre gegen ihr Gewissen, ihre Pflicht gewesen, und Henriette von Haldrungen hatte ein zartes Gewissen — ach, vielleicht viel zu zart für ihr Glück — und ein reges Pflichtgefühl. Nur zu Gott aufblickend, sagte sie: „Wie Du willst, Vater da Oben — denn Du leitest ja doch alles Irdische, wie Du willst, und unser Sträuben und Stemmen dagegen ist nichts als das Krümmen eines elenden Wurms, das kein Sandkorn bewegt.“

Zweites Kapitel.

Der britische Narr.

So war den Bewohnern von Brenkowitz der Winter vergangen, ohne daß sie eigentlich wußten, wo er geblieben war. Vergnügter, glücklicher war daselbst noch nie ein so trauriger Lebensabschnitt verflossen, wie eben ein harter und langer Winter auf dem Lande ist, wenn man wegen schlechter Wege nicht aus und ein kann, keine Gesellschaft hat und alle Tage Nichts als den bleiernen Himmel über sich sieht, die Winde in den Lüften brausen hört und im engen Zimmer sitzen muß, das nur wenige Stunden lang ein mattes Tageslicht erleuchtet. Diesmal aber war Geselligkeit und Unterhaltung genug auf dem Schlosse gewesen, man war auch bisweilen zu Schlitten zu irgend einem Gutsbesitzer in der Nachbarschaft gefahren und hatte ihm einen kürzeren oder längeren Besuch abgestattet, aber

an diesen Parthien hatten niemals Alle Theil genommen, denn die Baronin und Rachel waren stets zu Hause geblieben und Joseph hatte sich nur zweimal auf Werner's Bitten entschließen können, die Geschwister zu begleiten, die den beiden älteren Damen stets hatten folgen müssen. Diese lästigen und langweiligen Besuche — denn schon gefiel es den beiden Geschwistern nirgends mehr als zu Hause — waren nun vorüber und es kam die wonnigliche Zeit, wo man wieder ungetrennt die Zimmer verlassen und sich an dem Athem der neugeborenen Natur erfreuen konnte. Wie mit den Flügeln des dahinrauschenden Windes waren die bleigrauen schweren Wolken in die Ferne geflogen, und der glänzende Strahl der siegreich emporsteigenden Sonne war goldener, wärmer geworden, so daß er Wald und Flur in das schimmernde Gewand des Frühlings kleidete. Aufgebrochen war das erste Laub der Bäume, die Wiesen und Felder hatten sich mit leuchtendem Smaragd bedeckt, in den Lüften wirbelten jubelnd die Lerchen und in den Gebüschen um das Schloß herum ließ sich von Zeit zu Zeit das wonnige Lied der Nachtigall vernehmen.

Um diese Zeit war es, wo man sich oft an einem milden Tage und bei heiterem Sonnenschein hinaus in's Freie begab, um die neuerstandene Flur von

dem uns bekannten Hügel aus zu betrachten, wohin Sophie und Joseph am liebsten gingen, oder am murmelnden Bache, der Brenke, entlang zu wandeln, der anmuthig über Kiesel rollte, eine Viertelstunde vom Schlosse entfernt, den kleinen See durchschnitt, bis er endlich in vielfältigen Windungen an einem der schönsten Punkte der Küste die Ostsee erreichte.

Auf Werner's Veranlassung aber begaben sich die beiden jungen Männer auch öfter allein zu Pferde in die entfernter gelegene Umgend; nur nach Norden, dem Meere zu, durften sie sich nicht wagen, da ihnen die Damen das Versprechen abgenommen hatten, nur in ihrer Gesellschaft den ersten Anblick der See zu genießen, ein Versprechen, was Beide unverbrüchlich hielten. Joseph hatte zum ersten Mal in seinem Leben auf dem Gute ein Pferd bestiegen, wo es einige große und schnell laufende Ponies von jenem litthauischen Schlage gab, der sich jetzt, als so zweckmäßig zu jederlei Gebrauch, über ganz Norddeutschland ausgebreitet hat. Joseph war hierin ein eben so gelehriger Schüler gewesen, wie Werner in anderen Dingen, und nicht lange dauerte es, so jagte er an der Seite seines Freundes über das Gefild, daß der Sand weit hinter ihm aufflog, ohne ihm ein andres Gefühl als das eines köstlichen Wohlbehagens zu gewähren. Sobald

er nach Werner's Meinung so weit gekommen war, daß er sich keine Blöße mehr gab, sollte auch Sophie und Rachel an diesem Vergnügen Theil nehmen, und dann hatte man im Sinne, die längst beabsichtigte Parthie nach der See anzutreten.

Es war ein herrlicher Maitag; von den saftig grünen Saatfeldern, durch die ein leiser Südwind strich, stieg ein balsamischer Duft in die klare Nachmittagsluft empor, als Werner und Joseph zu Pferde den Weg nach Süden einschlugen, der nach Neustadt führt. Beide waren fröhlich gestimmt, wie es in ihrem glücklichen Alter der Mensch so leicht ist, und ritten langsam in gemüthlichem Gespräche den Sandweg entlang, auf dem Joseph und Rachel einst gefahren waren, als sie zum ersten Mal von ferne Brenkowitz vor sich liegen sahen.

„Es ist wirklich eine herrliche Luft," sagte Joseph, „auf dem Rücken eines so munter schreitenden Thieres durch die Welt zu fliegen. Alles sieht ganz anders aus und man hat von sich selbst und seiner erhabenen Stellung einen weit höheren Begriff, als wenn man langsam zu Fuße sich durch den Sand quälen muß."

„Natürlich, das ist ja das stolze Reitergefühl, von dem die alten und modernen Ritter so oft Gebrauch

gemacht haben und noch machen, um sich als etwas Besseres zu träumen, denn die armselige Welt, die zu Fuße sich mühsam den Garten Gottes beschaut. Sie haben übrigens das Reiten sehr bald gelernt, das ist ein angebornes Geschick, was nicht allen Menschen zu Theil wird. Schon als Sie zu Pferde stiegen, sah ich, daß Sie Talent dazu haben, wie ein Fisch zum Schwimmen oder wie Rachel zum Klavierspiel."

Joseph lächelte behaglich über die beiden Vergleiche, die seinen logischen Geist nicht recht befriedigen wollten. „Talent," sagte er, „hat der Fisch zum Schwimmen nicht, Werner, wohl aber eine natürliche Anlage, denn die Vorsehung hat ihn ganz allein für das Wasser bestimmt. Mit Rachel dagegen haben Sie Recht, die hat Talent zum Klavierspiel."

„O, sollte die Natur sie nicht dazu bestimmt haben, wie den Fisch zum Schwimmen?"

„Möglich; doch ganz so gewiß und ausschließlich dazu ist das nicht der Fall, — wenigstens könnte man es nicht beweisen."

„Ach was, solche Beweise sind nur für die Gelehrten; für mich aber ist es ein Grundsatz, daß Rachel Anlage und Talent zu ihrer Kunst von der Natur empfangen hat. — Sie haben Beides zum Reiten, wiederhole ich, sonst hätten Sie es nicht so bald gelernt."

„Dann wäre ich also nach Ihrer Meinung ein geborener Ritter?“

„Na ja, da wären Sie auch was Rechtes! Ich bin zum Beispiel einer, und was hab' ich davon?“

„Wenigstens eine gute Aussicht in die Zukunft,“ sagte Joseph nach kurzem Nachdenken, das Wort Werner's in seiner weiteren Bedeutung auffassend.

Werner nahm seine Meinung ebenfalls auf, denn Beide verstanden sich vortrefflich. „Die haben Sie auch,“ sagte er ernster, als er vorher gesprochen.

„Ich wüßte nicht, auf welche Weise.“

„Ein Mann wie Sie, muß eine Zukunft haben.“

„Muß? Das klingt seltsam. Stellen Sie mir freundlichst mein Horoskop.“

Werner lachte. „Eigentlich,“ sagte er, „sollte ich Sie für Ihr geringes Vertrauen auf die waltende Fürsorge der Vorsehung strafen und Sie mit Ihrer Forderung an Tante Sibylle verweisen.“

„Nun ja, die würde mir ein schönes Horoskop stellen!“

„Wer weiß! Das liegt ja nicht in meiner Tante Hand und Willen, sie muß ja nach Ihren Anlagen und nicht nach ihren eigenen Wünschen urtheilen.“

„Wenn es aber in ihrer Hand läge, was würde sie mir dann wünschen?“

„Nun, ein Rittergut wahrhaftig nicht, obgleich Sie in nicht gar langer Zeit ein trefflicher Reiter sein werden. Aber was schwatzen wir wie zwei Knaben — halloh, Galopp! Da drüben vom Gute her kommen die Damen, wenn ich mich nicht irre. Nun zeigen Sie einmal, was Sie können."

Beide sprengten seitwärts in einem Halbkreise dem Punkte zu, den sie von Weitem die Damen erstreben sahen, und bald waren sie bei ihnen, die sich freuten, so unverhofft Meister und Schüler im gegenseitigen Austausch ihrer Fähigkeiten bei einander zu finden und auf ihrem Spaziergange zu begegnen. Da gerade ein Bauer vom Gute des Weges daherkam, so stiegen die jungen Männer ab, ließen die Pferde nach dem Hofe führen und schlossen sich den Damen an.

So wandelten sie bald langsam den Hügel zur alten Linde hinan, die Baronin ging mit Sophien und Joseph voran, Rachel und Werner folgten noch langsamer hinter ihnen her.

„Ich fühle mich heute recht wohl," begann die Baronin das Gespräch; „wenn das Frühjahr im Verhältniß des besseren Wetters so günstig auf mich wirkt, wie der verflossene Winter es gethan, dann prophezeihe ich mir eine vortreffliche Gesundheit in diesem Jahr."

„Schon wieder eine Prophezeihung!“ dachte Joseph, senkte dabei den Kopf und schwieg.

„Stimmen Sie mir nicht bei, Herr Sohn?“ fragte die Baronin, die eine Antwort von dem Hauslehrer erwartet hatte.

„Von ganzem Herzen, gnädige Frau! O ja, und ich freue mich, daß Sie sich in dieser köstlichen Luft so wohl fühlen. Mag Ihr heutiges Befinden in jederlei Beziehung von langem Bestande sein!“

„In jederlei Beziehung! Das ist zu viel gesagt, ich meinte nur mein körperliches Wohlsein. Ach, ich fühle mich heute ordentlich leicht, mir ist es, als wäre eine Last von meiner Brust gerückt und als besäße ich die Kraft des Fliegens. Das habe ich lange nicht empfunden. Doch das sind eigentlich nur Gefühle der Jugend, wie sie in meinem Alter selten kommen, dann aber das gealterte Herz mit einer eigenthümlichen Wonne füllen.“

„Das bewirkt die frische Frühlingsluft, der klare Himmel und das stille Bewußtsein, daß Gott die Welt mit seinem neuen Segen zu verherrlichen beginnt.“

„Ja freilich, das glaube ich auch. Aber es ist doch sonderbar um die Stimmungen der Menschen. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber wir seltsamen Geschöpfe

ahnen manchen Tag nur Trauriges und manchen Tag nur Gutes und Angenehmes."

„Was ahnest Du heute, liebe Mutter?" mischte sich Sophie in das Gespräch.

Die Mutter schwieg eine Weile, vielleicht vom Steigen etwas außer Athem gekommen, denn man war eben auf der höchsten Spitze des Hügels unter der Linde angelangt, die auch schon einige ihrer Blätter entfaltet hatte.

„Mein Kind," sagte sie, „wenn ich anders meinem Herzen vertrauen darf, so ahne ich heute nur Gutes, aber leider traue ich meinem Herzen schon lange nicht mehr."

„Warum nicht?"

„Weil das hoffnung= und sehnsuchtsvolle Herz des Menschen das Trügerischste ist, was der Mensch besitzt."

Sophie schoß unwillkürlich einen Gluthblick auf Joseph, der diesen, da er ihn auffing, heftig erröthen machte.

„Immer?" fragte er leise.

„Nicht immer, aber oft. Und ich, ich habe mich oft getäuscht."

So deutlich hatte sich die arme Frau noch niemals ihren Kindern gegenüber ausgesprochen. Sophie fühlte

das. Sie umschlang mit ihrem rechten Arme die schlanke Taille der Mutter und drückte sie lebhaft bewegt an sich. Die Baronin aber stand still, sah der geliebten Tochter einen Augenblick tief in die Augen und küßte sie dann auf die Stirn. „Ja, ja, Sophie," sagte sie, „so ist es. Mögest Du Dich nicht so oft im Leben täuschen, wie ich, das ist mein herzlichster Wunsch."

„Und ich schließe mich demselben aus ganzer Seele an," wagte Joseph halb laut zu sagen.

Sophie richtete einen sanften Blick auf ihn, als wollte sie ihm danken.

Nach diesem ernsteren Gespräch kamen sie auf gleichgültigere Dinge und betrachteten dabei die Gegend ringsum, aus deren weiten Gefilden überall ein lebhaftes Grün hervorleuchtete und dadurch einen angenehmen Eindruck auf die Gemüther der Anwesenden hervorbrachte. Da sich jedoch bald darauf die Sonne hinter einer grauen Wolke versteckte, die Luft kühler wurde und der Abend näher rückte, so schlug man langsam den Heimweg ein.

Eine Stunde später war man wieder in dem gewöhnlichen abendlichen Versammlungszimmer, dem großen Saale, um den Flügel vereinigt. Die Baronin fühlte sich von dem Gange und der Frühlings-

luft ermüdet, setzte sich daher in die Ecke eines Sophas, ließ einen Augenschirm vor die große Lampe stellen, die auf dem Tische stand, und hörte aufmerksam dem Spiele der jungen Leute zu, das seine heiteren Klänge sehr bald vernehmen ließ.

Bald darauf traten Tante Sibylle und Fräulein Ursel ein; Beide begrüßten in ihrer gewöhnlichen kalten Weise die Gesellschaft und ließen sich dann, mit einer Stickerei beschäftigt, dicht unter der Lampe nieder, wo sie ebenfalls schweigend dem Trio zuhörten, welches Rachel, Werner und Joseph für den heutigen Abend zu ihrer Uebung bestimmt hatten.

Letztere hatten eben das Andante ihrer Sonate beendet und nickten sich, befriedigt von der wohlgerathenen Leistung, gegenseitig zu, als die Thür mit einigem Geräusch geöffnet ward und der Baron in seiner gewöhnlichen lauten Weise in's Zimmer polterte. Er war in der Nachbarschaft zu einem Diner gewesen und kam in rosigster Laune davon zurück. Sein Gesicht glühte von dem genossenen Champagner, aber seine Bewegungen waren fast noch schwerfälliger als sonst. Als er ziemlich kräftig einen allgemeinen Gruß gesprochen und sämmtliche Anwesende denselben durch Aufstehen und einige Worte erwidert hatten, ging er auf das Sopha zu, wo seine Gemahlin sitzen geblieben

war, bot ihr einen besonderen Gruß und küßte ihr — eine sehr seltene Ehrenbezeigung seinerseits — die Hand. Dann warf er sich mit lässiger Heftigkeit auf einen Sessel in der Nähe des großen Tisches und schaute sich behaglich im Kreise der Seinen um, die sich alsbald mit Ausnahme der Baronin in seiner Nähe versammelt hatten.

„Nun, Leopold," begann Fräulein Sibylle, „Du bist ja schon sehr früh zurückgekehrt, wir erwarteten Dich wenigstens nicht so bald. Hast Du Dich nicht amüsirt, oder war die Tafel schlecht?"

„Bei unserm guten Nachbar auf Seidelwitz ist sie nie recht besonders — hmhm! Nur sein Wein ist vortrefflich, haha! Und ich habe mich köstlich an seinem Heidsiek gelabt — süperbes Haus!"

„Wer war denn sonst noch da? Erzähle uns, was Du erlebt hast."

„Erlebt, Sibylle? Du scherzest wohl! Was soll man denn bei einem Diner erleben? Geschwatzt freilich wurde genug und der dicke Graf war ganz aus dem Häuschen mit seinen Neuigkeiten."

„Dann wundere ich mich nur, daß Du nicht länger geblieben bist."

„O, ich will morgen zum Grafen hinüber, zum Frühstück, und da dacht' ich, es wäre besser, wenn ich

etwas früher zur Ruhe käme. Heißa, Kinder, da bin ich — nun laßt einmal Etwas von Eurer Dudelei hören!"

„Sogleich, lieber Bruder, Du wolltest uns aber erst einige von den Neuigkeiten des Grafen erzählen."

„Wollte ich das? haha! Die würden Euch stillen Haushockern eben nicht erbaulich klingen, aber halt — Eins weiß ich, was Euch interessiren wird."

„Nun und was wäre das?"

„Ja, denke Dir, Sibylle, wir haben nun endlich unsern neuen Nachbar in der Nähe — da oben an der See auf dem neuen Schlosse —"

„Was, der englische Lord ist wirklich selbst gekommen?"

„Meiner Seele, dieser britische Narr ist angelangt, und er muß ein durchtriebener Kauz sein, wenn das wahr ist, was man von ihm hört. Diese Herren Engländer! Was sie für Launen und Einfälle haben, es ist zum Lachen! Dieser Mensch zum Beispiel ist nach unsern Begriffen ein Millionair, könnte in London, Paris, Berlin oder Rom leben, und ist ein so verrückter Sonderling, sich an unsrer stillen, melancholischen Küste eine Villa zu bauen, als wollte er wie eine Möwe da leben, Bernstein fischen, Kartoffeln

bauen und Spiritus brennen. Nein, Gott sei Dank, daß ich kein solcher Sonderling bin!"

„Wenn das alle seine Sonderbarkeiten sind, daß er sich hier angekauft und angebaut hat," sagte Werner ruhig, „so sind sie noch sehr zu ertragen. Ich finde das gar nicht sonderbar. Hier haben sich schon mehrere Edelleute angekauft, und Du selbst, Vater, hast ja Dein schönes Gut in Hannover mit diesem vertauscht."

„Rede nicht so unvernünftig, Werner," fuhr der Baron derb heraus, „und vergleiche solchen englischen Hasenfuß, solchen Weltdurchschwärmer, solchen Mondscheinhelden mit mir und Meinesgleichen. Ich bin ein Deutscher, wir Alle sind Deutsche, und das ist unser Land, unsre Heimat, unser Eigenthum. Was hat solch' ein britischer Lord hier zu suchen? Will er uns wie überall das Leben vertheuern und seine verrückten Gewohnheiten einimpfen? Mag er in seinem Nebellande bleiben oder sein Geld in das atlantische Meer werfen, mir ist es einerlei, aber unsre gute deutsche Sitte soll er mir nicht mit seinem indischen Golde verderben. Hol' ihn der Teufel!"

„Ja, Du hast Recht, Leopold, und Du, Werner, sammle erst Erfahrung, ehe Du über solche Dinge mitsprichst," sagte Fräulein Sibylle mit einem grim-

migen Seitenblick auf den schweigend und bewegungslos dastehenden Hauslehrer. „Wenn ich einmal so viel Geld hätte, wie dieser englische Narr haben soll — denn ein solcher ist er — dann kaufe ich mich an einem Orte an, wo es schön und romantisch ist, zum Beispiel am Genfersee, aber hier, wahrhaftig, ist es doch gewiß nicht schön.“

„Oho, Tante! Das sagst Du nicht aus Ueberzeugung, sondern blos um dem Vater Recht zu geben. Hier wäre es nicht schön? Geh einmal nach der Küste, gerade dahin, wo die Brenke in die See hinein murmelt und der dichte Hochwald auf den Bergvorsprüngen bis in die Wellen hinausläuft — wo kann es schöner sein als in diesem Lande?“

„Nun ja, darin hat der Junge Recht,“ sagte der Baron, etwas besänftigt. „Schön ist die Küste, wo der Herumstreicher sein Schloß gebaut hat, und es soll prachtvoll sein, innen und außen, obgleich ich es noch nicht habe über's Herz bringen können, hinzureiten; denn mich hat es zu giftig geärgert, als ich hörte, daß der alte Graf Bolzahn — Gott habe ihn selig! — das schönste Gut in der ganzen Gegend so heimtückisch hinter unserm Rücken an diesen hergelaufenen Nabob verkauft hat. Halt einmal, wie nennen sie doch das Ding jetzt? Ja, richtig, Downs-Castle —

wie übersetzt man das in unsre Sprache, Herr Sohn?"

„Dünenschloß," sagte Joseph, sich verbeugend.

„Nun ja, das ist ein ganz passender Name. Dünen liegen genug an der Küste herum."

„Was hat er denn sonst noch für Sonderbarkeiten, dieser englische Lord?" fragte der hartnäckige Werner seinen Vater. „Bis jetzt habe ich eigentlich noch nichts Sonderbares von ihm gehört."

„Du bist ein Zweifler, Werner, an Allem, was Dir ein vernünftiger Mensch sagt. Recke die Ohren in die Welt und höre, was draußen vorgeht, anstatt die Nase immer auf die Noten zu richten, was mir auch über kurz oder lang zuwider werden wird."

Joseph trat einen Schritt vom Tische zurück, da er sah, daß das Gespräch eine so ungemüthliche Wendung nahm, und Rachel folgte seinem Beispiel. Werner aber, durchaus nicht eingeschüchtert, obgleich eine hohe Scharlachfarbe sein Gesicht überlief, behauptete fest seinen Platz und schien den Kampf mit seinem Vater aufnehmen zu wollen, der ihn tief verletzt hatte, indem er ihm die Musik vorwarf, die sein einziges Dichten und Trachten war. Allein der Baron, nicht gesonnen, an diesem Abend von seinem Thema abzu-

weichen, fuhr sogleich fort, indem er Werner's Frage beantwortete:

„Was er sonst noch für Sonderbarkeiten hat, fragst Du? Den Spleen hat er, melancholisch ist er, zum Hängen! Alle Tage will er sich erschießen, erdrosseln, ersäufen, und er thut es doch niemals, der dumme Narr!"

„Sagt er selbst, daß er das will?"

„Dummes Zeug — was Du für alberne Fragen thust! Du kommst mir heute wie ein Kind vor. Habe ich ihn etwa schon gesehn oder gesprochen? Die Leute, von denen ich herkomme, sagen es, denn er soll aussehen wie ein Gewitter, das eben einen Kirchthurm zertrümmern will."

„Aussehn!" fuhr Werner unverzagt fort. „Was die Leute sagen! Das ist mir noch lange kein Beweis, daß diese Leute Recht haben. Erst muß ich einen solchen Mann kennen lernen, bevor ich ihn beurtheile. Die Leute nehmen sich in der Nähe oft ganz anders aus, als in der Ferne."

„Die Ehre wird Dir bald zu Theil werden!" stieß der Baron hervor, nahm ein Licht vom Tische und schien sich entfernen zu wollen, aus Aerger, daß er da Widerspruch gefunden, wo er keinen erwartet hatte. „Ja, die Ehre wird Dir bald und leider auch uns

zu Theil werden. Der Herr Lord — Shorncliffe nennt er sich — denkt daran, einige Besuche in der Nachbarschaft abzustatten, und da wir ihm die nächsten sind, so wird er sein Mondscheingesicht wohl zuerst in unsern Hof stecken. Haha! Wir werden ihn morgen oder übermorgen in einer goldbeschlagenen Kutsche, drei Mohren hinten auf, Achte lang — lauter Vollblut — hier hereinfahren sehen, und dann wird sich so ein drei Ellen langer Hagestolz, dünn wie ein Licht, mit polirtem Schädel, wasserblauen Augen, steifer Cravatte und doppelsohligen Schuhen präsentiren. Haha! Ich sehe ihn schon, auf Ehre! Es wird ein köstliches Schauspiel sein! Wenn er nur nicht auf den tollen Einfall geräth, hier mitten unter uns sich seinen Gänsehals abzuschneiden. Haha! — Gute Nacht, Kinder, gute Nacht, ich will schlafen gehen."

Seiner Schwester zunickend wollte er sich eben entfernen, als ein lauter Ruf aus Joseph's Munde ihn plötzlich zurückhielt. Dieser hatte sich zufällig dem Sopha genähert, auf welchem die Baronin saß, und bemerkt, daß sie in die Kissen zurückgesunken war, todtenbleich mit geschlossenen Augen und im Schooße gefalteten Händen dalag und mehr einer Leiche als einem lebendigen Menschen ähnlich sah. „Mein Gott," rief er laut aus, „was ist der gnädigen Frau?"

Dieser ängstliche, aus einem wirklich besorgten Herzen kommende Ruf übte eine augenblickliche Wirkung auf die im Saale Anwesenden aus. Man sprang von allen Seiten herbei, rief die Ohnmächtige mit den zärtlichsten Namen und erschöpfte sich in Bemühungen, sie wieder in's Leben zurückzurufen. Endlich war es gelungen; die Baronin schlug die Augen auf, warf einen jammervollen Blick um sich und blieb schließlich mit einem unaussprechlichen Entsetzen auf den kalten Zügen ihres Gemahls haften.

„Was ist Dir?" fragte der Baron mit stupidem Gleichmuthe.

Die Baronin schüttelte abweisend das Haupt und fuhr mit der Hand nach dem Herzen; der Baron dagegen, seine Frau unter dem Beistande der weiblichen Verwandten lassend, drehte sich, immer noch sein Licht in der Hand haltend, nach den beiden jungen Männern um und brummte:

„Eine alte Geschichte! Die verfluchten Nerven! Dachte ich mir's doch, daß wir noch lange nicht über alle Berge wären. Schickt sogleich nach Neustadt und laßt den Doctor holen. Der Teufel fängt schon wieder an, sein Spiel hier zu treiben, nachdem kaum ein halbes Jahr vernünftig hingegangen ist. Gute Nacht, Sibylle, gute Nacht!"

Damit zur Thür schreitend glaubte der vortreffliche Gatte Alles gethan zu haben, was seine Pflicht verlangte. Während nun die Baronin in ihr Zimmer und zu Bette gebracht wurde, ließ man rasch ein Pferd satteln und einen zuverlässigen Boten nach Neustadt jagen. Glücklicher Weise fand er den Doctor zu Hause und brachte ihn sogleich mit. Als der Arzt gegen Mitternacht das Schloß erreichte, fand er die Patientin im Schweiße liegen, wahrscheinlich in Folge der Wirkung der Hausmittel, die Tante Sibylle ihrer Schwägerin aufgedrungen hatte. Jene selbst saß am Bette und auf der andern Seite Sophie, während Rachel, am Fußende kauernd, regungslos die Baronin anstarrte und einer Bildsäule glich, deren Augen allein durch ihren glühenden Schein das Leben verriethen, das in den kleinen Körper eingeschlossen war.

Der Arzt ließ sämmtliche Anwesende das Zimmer verlassen, um sich mit der Kranken ungestört zu unterhalten, und als er nach einer halben Stunde zu den besorgt Harrenden in den Salon zurückkehrte, forderte er vor allen Dingen unbedingte Ruhe für seine Patientin, Geduld und Abweisung aller Aufregung, denn das waren die Mittel, die ihm schon früher bei ähnlichen Zufällen der Baronin von ersprießlichster Wirkung gewesen waren. Schließlich verschrieb er noch

ein Recept, das ein Bote wiederum nach Neustadt zur Apotheke tragen mußte, und versprach am andern Abende wiederzukommen. Beunruhigt, wie es selten geschehn war, schlichen die an dem Wohlbefinden der Baronin Theilnehmenden auf ihre Zimmer, von Herzen Gott bittend, das Leben der ihnen so theuren Frau zu bewahren und ihr recht bald die verlorene Gesundheit wiederzugeben.

Drei oder vier Tage waren seit jenem Abend verflossen — kein Mensch hatte sich bis jetzt die Ursache des so plötzlich erfolgten Unwohlseins erklären können — die Baronin lag matt und wie gebrochen, eine vom Stengel gerissene vertrocknete Lilie, in ihrem Bette, bewegte sich kaum und sprach nur wenige Worte zu Sophie oder Rachel, die abwechselnd täglich einige Stunden bei ihr zubrachten. Auch Nachts hatten sie nicht von ihrem Lager weichen wollen, aber die Baronin hatte es ihnen ausdrücklich untersagt, wie auch der Arzt, zumal die alte Doris, eine treue und umsichtige Dienerin, sich diesen Liebesdienst nicht nehmen ließ. Sobald aber der Tag graute, schlich Sophie zu

der geliebten Kranken, erkundigte sich nach ihrem Befinden und theilte dann den übrigen Theilnehmenden ihre Nachrichten mit. So würde es nun eine Zeit lang bleiben, das wußte man mit ziemlicher Bestimmtheit, denn ähnliche Anfälle waren in früheren Jahren schon öfter dagewesen und hatten die Kranke stets Monate lang an ihr Zimmer, wenn nicht an ihr Bett gefesselt. Die allgemeine Hausordnung litt freilich darunter nicht, aber die fröhlichen genußreichen Abende, das häufige Zusammensein der jüngeren Familienglieder war dadurch arg gestört, abgesehn davon, daß Tante Sibylle ihre kaum aufgegebenen Ansprüche nun wieder erhob und den Herrscherstab über Zeit und Ort des Unterrichts, überhaupt über die Eintheilung der Stunden des Tages ergriff. Allein die Zeit der früheren absoluten Herrschaft dieser lieblosen und hämischen alten Jungfer sollte ein für alle Mal vorüber sein, denn kein Mensch gehorchte ihren Anforderungen und erfüllte ihre Befehle, selbst der sanfte Hauslehrer ward von Werner mit fortgerissen und setzte auf die bisher gebräuchliche Art den Unterricht, die Musikstunden und die abendliche Unterhaltung über interessante wissenschaftliche Gegenstände fort.

Der Baron vor Allen ließ sich auf keine Weise in seiner hergebrachten Lebensart stören. Er fuhr und

ritt in die Nachbarschaft, speiste Mittags und Abends, da er zu dieser Zeit keine Gäste bei sich sehen mochte, meist außer dem Hause und war nur selten oder in den frühsten Morgenstunden im Schlosse anzutreffen.

Am vierten oder fünften Tage nach jenem Vorfalle sprach die Baronin zum ersten Male den Wunsch aus, man möge ihr etwas vorlesen. Sophie war sogleich dazu bereit und fragte, was sie hören wolle.

Die Baronin aber schüttelte verneinend leise den Kopf und bat sie mit flüsternder Stimme, Herrn Sohn zu bitten, ein Stündchen bei ihr zuzubringen und den Ossian in englischer Sprache mitzubringen. Sophie, mit leuchtendem Auge von ihrem Stuhle aufspringend, sandte sogleich nach dem Verlangten und bald darauf erschien er, auf seinem milden Gesichte die ganze Theilnahme zeigend, die er für seine erkrankte Wohlthäterin im Herzen trug. Und so, während Werner mit Rachel zu dieser Zeit Musik trieb, war denn ein neues wonnigliches Beisammensein gefunden, und so schnell die Zeit auch dahinging, welche die drei insgeheim so innig befreundeten Personen mit einander in dem stillen Krankenzimmer verlebten, es sollte sehr bald der durch nichts beunruhigte Versammlungspunkt zweier Herzen werden, die sich, ohne Ah-

nung, daß es so sei, von Tage zu Tage enger zusammenschlossen.

Nach einigen Wochen ging es der Patientin schon viel besser; sie verließ bisweilen einige Stunden des Tages ihr Bett und sah bald Werner und Rachel, bald Sophie und Joseph Sohn bei sich. Jedoch nahm sie an Nichts Theil, was sich auf das Haus im Allgemeinen bezog, denn sie schien eine Art inneren Abscheu's gegen Alles zu hegen, was sie an die Scene des zuletzt geschilderten Abends erinnern konnte. Da sich die Nachricht von ihrer Krankheit rasch in der Nachbarschaft verbreitet hatte, so wurden von verschiedenen Seiten Boten gesandt, die sich nach ihrem Befinden erkundigten, Besuche aber, selbst von älteren Damen, wurden nie angenommen, da die Kranke vor allen Dingen allein und ungestört zu bleiben sich vorbehalten hatte, was denn auch pünktlich und gewissenhaft befolgt wurde.

So mochten etwa drei Wochen seit dem Abende ihrer Erkrankung verflossen sein, als sämmtliche Hausbewohner, Tante Sibylle und Fräulein Ursel mit eingeschlossen, im Salon versammelt waren, um einen der ersten etwas trüben Juninachmittage bei der Mu-

sik zu verbringen, nur der Baron, der jedoch frühzeitig heimzukehren versprochen hatte, befand sich außerhalb des Hauses. Es mochte etwa fünf Uhr sein — erst um sieben Uhr hatte die Baronin Sophien und Joseph Sohn zu sich beschieden — als, von den im Salon Versammelten unbemerkt, sich ein einsamer Reiter dem Schlosse näherte, langsam über die Brücke ritt und einem herbeieilenden Stallknecht sein schönes braunes Vollblutpferd übergab. An Valentin, der alsbald erschien, einige Fragen über das Befinden der Kranken und über die Lage ihres Wohnzimmers richtend, die derselbe augenscheinlich zur Befriedigung des Fremden beantwortete, begab er sich mit ihm in das zweite Stockwerk und blieb hier an der Thür stehen, hinter der die herrlichen Töne eines sanften Adagio's erklangen, die einen Flügel, ein Cello und eine Geige in Thätigkeit erkennen ließen. Aufmerksam lauschte der Fremde und, ein eigenthümliches Lächeln zeigend, das offenbar seine Zufriedenheit ausdrückte, nahm er die Meldung Valentin's entgegen, daß er willkommen sein und der Herr Baron selbst in kurzer Zeit zurückkehren werde.

Die Musik innerhalb des Salons war augenblicklich verstummt, als Valentin seine Meldung laut ausgesprochen, denn wie gelähmt ließen Alle die Finger

sinken, als sie hörten, Lord Shorncliffe von Downs-Castle bitte um Erlaubniß, den Damen seine Aufwartung machen zu dürfen.

Es giebt Menschen, deren Namen, wenn sie unter gewissen Verhältnissen bei'm gemüthlichen Zusammensein einiger Personen gesprochen werden, von merkwürdigem Einfluß auf die Stimmung dieser Personen sind. Schon oft hat ein solcher Name wie ein elektrischer Funken gewirkt und eine Aufregung veranlaßt, die wenige Minuten vorher in der stillen Versammlung unmöglich zu sein schien; und andrerseits hat er eine Besorgniß und Entmuthigung hervorgerufen, die kaum auf natürliche Weise zu erklären sind. Hier war keins von Beidem der Fall, sondern in ganz andrer Weise wirkte der nur einmal gehörte Name des reichen Lords, des britischen Narren, wie ihn der Baron spöttisch genannt hatte. Alle, Jung und Alt, waren augenblicklich von einer Neugierde betroffen, die kurz vorher noch Niemand empfunden hatte, und unter den bekannten Umständen war es wohl verzeihlich, wenn Jedermann seine Augen weit aufriß, um den Mondscheinritter, den drei Ellen langen Briten mit wasserblauen Augen und doppelten Sohlen von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Allein diesmal hatten sie sich sämmtlich und zwar auf eine erfreuliche Weise geirrt,

denn anstatt des hageren, glatzköpfigen und spindelbeinigen Insulaners, wie ihn der Baron geschildert, trat ein in den trefflichsten Verhältnissen gebauter Mann von etwa fünf und vierzig Jahren in feiner Gesellschaftskleidung herein. Sein kleiner ovaler intelligenter Kopf entsprach seiner mäßig beleibten doch stattlichen Gestalt auf das Vollkommenste, eben so wie seine feinen Manieren ganz und gar dem Ausdrucke seines Gesichts angemessen waren. Dieses Gesicht, mit einer gewissen innerlichen Spannung sich sogleich nach allen Seiten wendend, war zwar etwas blaß, aber von reinem englischen Schnitt; unter dunklen Brauen schauten zwei kluge und doch mild blickende blaue Augen hervor, mit denen die feine, etwas gewölbte Nase vortrefflich harmonirte. Das Einzige, was mit des Barons Schilderung einigermaßen übereinstimmte, war eine, wenn nicht melancholische, doch gewiß elegische Färbung, die auf diesem Gesichte lag, die aber sehr angenehm zu seinem übrigen Wesen stimmte, das unzweifelhaft eine feine aristokratische Erscheinung repraesentirte, wie man sie unter vornehmen Engländern sehr häufig findet.

Wollen wir nun ganz genau bei der Schilderung dieses (in unsrer Erzählung so bedeutenden) Mannes verfahren, so müssen wir noch einen Zug erwähnen

der vielleicht das Charakteristischste war, was sein Gesicht darbot. Es lag nämlich im untern Theil desselben, namentlich um den Mund, ein Ausdruck gewisser Entschlossenheit, der an Hartnäckigkeit streifte, die, was sie einmal erfaßt hat, auch durchzusetzen pflegt. Vielleicht war dieser dem aufmerksamen Beobachter sogleich auffallende Zug nicht von Hause aus durch die Natur dem Gesichte eingeprägt, sondern durch herbe Erfahrungen und eines bewegten Lebens mächtige Einwirkung hervorgerufen. Durch diese Entschlossenheit und Zähigkeit, die seinem Munde und Kinne etwas Doggenartiges verlieh, verlor sein Gesicht, im Ganzen betrachtet, wohl etwas von seiner angeborenen Schönheit, gewann aber eben so viel an männlichem Ausdruck und innerlich gesammelter Kraft, so daß man wenn nicht mit Wohlgefallen, doch mit großer Befriedigung ein Antlitz überblickte, das Jedermann Respekt einflößen mußte.

„Meine Damen und meine Herren," sagte der Brite mit reiner deutscher Aussprache, die aber doch dann und wann ein englischer Accent durchbrach, „ich bedaure, Sie gestört zu haben. Allein trotzdem ich schon seit einigen Wochen vernahm, daß die Frau vom Hause leidend ist, konnte ich meinen Besuch doch nicht länger hinausschieben, da es mir wünschenswerth war,

meine nächsten Nachbarn nach meinem Einzuge in Downs-Castle zuerst zu begrüßen."

Das ältere Fräulein von Haldrungen, sich sogleich in würdevolle Positur setzend, trat einen Schritt gegen den ihr außerordentlich behagenden reichen Lord vor, und sich tief verneigend, erwiderte sie seine Begrüßung mit einigen Worten, woran sich die Vorstellung der anwesenden Personen schloß.

Lord Shorncliffe richtete sein helles Auge auf Jeden der Genannten der Reihe nach und wiederholte vor jedem Einzelnen seine Verbeugung. Als dann aber zuletzt sein Auge auf Joseph Sohn ruhen blieb, der bescheiden zurückgetreten war, stutzte er einen Augenblick, schien sich zu besinnen und fragte dann lebhaft: „Herr Sohn? Hörte ich recht?"

„Ja, der Hauslehrer meiner Nichte und meines Neffen, Mylord."

Der Engländer warf in seiner beharrlichen Weise noch einen Blick auf Joseph's angenehme Gestalt, ging dann auf ihn zu, der etwas hinter Werner stand, und schüttelte Beiden nach einander kräftig die Rechte. Gleich darauf hatte er auf dem dargebotenen Sessel Platz genommen und das Gespräch entwickelte sich bald, wie es unter solchen Verhältnissen zu geschehn pflegt, wenn die Leute ihr Pensum aus der Erfahrung gelernt haben.

Nachdem der Lord, der in den Augen der Tante Sibylle kein britischer Narr mehr, sondern ein liebenswürdiger, achtungswerther vornehmer Herr war, sich eine Weile mit den älteren Damen unterhalten und gewissermaßen mit einem sichern, ihm angebornen Takte den Charakter der mit ihm Redenden entziffert hatte, benutzte er eine Pause, die sie ihm ließen, um sich an Sophie zu wenden.

„Ihre Frau Mutter, mein Fräulein, ist doch nicht bedenklich krank?"

„Gott sei Dank, nein, Mylord! Sie leidet häufig an gewissen Zufällen, die sich aus ihrer Jugend herschreiben; nur bedauern wir, sie dann Monate lang einer ungestörten Einsamkeit preisgegeben zu sehen und ihre Gesellschaft entbehren zu müssen, da sie vor allen Dingen der Ruhe bedarf."

„Das thut mir leid. Ich wünsche von Herzen baldige Besserung. — Aber wie, meine Herrn, Sie waren eben bei der B-Dur Sonate von Mendelssohn, wenn ich nicht irre. Wie Sie sehen, bin ich Musikkenner und ich füge hinzu, ein großer Freund dieser Kunst. Wollten Sie mir das Vergnügen gewähren, mich auch das Allegro hören zu lassen, dessen Andante mir den Muth eingeflößt hat, Sie um diesen Ohrenschmaus zu bitten?"

Joseph gab Rachel einen Wink und setzte sich an sein Cello, während Werner die Geige ergriff. Einen Augenblick darauf war man mitten im Feuer und der Lord war so erstaunt von dem vollendeten Spiele, welches er hörte, daß er sein strahlendes Auge forschend von Einem zum Andern der Spielenden wandte. Als das Allegro beendet war, erhob er sich und ging schnell auf den Flügel zu, wo Rachel ruhig und bescheiden saß, wie sie es immer war.

„Mein Fräulein," sagte er hastig, „wo haben Sie Ihr Spiel gelernt?"

Rachel wandte ihr funkelndes Auge auf Joseph und erwiderte sanft, doch mit einem gewissen Stolze: „Bei diesem Herrn, meinem Erzieher und Lehrer."

„So weiß ich nicht, wem von Ihnen Beiden ich mein größtes Compliment machen soll. In der That, Sie haben mich überrascht. Dergleichen hier auf dem Lande zu finden, war ich nicht vorbereitet. Bei Gott, sehr, sehr schön! O, lassen Sie mich noch einmal Etwas hören, aber ich bitte mir ein Solo aus."

Rachel setzte sich nieder, sann einen Augenblick nach und spielte dann, wie sie nur so schön es konnte, das schwere Impromptü in As-Dur von Chopin.

Der Engländer, der an den Flügel dicht herangetreten war, jeden Fingersatz beobachtet, jeden Ausdruck

der Spielerin verschlungen hatte, war ganz bleich geworden. Fast machte es ihm Mühe, ein Wort hervorzubringen, und er sah sich rings im Kreise um, als wollte er auf den verschiedenen Gesichtern die Bestätigung der Empfindungen lesen, die ihn selbst durchzuckten. Zuletzt aber blieb er abermals an Joseph's freudiger Miene haften und sagte mit offenem aber höchst entschiedenem Tone:

„Mein Herr, darf ich fragen, wo Sie Ihre Studien gemacht haben?"

„Bei meinem Vater, Mylord."

„Wer war Ihr Herr Vater?"

„Der Professor Sohn in Bremen."

„So. Nun, wer solche Schülerin erziehen kann, der ist selbst ein Meister. Weiter will ich heute nichts sagen. Aber, meine Damen und Herrn, ich bin selbst etwas musikalisch und spiele mehrere Instrumente. Ich kam mit der Absicht hierher, den Herrn Baron zu bitten, mich recht bald auf Downs-Castle zu besuchen, und da er leider nicht anwesend ist, so spreche ich Ihnen die Bitte aus, mich so bald wie möglich zu erfreuen. Wir können auch bei mir concertiren, ich habe eine passende Räumlichkeit dazu, und die Instrumente, die Sie vorfinden werden, dürften Ihnen

zusagen. Darf ich hoffen, Sie recht bald bei mir zu sehen?"

Man wollte eben Etwas erwidern, als die Thür aufging und der Baron selbst hereintrat, mit wahrer leidenschaftlicher Gluth und Herzlichkeit den Mann begrüßend, den er vor wenigen Tagen so arg verlästert hatte. Die beiden Herrn saßen sehr bald auf einem Sopha in der einen Ecke des Salons, während die andren Personen sich in die entgegengesetzte zurückgezogen hatten.

„Sie glauben nicht, wie ich mich freue," sagte der Baron, nachdem ihr Gespräch über die in der Umgegend liegenden Güter und deren Bewohner schon eine Weile gedauert hatte, „einen Mann von Ihrer Art und Weise meinen nächsten Nachbar zu nennen. Das Meiste, was wir hier haben, ist Krimskrams und kein rechter Adel darunter. Ohne Zweifel werden wir uns daher recht häufig besuchen. Wenn man in einer so abgelegenen Gegend nicht gute Nachbarschaft hält, ist das Landleben sehr langweilig. Aber Sie haben wohl noch nicht den Entschluß gefaßt, lange auf — auf Downs-Castle zu bleiben?"

„Ich fasse nie bestimmte Entschlüsse, die meine Zukunft betreffen; ich folge vielmehr der Eingebung des Augenblicks und befinde mich wohl dabei. Wenn

es mir einfällt, gehe ich morgen an den Hudson und über vier Wochen nach dem Ganges. Nur wo ich Dinge von Interesse finde, verweile ich länger."

„So hoffe ich, daß Sie hier an der Brenke mehr finden, als Sie vielleicht erwartet haben."

„Ich erwarte Nichts mehr — das gehört auch zu meinen Eigenthümlichkeiten. Denn was man erwartet, findet man so selten, daß man Unrecht thut, seiner Hoffnung die Flügel zu spannen. Oft findet man gerade, wenn man Nichts sucht, was des Suchens werth wäre."

Der Baron bezog die Schmeichelei, wenn es eine sein sollte, auf sich und sein Haus und verbeugte sich dankbar. „Sie haben auf Ihrem Gute," fing er nach einer Pause wieder an, „schöne fruchtbare Ländereien — werden Sie die selbst bewirthschaften?"

„Ach nein! Zur Landwirthschaft tauge ich nicht, dazu fehlt es mir an Gemüthsruhe. Ich überlasse das meinen Verwaltern. Die Einnahmen gehören ihnen und die etwaigen Ausfälle decke ich."

„Ach so, ja freilich, hm! Wenn man bei so guten Mitteln ist, ist man geborgen. Aber wie steht es mit der Jagd? Sie sind doch gewiß ein ächter Nimrod?"

Des Engländers Stirn verfinsterte sich. „Jagd?" sagte er. „Nein, von allen Persönlichkeiten, die Sie

mir beilegen können, bin ich am wenigsten ein Nimrod. Auf meinen Gütern wird nicht gejagt."

„Nicht gejagt? Sie scherzen. Was fangen Sie denn mit dem Wilde an?"

„Ich lasse es sich seines Lebens freuen, wie ich — wie Sie sich, wollt' ich sagen, des Ihrigen freuen."

Der Baron machte ein Gesicht, so lang, wie man es selten bei ihm sah. Das war ihm doch etwas zu sonderbar. Das närrische Wesen des Briten brach, nach seiner Meinung, allmälig doch aus dessen Gespräch hervor. „Aber, mein Gott," sagte er, „dann werden Sie doch wenigstens Ihre Jagd verpachten und Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie an mich dabei zuerst dächten."

„Um Verzeihung, Herr Baron, ich wiederhole es: auf meinen Gütern wird nicht gejagt, niemals, weder von mir, noch weniger von Fremden. Ich liebe das nicht."

Er stand auf, nachdem er die letzten Worte mit festem und eindringlichem Tone gesprochen, der schon allein genügend war, das Gespräch über den betreffenden Gegenstand abzubrechen.

„Aha, nun verstehe ich — wie, Sie wollten uns schon verlassen?"

„Ja, Herr Baron, ich habe Geschäfte für heute

Abend und bin gern zu Hause, wenn es dunkel wird.“ —

Fünf Minuten darauf hatte Mylord das Zimmer verlassen, nachdem er von den Versammelten Abschied genommen und noch einmal verbindlich den Wunsch ausgesprochen hatte, die Damen und Herrn an einem der nächsten Tage bei sich zu sehen. Der Baron und Werner begleiteten ihn bis auf den Hof, wo sie Gelegenheit hatten, das herrliche Racepferd zu bewundern, welches den Engländer hierhergetragen. Nachdem dieser fortgeritten und Vater und Sohn in den Salon zurückgekehrt waren, entspann sich ein eifriges Gespräch über den Besuch, aber man war uneinig über ihn, wie schon früher, denn wie Werner ihm auf jede Weise das Wort redete, ließ sich der Baron nicht davon abbringen, daß Mylord zwar nicht ein offenbarer, aber doch ein versteckter närrischer Kauz sei. „Ihr werdet es erleben,“ wiederholte er dreimal, „daß ich Recht habe. Seht ihn Euch nur erst aus der Nähe an. Solche Leute, die heute am Hudson, morgen am Ganges und übermorgen auf den Dünen an der Ostsee sind, haben den Teufel im Leibe. Ich kenne das — pah! laßt mir ein Glas Wein bringen!“

Einige Minuten später wußte auch die Baronin, daß der britische Narr seinen Besuch abgestattet, was er gesprochen und wie er sich benommen habe. Sie blieb ganz still bei den Mittheilungen, die Sophie über ihn machte, und schaute nur selten aus der innern Versunkenheit auf, in die sie jetzt wieder so oft verfiel. „Es thut mir leid, daß Du ihn nicht gesehn hast," fügte Sophie hinzu, „Du würdest Dich gewiß über seine Bekanntschaft gefreut haben; er scheint mir ein sehr angenehmer, obwohl immerhin etwas seltsamer Mann zu sein."

„Was hat er mit dem Vater gesprochen?" fragte die Baronin leise.

„Das habe ich nicht genau gehört, wir saßen zu weit davon entfernt, doch, glaube ich, handelten sie mit Lebhaftigkeit das Kapitel über die Jagd ab."

Die Baronin seufzte recht von Herzen, blieb aber dann wieder ganz still und bat endlich Sophien, sie allein zu lassen. Sophie küßte sie und begab sich zu Rachel und Werner, zu denen sich bald auch Joseph gesellte, um einen Spaziergang vorzuschlagen, der Allen erwünscht war.

Als sie so auf ihrem Lieblingswege den Hügel hinanschritten, sagte Sophie: „Nun, Herr Sohn, wird es die längste Zeit gedauert haben, daß Sie den Anblick

der See entbehrten. Wenn ich mich nicht sehr irre, so wird Tante Sibylle selbst es sich angelegen sein lassen, recht bald der Einladung des Engländers Folge zu leisten, sollte es auch nur aus Neugierde geschehen, sein schönes Zauberschloß zu betrachten."

„Ach," sagte Werner, „ich weiß nicht, wie es kommt, mir will diese neue Bekanntschaft gar nicht behagen, so angenehm der Mann auch über Musik sprach."

„Hast Du Angst vor seinem Spleen?" scherzte Sophie.

„Wie man es nehmen will. Dergleichen Männer, wie er mir einer scheint, sind unternehmend, und was sie sich in den Kopf setzen, das führen sie aus. Etwas dergleichen steht diesem Manne auf jeden Zug seines großartigen Gesichts geschrieben."

„Was könnte er sich denn in den Kopf setzen, was Ihnen schadete?" fragte Joseph heiter.

„Wer weiß es! Der Himmel gebe, daß ich mich täusche, aber ich habe so eine bestimmte Besorgniß, als ob jenes Zauberschloß, wie es Sophie nennt, wirklich einen Zauberer in sich schlösse, der —"

„Nun was willst Du sagen, Werner?"

„Ja — der Einen von uns verwandelte — Gott weiß, in welche Gestalt!"

„Nun, hoffentlich doch in eine bessere!"

„Kinder, es giebt keine bessere, als die gegenwärtige, wenn man glücklich darin ist, und ich bin glücklich — darum allein fürchte ich mich."

„Wovor?" fragte Sophie ernst.

„Das weiß ich eben nicht. Aber sage Du einmal selbst: möchtest Du Dein Schicksal gewandelt sehen, wenn Du Dich recht glücklich fühltest?"

„Das kann ich Dir nicht so ohne Umstände sagen, erst müßte ich mich doch eben glücklich fühlen —"

„Sophie!" rief der Bruder bedeutungsvoll und blieb auf dem Wege stehen — „die Hand aufs Herz: bist Du jetzt nicht glücklich?"

Sophie erhob die Augen zum Himmel, weil sie nicht wußte, wen sie auf Erden anblicken sollte. Aber ach, der Himmel war trübe. Da also keinen Anhalt findend, wandte sie sich auf die Erde zurück, aber sie sah nichts um sich her, denn alles Blut ihres Herzens war in ihr Gehirn, ihr Gesicht, ihren Hals und Nacken getreten und verschleierte mit dunkler Wallung auch ihr sonst so helles Auge.

„Nun, bekomme ich keine Antwort?" fragte der hartnäckige Werner.

„Ich bin wenigstens zufrieden!" stammelte Sophie, wobei ihr eine Thräne in's Auge kam.

„Lassen Sie solche seltsame Gespräche," ergriff Jo-

seph mit leisem Beben das Wort, „man darf keinen Menschen auf's Gewissen fragen, was er vielleicht selbst nicht weiß."

„O, sie weiß es schon, ich stehe dafür."

„Werner — um Gotteswillen!"

„Still, still, liebe Schwester, ich schweige ja schon. — Rachel, was machen Sie da?"

Rachel hatte sich bei den letzten Worten gebückt und aus dem Roggen, der zu beiden Seiten den Weg nach der Höhe einfaßte, vier Kornblumen gepflückt. Sie hielt sie jetzt hoch in die Luft und lächelte dabei.

„Was sollen die vier Blumen bedeuten?"

„Seht," sagte Rachel mit tiefer und ergreifender Stimme, und ihr Auge blitzte, wie nur ein schwarzer Diamant und eines Menschen Auge blitzen kann, — „diese vier Kornblumen sollen uns Vier bedeuten. Einer von ihnen reiße ich den Kopf ab — da liegt er schon. Die anderen behalte ich in der Hand. Nun ziehe ein Jeder von Euch einen Stengel heraus, und wer den kopflosen Stengel zieht, der ist der Erste, der in Downs-Castle bezaubert und verwandelt wird."

„Nicht doch," sagte Werner. „Man fordre nicht das Schicksal heraus."

„Werner!" entgegnete Joseph ernst — „glauben

Sie wirklich, daß das Schicksal Eines von uns an den Ausspruch dieser Blumen geknüpft sein könne?"

„Ich glaube nichts dergleichen, aber dennoch ängstigt es mich."

„Ziehet!" rief Rachel und hielt mit vorgestrecktem Arme die vier Stengel hin.

Sophie hatte schon einen gezogen. Die Blume saß fest daran. Sogleich ahmte ihr Joseph nach und auch er zog eine Blume hervor. „Wir werden nicht verwandelt," sagte er leise zu Sophie.

Sie schüttelte ihr Nein mit dem Kopfe und lächelte still vor sich hin.

„Aber vielleicht doch verzaubert!" brummte der scharf hörende Werner.

„Nun, Werner; rasch!" mahnte Rachel.

„Ich mag nicht wissen, wer von uns Beiden verwandelt wird."

„Aber ich — soll ich ziehen?" fragte Rachel.

Werner konnte ihrem bittenden Auge nicht widerstehen und zog rasch einen Stengel hervor, der ebenfalls eine Blume hatte.

„So! Da seht Ihr sie!" rief Rachel frohlockend. „Ich selbst werde verwandelt!"

„Das verhüte Gott!" rief Werner erbleichend. —

Der Scherz, denn das war er doch offenbar, schien

sich selbst etwas zum Ernste gewandelt zu haben; Joseph schaute sinnend vor sich nieder und Sophie blickte gedankenvoll ihren Bruder, dann Rachel an. Rachel allein blieb heiter und froh, wie sie es seit langer Zeit war. Werner aber verharrte den ganzen Abend in zurückgezogener Schweigsamkeit, er bewegte sich kaum und aß gar nichts. Als er aber später die Geige ergriff und irgend ein Adagio spielte, wurzelten seine Augen fest auf dem kleinen Judenmädchen, und nie hatte seine Umgebung ihn so wunderbar klagend und sehnsuchtsvoll spielen gehört.

Drittes Kapitel.

Das Schloß des Zauberers.

Der nächste Tag war einer jener wenigen Frühsommertage, wo der auf dem Lande lebende Mensch es unmöglich findet, im Zimmer zu bleiben, wenn ihn nicht Krankheit oder Geschäfte daran fesseln. Unwiderstehlich lockt und ruft die balsamische Luft, der lichtfunkelnde tiefblaue Himmel und der Duft der Blumen wie die Pracht der ganzen sich in Wonne badenden Natur hinaus in's Freie, und der denkende Mensch betritt mit dem köstlichen Gefühle den durchwärmten Boden, als hätte er ein Stück Unsterblichkeit vom Himmel zum Geschenk erhalten, als wäre das All sein Eigen und er brauche nur einen tiefen Athemzug zu thun, um sich vollzufüllen mit jener berauschenden Luft, die uns innerliche Schwingen und göttliche Gedanken verleiht. So hatten denn auch schon

zeitig die meisten unsrer jungen Freunde das Schloß verlassen, um sich im Freien zu tummeln; nur Sophie saß bei der Mutter, die es gern sah, wenn die vier jungen Leute mit einander abwechselten, ihr Gesellschaft zu leisten, da sie auf diese Weise Genuß von Allen hatte und doch durch die Anwesenheit Mehrerer nicht übermäßig aufgeregt wurde. Werner und Joseph hatten um zehn Uhr Morgens ihre Pferde bestiegen und waren um elf Uhr wohl eine Meile weit vom Schlosse entfernt, als unerwartet wieder der Lord erschien und sich bei'm Baron anmelden ließ. Dieser war spazieren gegangen und so traf Jener nur Fräulein Sibylle zu seinem Empfange bereit.

„Mein Fräulein," sagte der fremde Herr, „ich bitte um Verzeihung, daß ich schon wieder bei Ihnen einspreche, allein da ich an dem Gute vorüberritt, schien es mir nicht ungeeignet zu sein, mich persönlich nach dem Befinden der Frau Baronin zu erkundigen."

„Sie sind sehr gütig, Mylord," erwiderte Sibylle mit ihrem künstlichsten Flötenton, „und meine Schwägerin wird sich freuen, mit solcher Aufmerksamkeit von Ihnen bedacht zu werden. Sie befindet sich heute, wie sie sich gestern und vorgestern befand, und wird sich morgen und übermorgen so wie heute befinden."

Der Brite, der einen Stuhl angenommen hatte,

reckte sich bei diesen mit einer gewissen schnippischen Wegwerfung gesprochenen Worten in die Höhe, und obwohl er kein Wort hören ließ, so sprach sich doch in seinem langgezogenen Gesicht und in seinem durchdringend auf der alten Jungfer wurzelnden Auge eine so verständliche Frage aus, daß Fräulein Sibylle sogleich in ihrer Erläuterung fortfuhr:

„Ja, Ew. Herrlichkeit wundern sich vielleicht über meine Fassung bei der so lange dauernden Krankheit meiner Schwägerin; allein wer so viele Jahre, wie ich, ihre immer auf dieselbe Weise wiederkehrenden Nervenzufälle erlebt — und erfahren hat, daß dieselben nichts, gar nichts zu bedeuten haben, der gewinnt endlich diese Fassung und Ruhe in der Beurtheilung der vorliegenden Verhältnisse.“

„Also schon lange leidet die gnädige Frau an diesen Zufällen?“

„So lange sie verheirathet ist, und das ist manches Jahr her. Mein Bruder so wenig wie ich haben sie überhaupt einen Tag gesund gesehen. Es ist ein großes Leiden das!“

„Und woher schreibt sich dieses Leiden?“

„Wer weiß das!“ sagte Fräulein Sibylle mit einem gewissen verächtlichen Naserümpfen. „Sie war ein armes Fräulein, ein sehr armes, Mylord, obwohl

aus guter Familie, und hat sich vielleicht durch ihrer Hände Arbeit ernährt und dadurch zu sehr angestrengt, wenn es nicht eine Herzensangelegenheit war, die ihr schon früh —"

„Wie ist das möglich!" unterbrach sie der Engländer, mit einer flammenden Röthe auf der Stirn und so heftig, daß die Sprechende erschrocken in ihrer Rede inne hielt.

„Wieso möglich? Daß eine Herzensangelegenheit" —

„Nein, daß sie so arm war?"

„Mein Gott, das ist doch sehr leicht zu entziffern. Sie war arm, daher war sie es, Mylord."

„Ich verstehe," sagte der Engländer sinnend und stand auf, mit einem Wesen, als wollte er sagen: ich habe genug, von Dir will ich nichts mehr über diesen Gegenstand hören.

„Wollen Sie meinen Bruder nicht erwarten, Mylord?"

„Nein, ich habe keine Zeit; nur wollte ich Sie bitten, wenn es das Befinden Ihrer Frau Schwägerin irgend erlaubt, mich morgen mit Ihrem Besuche zu beehren; ich habe gerade einen freien Tag, das Wetter ist herrlich und — und ich sehne mich etwas nach Gesellschaft."

„Wir werden sehr gern Ihre gütige Einladung an-

nehmen, Mylord," entgegnete Fräulein Sibylle erfreut mit einem Knix, den sie vor einem Vierteljahrhundert gelernt und durch ihre Studien seither unendlich verschönert hatte — „nur wollte ich bitten, mir gefälligst zu sagen, auf Wen sich diese Einladung bezieht, denn außer uns — ich meine die Familie meines Bruders — befinden sich noch zwei Menschen in Brenkowitz, die nicht zu uns gehören."

„Wer wären diese zwei Menschen?"

„Das ist der Hauslehrer Sohn und sein Pflegekind, die kleine Jüdin, die Sie neulich gesehen haben."

Der Engländer schnappte beinahe nach Luft; ein solcher dummer Hochmuth war ihm in seiner hochherzigen Anschauungsweise noch nicht vorgekommen.

„Mein Fräulein," sagte er mit starker Betonung, „ich werde es mir zur hohen Ehre schätzen, Herrn Sohn und die kleine Jüdin ebenfalls bei mir zu sehen, denn gerade diese beiden Personen näher kennen zu lernen, hat außer dem Wunsche, mich nach dem Befinden Ihrer Frau Schwägerin zu erkundigen, meinen heutigen Besuch auf eben nicht übliche Weise beschleunigt. Sollten Sie selbst aber durch die Pflege Ihrer Frau Schwägerin an deren Krankenlager zurückgehalten werden, so würde ich das — meinerseits — zwar sehr bedauern, Ihrerseits jedoch es als eine Pflicht

betrachten, die man anerkennen muß. — Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Tante Sibylle blieb in einer Art unwillkürlicher Verblüffung vor dem Abschied nehmenden Engländer stehn, der sie ihrer Meinung nach auf eine ächt närrische, englische Weise behandelt hatte. Er war schon aus der Thür, noch bevor sie sich von ihrer Erstarrung erholt und den Entschluß gefaßt hatte, von dieser letzteren Wendung des Gesprächs keinen Menschen ein Wort hören zu lassen. „Das ist ja ein grober Mensch," sagte sie zu sich. „Aha! Mein Bruder hat also sehr Recht gehabt. Aber Sie irren sich, Mylord, wenn Sie denken, mich dadurch abzuschrecken, mit von der Parthie zu sein — o nein, o nein! Ich werde kommen, so gut wie die Andern, verlassen Sie sich darauf!" —

Als die beiden jungen Männer eine Stunde vor diesem Gespräch aus dem Hofe geritten waren, hörten sie noch in einiger Entfernung den Ton des Flügels sie begleiten, den Rachel's Spiel hervorrief. Bald darauf aber beendigte sie dasselbe, trat an ein Fenster und sog mit Wollust die köstliche Luft ein, die von den kornwogenden Feldern herüberwehte. Da erfaßte sie plötzlich die Lust, in dieser Luft herumzuschweifen,

und, rasch ihren Strohhut auf die schwarzen Locken drückend, ein leichtes Tuch und ihre Handschuhe ergreifend, schritt sie, von Niemandem beachtet, über den Graben hinaus.

So gut Sophie und Joseph ihren Lieblingsspaziergang nach dem Hügel mit der Linde hatten, so hatte auch Rachel einen solchen; dieser führte aber gerade in entgegengesetzter Richtung nach Norden zu, an dem Bache entlang, in dessen seichten, aber wunderbar klarem Wasser sich von Zeit zu Zeit eine alte Weide oder Ulme spiegelte. An diesem in vielfachen Windungen sich nordwärts schlängelnden Wasser weilte sie gar zu gern. Hier ging und trillerte sie in Gedanken ihre neusten Musikstücke, oder sie saß auch oft mit einem Notenblatte auf dem Schooße und studirte eifrig, wie sie diese oder jene Passage am richtigsten in Tönen wiedergeben könne. Heute that sie nichts von Beidem, sie trillerte und studirte nicht, sondern sie sann über das neckische Spiel nach, das sie am Tage vorher mit den Blumen getrieben, und suchte in ihrem Geiste die wunderliche Meinung Werner's zu ergründen, wie er es für möglich halten könne, daß sie oder irgend eine andre Person von jenem romantischen Schlosse könne eine Einwirkung erleiden, die nur einigermaßen einer Verwandlung ähnlich sähe. Was

den Engländer betraf, so war ihr derselbe nicht im Geringsten gefährlich und zauberhaft vorgekommen; allerdings war er ein sehr angenehmer Mann im besten Lebensalter, in dessen Gesicht sogar Etwas lag, was für sie, seltsam genug, einen unendlichen Reiz hatte; aber von der Böswilligkeit, der Tücke und Hinterlist eines Zauberers, wie sie sich einen solchen vorstellte, besaß er durchaus nichts.

Solches bedenkend war sie langsam über ein Brett geschritten, welches unweit des Schlosses über die Brenke gelegt war, und wanderte nun auf der westlichen Seite derselben den Bach entlang, bis sie an eine Stelle kam, an der sie gern verweilte, weil sie ein stilles und schattiges Ruheplätzchen enthielt.

Im Schatten einer knorrigen verwachsenen Weide, die nichtsdestoweniger ein reicher Blätterschmuck zierte, war nämlich ein üppiger Rasen ausgebreitet und durch das Wasser des Bachs, wenn er einmal anschwoll, waren verschiedene Aushöhlungen entstanden, die im Sommer bequeme Sitze darboten.

Auf einen dieser Sitze ließ sich Rachel auch heute nieder und sehr bald war sie in die lieblichen Träumereien versenkt, die einen begabten Geist an jeden einsamen Ort dieser Art zu begleiten pflegen. Die Hände im Schooße gefaltet, blickte sie zu dem Wasser

nieder, das dicht vor ihren Füßen vorbeirieselte und ein melodisches Murmeln und Rauschen hören ließ, wenn es sich an den größeren Steinen brach, die von Zeit zu Zeit quer durch den Bach lagen und den Landleuten eine natürliche Brücke darboten, wenn sie einmal an einer dieser Stellen das Wasser überschreiten wollten. Diesem Sitze gegenüber dehnten sich in weiter Fläche die fruchtbaren Felder aus, die jetzt von Roggen- und Weizenfrucht wogten, und etwas weiter links hinauf glänzte der glatte Spiegel des Landsees in der Morgensonne, die auch hell auf die Wälder fiel, welche die Hügelkette im Osten schmückten und die weiteste Gränze des faßlichen Horizontes bildeten.

Von dem lieblichen Murmeln des an den Steinen spielenden Wassers angelockt, denn das Ohr war das begabteste und aufmerksamste Organ an Rachel, senkte sie ihre blitzenden Augen in die etwa nur einen halben Fuß betragende Tiefe des Baches und da sah sie denn kleine Fische lustig hin und her schwimmen, mit einander spielen und sich jagen, wie die Menschen im Leben mit einander spielen und sich jagen. So von Stein zu Stein weiter blickend fiel ihr Auge auf das gegenüber liegende Ufer und fand daselbst einen üppigen Flor herrlicher Vergißmeinnichts auf, die sie so außerordentlich liebte. Von dem Verlangen erfaßt,

einen Strauß davon zu pflücken, erhob sie sich von ihrem Sitze und trat auf den ersten Stein, der im Wasser lag. Aber der Stein war klein und glatt und sie sah, daß es mit leichtem Schuhwerk, wie sie es trug, nicht gut möglich sein würde, trockenen Fußes hinüber=zu=kommen. In diesem Augenblick, wo sie, unschlüssig, was sie thun solle, zögerte, hörte sie das Schnauben eines Pferdes und, die Augen erhebend, sah sie Lord Shorncliffe herangaloppiren, der sich auf dem Wege befand, der dicht jenseits des Baches nach Norden lief und zu seinem Schlosse führte.

Kaum hatte sie den nur einmal gesehenen Mann mit ihrem scharfen Auge erkannt, so war er auch schon ihr gegenüber angelangt, hielt sein schönes Pferd an und nahm freundlich grüßend den Hut ab.

„Wollen Sie über den Bach?“ fragte einfach und offenherzig der Engländer.

„Ja, ich hatte die Absicht, aber die Steine sind zu klein und zu glatt und ich fürchte auszugleiten.“

„Bleiben Sie drüben, ich werde Sie holen.“

Und ohne daß sie es wehren konnte, ließ er sein Pferd in den Bach treten und nach wenigen plätschernden Schritten desselben hielt er an ihrer Seite, dicht neben dem Rasensitze.

„Haben Sie auch Muth, sich auf mein Pferd zu setzen und auf diese Weise hinübertragen zu lassen?“

Rachel warf einen schnellen durchdringenden Blick auf die ehrliche Miene und das ruhig sie betrachtende Auge des Engländers, dann sagte sie ohne Zaudern: „Sie würden mir nicht Ihre Hülfe angeboten haben, wenn Sie sie nicht leisten könnten. Wohlan denn, ich fürchte mich nicht.“

„So kommen Sie, aber — warten Sie noch einen Augenblick.“ Mit diesen Worten nahm er den Plaid auf, der über seinem Sattelknopf lag, ließ die Zügel des Pferdes fallen und legte das dicke Tuch zu einem artigen Kissen zusammen, das er dann sorgsam über den Sattelknopf breitete. Dann die Zügel mit der linken Hand fassend und sein Pferd dicht an den Rasensitz drängend, auf den Rachel gestiegen war, sagte er: „Nun setzen Sie sich — so — geben Sie mir Ihre beiden Hände — fertig — vorwärts, Puck!“

Mit einem leichten Schwunge saß Rachel auf dem Kissen, mit dem Rücken sich gegen den linken Arm des Lords lehnend, mit beiden Händen seine Rechte festhaltend. Ohne daß sie es bemerkte, war das Pferd schon wieder den jenseitigen Uferrand hinaufgestiegen und hatte im Schritt den Weg weiter verfolgt, den es vorher eingeschlagen hatte.

„Wohin soll ich Sie bringen?“ fragte lächelnd der Lord, der sich über die Vertraulichkeit, den Muth und den sorglosen Sinn des jungen Mädchens freuen mochte.

„Es ist mir ganz einerlei — ich wollte nur diesseits des Baches sein.“

„So reiten Sie noch eine Strecke mit mir, wenn es Ihnen gefällt.“

„Es gefällt mir sehr gut — das ist eine angenehme Bewegung — ich habe schon längst gewünscht, einmal zu Pferde zu sitzen, und es sollte auch in diesen Tagen geschehen.“

„So bin ich ja den Herren in Brenkowitz zuvorgekommen. Wenn es Ihnen aber Vergnügen machen soll, müssen Sie eine weitere Strecke reiten.“

„Ich wünsche Sie nur nicht aufzuhalten.“

„O, ich kann auch rasch reiten. Sehen Sie wohl.“

Er gab dem edlen Thiere, das sich willig unter seine doppelte Last fügte, einen leichten Schenkeldruck und augenblicklich setzte es sich in sanften Galopp, wie ihn ein gut gerittenes Pferd zum Entzücken des Reiters nur annehmen kann. Nachdem er so eine Strecke auf dem gewöhnlichen sandigen Fahrwege zurückgelegt, wandte er das Pferd in einen schmalen, aber sehr anmuthigen Weg, der unmittelbar um den kleinen

Landsee herum durch das wogende Korn und in schräger Richtung nach der See, also auch nach Downs-Castle führte.

„Das ist wirklich eine angenehme Bewegung,“ sagte Rachel, als es wieder im Schritt vorwärts ging, „ich werde sehr bald Vergnügen an größeren Ausflügen zu Pferde finden.“

„So will ich Ihnen den scherzhaften Vorschlag machen, mich auf diese Weise bis nach Downs-Castle zu begleiten — ich lasse Sie dann sogleich zurückfahren und Sie erzählen Ihren Freunden, wo Sie gewesen und wie Sie dahingekommen sind.“

Rachel dachte einen Augenblick nach. „Aber was wird man in Brenkowitz davon denken?“ sagte sie halb zu sich selbst, halb zu dem Lord.

„Wenn man hört, wie es zugegangen, und wenn man vernünftig ist, woran ich nicht zweifle, wird man sich Ihres Muthes freuen — oder vertrauen Sie mir vielleicht nicht, wenn Sie so lange bei mir allein bleiben?“

Rachel erhob ihre strahlenden Sammetaugen und schaute den Sprechenden fest und mit ihrer natürlichen Dreistigkeit an. Es war ihr dabei eigenthümlich zu Muthe, denn es kam ihr vor, als sähe sie in ein Paar ehrlicher und offener Augen hinein, die ihr durchaus nicht unbekannt wären.

„O ja, ich vertraue Ihnen," sagte sie mit ihrer ganzen kindlichen und doch durchdachten Hingebung.

„Daran thun Sie auch sehr wohl. Sie könnten sich in den Händen Ihres Vaters nicht besser aufgehoben befinden, als in den meinigen."

Rachel erhob ihre Augen zu der blauen Himmelsferne und seufzte.

„Oder haben Sie keinen Vater mehr?"

„Weder Vater, noch Mutter, noch Bruder, noch Schwester — mein Erzieher und Freund, Joseph Sohn, ist mir Alles in Allem."

„So!" sagte der Lord mit nachdenklichem Staunen. „O ja, ich glaube das."

„Was glauben Sie?"

„Daß dieser junge Mann auch ein braver, redlicher Mann ist. Das steht ihm auf der Stirn geschrieben. Er hat auf mich einen sehr guten Eindruck gemacht. Ich hielt ihn anfangs für den Sohn des Barons, denn er sieht einem jungen Edelmann ähnlicher als einem Hauslehrer. — Doch jetzt lassen Sie uns etwas rascher reiten, damit Ihre Abwesenheit von Brenkowitz nicht zu lange dauert. Ich möchte Sie noch einige Minuten in meinem Hause aufhalten. Sitzen Sie auch gut und bequem?"

„Vortrefflich."

„So halten Sie meine Hand recht fest und lehnen Sie sich dreist an meinen Arm. So. Vorwärts, Puck!"

Das edle Pferd, ohne des Sporns zu bedürfen und dem einfachen Zurufe gehorchend, setzte sich wieder in Galopp, aber etwas stärker als zuvor. Strecke schwand um Strecke und bald wandte man sich zur Linken eine Anhöhe hinan die mit der oft erwähnten Hügelkette in Verbindung stand. Da es indessen jetzt nicht in unserer Absicht liegt, das Schloß und die Gegend, in der dasselbe lag, zu beschreiben, so wollen wir nur die flüchtigen Eindrücke erwähnen, die Rachel bei ihrem schnellen Ritte zu Theil wurden. Nachdem das Pferd die vorhererwähnte Anhöhe schnell erklommen, sprengte es durch ein eisernes Thor und augenblicklich befand man sich in einem Parke, wie nur die Engländer ihn so anmuthig, so reich an Abwechselungen und so kostbar auszustatten verstehen. An den prachtvollsten Blumenparthien flog man vorüber und plötzlich kam man unter eine steinerne Halle, in deren Nischen herrliche Marmorbilder aufgestellt waren, während die Wände von den kostbarsten Gemälden funkelten.

Hier hielt Lord Shorncliffe sein schnaubendes Pferd an. Einige Diener sprangen flugs herbei, nicht im Geringsten über die seltsame Reiterei erstaunt.

„Einen Stuhl, Harry!“ gebot der Lord einem handfesten Burschen, seinem Leibdiener.

Der Stuhl ward schnell an die Seite des Pferdes gestellt. Rachel glitt leise darauf nieder und einen Augenblick später stand sie wieder am Boden auf ihren Füßen und schaute sich erstaunt in der sie umgebenden Herrlichkeit um. Aber der Lord ließ ihr keine Zeit zur Besichtigung seines reichen Schlosses. Sie konnte nur noch einen plätschernden Springbrunnen auf dem Hofe, an dem sich bunte Wasservögel zwitschernd und jackernd drängten, mit einem raschen Blicke betrachten, dann lag ihr Arm schon in dem ihres Führers, der nur ein paar Worte einem der Diener zugerufen hatte, und an seiner Seite schritt sie eine breite mit kostbaren Teppichen belegte Treppe von polirtem Holze und Bronce hinan, stand oben in einer weiten, mit Waffen und Trophäen geschmückten Halle und trat dann durch eine Portière von glänzendem Plüsch, die ein Diener zurückhielt, in ein Gemach, wie sie noch keins in ihrem Leben gesehen hatte.

Es war geräumig, fast rund und an der hohen Decke gewölbt; der Fußboden mit bunten Holzarten ausgelegt, aber ohne Teppiche; vor den drei hohen Fenstern waren halbdurchsichtige Vorhänge herabgelassen; Sessel und Kanapees in verschiedenen Formen

und Gestalten, aber alle mit demselben hellen Stoffe überzogen, standen an den Wänden, theilweise auch in der Mitte desselben umher — was aber vor allen Dingen Rachel's Aufmerksamkeit anzog, waren verschiedene Instrumente, die auf Sesseln lagen oder daran lehnten, und inmitten von allen ein kostbarer englischer Flügel, der wenigstens in seinem goldgeschmückten Aeußern sogar den Pariser Flügel in Brenkowitz übertraf.

„So," sagte der Lord, Hut und Handschuhe einem Diener übergebend und die hochglühende Rachel an den Flügel führend, „da sind wir in Downs-Castle und ich heiße Sie willkommen. Nun aber verlange ich einen Dank für den ersten Ritt, den Sie in Ihrem Leben versucht. Setzen Sie sich hierher und lassen Sie mich Etwas von Ihrer Kunst hören."

Rachel saß auf dem Sessel vor dem Instrumente und hatte schon ihre alabasternen Finger darüber ausgestreckt. „Was wollen Sie hören?" fragte sie mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Es ist mir einerlei, ich will Sie nur auf diesem Flügel hören. Spielen Sie, was Sie recht gut zu spielen denken."

Rachel lächelte; sogleich aber griff sie in die Tasten und Taubert's liebliche Campanella entwickelte sich un-

ter ihren Händen, aus der sie, als sie fertig war und der schöne Ton des Instruments sie zu verlocken schien, in eine reizvolle Etüde von Henselt überging.

Als auch diese beendet, stand zuerst der Lord und dann Rachel auf.

„Es ist genug für heute," sagte er, wobei man ihm ein geheimes Entzücken ansah. „Es ist genug, ich darf Sie nicht länger aufhalten. Morgen kommen Sie ja wieder und dann weiter Nichts als Musik. Spätestens um vier Uhr erwarte ich Ihre Gesellschaft, sagen Sie das gefälligst zu Hause. Und jetzt, mein Fräulein, — Ihr Wagen fährt eben auf dem Hofe vor — doch halt!" — Und er ging an ein kleines Pult von Ebenholz mit Silber ausgelegt, und nahm einen kostbaren blitzenden Diamantring heraus. „Nehmen Sie diesen Ring zur Erinnerung an diese Stunde — es ist der erste von denen, die Ihnen die Zukunft zu Füßen legen wird."

Rachel warf nur einen flüchtigen Blick auf das kostbare Geschenk, das er zwischen den Fingern ihr entgegen hielt und schüttelte dann sanft den Kopf. „Ich trage kein Geschmeide," sagte sie flüsternd, „weder in den Ohren noch an den Händen."

„Aber diesen Ring tragen Sie zum Andenken an mich."

„Nein, auch diesen nicht. Soll ich ihn durchaus

zur Erinnerung an Sie bewahren, so geben Sie ihn mir in Gegenwart meines Freundes.“

„Welchen meinen Sie?“

„Joseph Sohn!“

„Ha — ja, Sie haben Recht. Thun Sie sonst Nichts ohne seine Erlaubniß?“

„Bis heute habe ich noch nie Etwas ohne seinen Rath gethan, so lange ich ihn kenne und bei ihm bin.“

„Wie lange ist das her?“

„Vier Jahre. In diesen vier Jahren bin ich geworden, was ich bin, und Alles durch ihn.“

Der Lord, auf den die einfache und doch so rührende Weise, in der sie dies sagte, einen tiefen Eindruck machte, lächelte befriedigt und sagte leise: „So geleite Sie Gott; Sie thun Recht, daß Sie einen solchen Mann verehren.“

Damit führte er sie die Treppe hinab, ließ sie in einen herrlichen Phaëton steigen, den zwei feurige Grauschimmel zogen, winkte zum Gruße — und fort flogen die Pferde, Rachel wie im Triumphe entführend, die in halbem Traume in eine Ecke gedrückt saß, nichts um sich her sah und hörte und nur den zauberhaften Vorgang, den sie so eben erlebt, im Geiste sich wiederholte.

Kaum eine Viertelstunde später, nachdem Rachel mit dem Bewohner von Downs-Castle ihren Weg nach dem Meere eingeschlagen hatte, kehrten Werner und Joseph von ihrem Morgenritte zurück. Sie begaben sich in das gewöhnliche Versammlungszimmer, wo sie indessen nur Sophie vorfanden, die eben die Baronin verlassen hatte.

„Wo ist Rachel?" fragte Werner mit in allen Ecken umherspähenden Augen.

Niemand wußte es zu sagen. Auch die beiden älteren Damen so wenig wie die im Hause anwesenden Diener wußten es oder wollten sie irgend=wo gesehen haben. Jetzt begann erst ein von Werner und Joseph allein, dann von noch vielen Anderen unternommenes eifriges Suchen, aber nirgends war sie zu finden.

Das war allerdings seltsam und noch nicht vorgekommen, seitdem sie im Schlosse war. Auch im Garten, auf dem Felde in der Umgebung des Gutes war sie nicht zu entdecken und man gab sich den seltsamsten Vermuthungen über diese ungewöhnliche Abwesenheit hin. Da vernahm man plötzlich, daß der Engländer einige Minuten im Hause gewesen sei und mit Fräulein Sibylle gesprochen habe. Diese konnte oder wollte keine nähere Auskunft über das geführte Ge-

spräch geben, als das, was Allen in Beziehung auf die Einladung zu wissen nothwendig war.

„Wenn das mit rechten Dingen zugeht, so weiß ich es nicht!“ rief Werner lebhaft und in ängstlicher Sorge. „Am Ende hat dieser Zauberer sie uns geraubt — und das wäre der Anfang unserer —“

„Werner!“ rief Joseph ernst. „Was denken Sie! Betrachten Sie doch die Sache ruhig, wie sie ist, erklären wird es sich schon — sie wird irgend=wohin spazieren gegangen sein, wie wir es gemacht haben — vielleicht zum alten Cantor nach dem Dorfe.“

„Was ist das?“ rief Sophie, an ein Fenster springend und nach dem Hofe hinabblickend, wo eben des Lords Phaëton mit den Grauschimmeln rasch angefahren kam.

„Da haben wir's!“ schrie Werner laut auf. „Die Verwandlung beginnt schon — Rachel steigt aus einem fürstlichen Wagen wie eine Prinzessin — wem gehört der? He! Sie lacht und winkt uns ihre Grüße herauf — Gottlob, sie ist es noch, wie sie immer war!“

Sophie und Joseph lächelten sich verstohlen an, da sie über den aufgeregten Werner nicht laut zu lachen wagten. Nach einigen Sekunden, während der Wagen sich schon wieder entfernte, kam Rachel die

Treppe herauf und begrüßte die Versammelten auf die herzlichste Weise.

„Wo bist Du — wo sind Sie gewesen?“ riefen Alle durcheinander.

„Rathet!“ sagte Rachel ruhig, indem sie Hut und Tuch ablegte und die Handschuhe auszog.

„In Downs-Castle!“ schlüpfte es über Werner's Lippen.

„Richtig, da war ich!“

Man denke sich Werner's Staunen und der Andren Verwunderung, als Rachel lächelnd erzählte, was ihr begegnet war. Alle freuten sich und wünschten ihr Glück, einen so angenehmen Morgen verlebt zu haben, nur Werner blieb sprachlos in sich gekehrt und konnte die Stimmung nicht finden, die Sache so einfach zu betrachten, wie sie wirklich war.

Den ganzen Tag nun wurde zu Werner's geheimem Aerger fast nichts als von Downs-Castle und Lord Shorncliffe gesprochen, und Rachel mußte zehnmal wiederholen, was sie gesehen und erlebt hatte, und doch war es eigentlich nur wenig gewesen.

„Was mir bei der ganzen Sache räthselhaft erscheint,“ sagte Werner gegen Abend zu Joseph, als sie sich im Musikzimmer trafen, „das ist Tante Si-

byllens merkwürdige und ganz ungewöhnliche Schweigsamkeit."

„Sie wird nichts zu sagen haben."

„Um Vergebung, da kenne ich sie besser. Die hat einen stillen Aerger gehabt, oder irgend ein Kunststück zurechtgefädelt, wie alte Jungfern ihrer Art es so heillos zuzurichten verstehen. Geben Sie Acht, es wird sich noch entwirren."

Aber es sollte sich in dieser Beziehung Nichts entwirren, denn Sibylle schwieg aus bekannten Gründen und Rachel konnte keine weiteren Aufschlüsse geben. Nur noch einmal, kurz bevor sie sich an diesem Abend trennten, fing Werner von dem Engländer zu reden an, den er mit einer Wuth zu hassen begann, von der er sich keine Rechenschaft ablegen konnte. „Der Vater wird am Ende Recht über ihn gehabt haben," sagte er, „er ist weiter Nichts als ein britischer Narr, denn er fängt schon jetzt an, in unserm Hause Narrenstreiche auszuführen, die bisher unerhört waren."

„Sie irren sich, er ist kein Narr!" sagte Joseph mit einer Entschiedenheit, die Werner noch nie an ihm wahrgenommen hatte. „Um solch' herbes Urtheil über einen Menschen zu fällen, muß man ihn näher kennen lernen, er könnte Sie sonst, wenn er Gleiches

mit Gleichem vergelten wollte, eben so gut einen voreiligen Schwätzer nennen."

Das half und Werner verbarg fernerhin alle seine Gedanken über den in der That arg verkannten Mann. —

Die Speisestunde des anderen Tages war herangekommen. Natürlich war von dem Besuch in Downs-Castle die Rede und man hatte die Uebereinkunft getroffen, daß die Damen zu Wagen und die Herren zu Pferde den Weg zurücklegen sollten. „Aber wer bleibt hier, um der Frau Baronin Gesellschaft zu leisten?" fragte plötzlich der Hauslehrer.

„Ja, das ist wahr," stimmte sogleich Sophie ein, „wir können uns nicht Alle einem auswärtigen Vergnügen hingeben und die arme Mutter allein zurücklassen."

Man blickte sich gegenseitig an, wie es unter solchen Umständen zu geschehen pflegt, und blieb endlich auf dem Gesicht der Tante haften, das sich mit einer in's Gelbliche fallenden Röthe bedeckte, da ihr sogleich die „Grobheit" des englischen Herrn eingefallen war. Alle glaubten auch, Fräulein Sibylle, von einem hochherzigen Gefühl angeregt, würde sich von selbst zu diesem Opfer verstehen, allein man irrte sich, ihr Mund verharrte im Schweigen und so blieb die Frage schwe-

ben. Unmittelbar nach Tische gingen die jungen Leute zur Baronin und stellten ihr die Sachlage vor, indem sie sie baten, freimüthig ihre Wahl unter ihnen zu treffen. Die Baronin wollte auf keine Weise das allgemeine Vergnügen stören und so bestand sie darauf, daß Niemand zurückbleiben solle, und sagte, daß sie sich die Zeit mit Lesen vertreiben werde. Als man darauf nicht eingehen wollte und ferner in sie drang, rief Rachel plötzlich, der das Spiel mit den Kornblumen zwei Tage zuvor gefallen hatte: „So wollen wir wieder losen, wie vorgestern!“

Werner bebte zusammen. Er wußte nicht, ob er sich über Rachel's Vorschlag freuen oder ärgern sollte, denn wenn Rachel abermals das Loos zog, so entbehrte er ihre Gesellschaft, und das Vergnügen war für ihn gleich Null, und doch raunte ihm eine dunkle Stimme zu: dann hat sie wenigstens der Engländer nicht. Wenn er aber selbst das Loos zog — wie dann? Dann ging Rachel mit den Andern ohne ihn und er konnte weder ihr Hort noch der Beobachter sein, den zu spielen er sich fest vorgenommen hatte. Wie wir sehen, war Werner auf dem besten Wege, auf einen Mann eifersüchtig zu werden, der wenigstens fünfundzwanzig Jahre älter war als er und den noch Nichts als ein ungerechtfertigtes Geschwätz und sein

blinder Aberglaube verdächtigen konnte. Endlich aber sah er sich doch genöthigt, dem Wunsche der Mehrzahl beizustimmen, und so wurden vier Papierloose gemacht, die die Baronin mit der Bemerkung in die Hand nahm: das längste zeige den Zurückbleibenden an, da er natürlich die meiste Langeweile haben werde.

Es war ganz in der Ordnung, daß alle vier jungen Leute mit einiger Spannung der bevorstehenden Entscheidung entgegensahen, da sich für Jeden von ihnen ein besonderes Interesse daran knüpfte, obwohl wir zugestehen müssen, daß Joseph und die beiden Mädchen, die alle drei auch ohne Losung gern bei der Mutter geblieben wären, sie mit größerer Ruhe erwarteten, als Werner. Sophie begann das Spiel und zog ein kurzes Loos, desgleichen Rachel und Werner, und so blieb für Joseph Sohn das längste in der Baronin Hand zurück.

„Sie Aermster!" sagte die Kranke sanft und blickte freundlich den ihr so werth gewordenen Mann an — „aber ich befreie Sie von Ihrer Verpflichtung und bitte Sie sogar, sich den Anderen anzuschließen."

„Gnädigste Frau!" betheuerte der Hauslehrer, „es ist nicht sowohl eine Verpflichtung, die mich bei Ihnen zurückhält, als mein freier Wille und ein ange-

nehmes Gefühl — ich habe mich schon vorher darüber ausgesprochen."

„So bleiben Sie — ich bin unschuldig daran, wenn Ihnen ein vergnügter Tag entgeht."

Sophie sah etwas betrübt über den Ausfall des Loosens aus, sie beneidete beinahe ihre Mutter um ihr Kranksein: da sie aber weniger leidenschaftlich oder vielmehr weiblich zartfühlender war, als ihr Bruder, so unterdrückte sie ihren Kummer und fuhr bald darauf mit den Uebrigen der See zu, da die Wagen und Pferde schon bereit standen.

Während die alten und jungen Bewohner von Brenkowitz sich in vergnüglichster Stimmung an den Ort ihrer Einladung begaben und einen in Wahrheit genußreichen Nachmittag und Abend verlebten, brachte Joseph einen großen Theil dieser Zeit im Krankenzimmer zu, plauderte, spielte mit der Baronin Schach und las ihr abwechselnd Einiges vor. Um acht Uhr aber dankte sie ihm für seine Gefälligkeit und bat ihn, sie zu verlassen, weniger aus wirklichem Verlangen, allein zu sein, als um ihrem Lieblinge auch einigen Genuß der frischen Luft zu gönnen. So rief denn Joseph seinen Pudel und wanderte hinaus in's

Freie, unwillkürlich den Weg wählend, den die Zurückkommenden einschlagen mußten. Allein weiter als bis zum See wollte er nicht gehen, weil, wenn sie ihm begegneten, er doch hinterher hätte laufen müssen, da kein Platz mehr für ihn im Wagen war. So ging er denn einige Male zwischen See und Gutshof hin und her, und erst gegen zehn Uhr, als er zum dritten Mal die Grabenbrücke erreichte, sah er den Wagen und einen Reiter zurückkehren, denn der Baron hatte es vorgezogen, noch zu einem Nachbar zu reiten und ihm die Ereignisse des auf dem prachtvollen Landsitze des britischen Narren herrlich genossenen Tages frisch vom Herzen weg zu berichten.

Laut und freudig waren die Begrüßungen, die Joseph von den jüngeren Mitgliedern der Familie zu Theil wurden, und selbst Tante Sibylle und Fräulein Ursel ließen sich herab, ihm so rasch wie möglich die erlebten Wunderdinge mitzutheilen. Als man dann oben im Zimmer angekommen war, erfuhr Joseph Alles und Jedes und namentlich, daß der Lord außerordentlich bedauert habe, ihn nicht bei sich zu sehen, obgleich er ihm dankbar sein müsse, daß er die Pflichten eines Gesellschafters der Kranken dem Vergnügen in Downs-Castle vorgezogen habe.

„Ja, es war reizend," rief Tante Sibylle, „Sie

können es sich gar nicht so vorstellen. Dieser Mann, — bei Gott! wir haben ihm doch Unrecht gethan — ist ein Wirth, wie ich noch keinen zweiten kennen gelernt, und sein Haus — sein Schloß, wollte ich sagen — ist ein Aufenthalt für Feen —"

„Und Zauberer!" ergänzte Joseph. „So sind Sie also wohl Alle von ihm bezaubert?" fragte er lächelnd.

„Alle, Alle, ohne Ausnahme; und Sie kommen uns ganz nüchtern vor mit Ihrem staunenden Gesichte," fügte Werner bei.

„Sie haben also Nichts gefunden, was Ihre Befürchtung gerechtfertigt hätte?" fragte Joseph Werner bei Seite.

„Nichts, Gott sei Dank, gar Nichts! Dieser Lord ist ein herrlicher Mann, ich will darauf schwören, denn er hat uns Alle gleich freundlich, herzlich und wohlwollend behandelt. Wir haben, mit einem Wort, einen genußreichen Tag verlebt. Schade, daß Sie nicht dabei waren! Sie haben viel versäumt und ich fürchte, Sie können es so bald nicht nachholen."

In diesem Augenblick ging die Thür auf. Valentin trat herein und meldete, daß ein Diener Sr. Herrlichkeit zu Pferde angekommen sei und Herrn Sohn zu sprechen wünsche.

Das war allerdings das Allerneuste vom Neuen.

Alle erhoben die Augen gegen Joseph, als wollten sie von ihm erfahren, was diese seltsame Sendung zu bedeuten habe. Jener wollte sich eben entfernen, um den Boten zu sprechen, als Fräulein Sibylle, von einer unsäglichen Neugierde gequält, ihm in den Weg trat und sagte:

„Bitte, ein Wort, Herr Sohn! Valentin, geh' hinaus und frage den Boten, ob er Herrn Sohn eine geheime Botschaft mitzutheilen habe, — wo nicht, so soll er hereinkommen."

Valentin ging hinaus und trat dann wieder mit dem reich gekleideten Harry, dem Leibdiener des Lords, ein.

Dieser, fein geschult, verbeugte sich langsam und feierlich vor der ganzen Gesellschaft, alsdann sagte er in etwas gebrochenem, aber sehr verständlichen Deutsch: „Mylord Shorncliffe läßt Herrn Sohn einen freundlichen Gruß sagen und sein Bedauern ausdrücken, daß er ihn heute nicht bei sich gesehn habe. Da er aber den Wunsch hegt, mit ihm über eine Sache von Wichtigkeit zu reden, so bittet er Herrn Sohn, morgen Mittag bei ihm zu speisen. Wenn kein Wagen oder kein Pferd Herrn Sohn zu Gebote stehn sollte, so wird S. Herrlichkeit sich glücklich schätzen, ihm sein eigenes Gespann zu senden."

Joseph Sohn empfing diese höfliche Einladung mit Ueberraschung, die Uebrigen mit unverholenem Staunen. Nachdem sie angenommen war und der Diener das Zimmer verlassen hatte, gab sich dasselbe auf eine unzweideutige Weise, aber sehr verschieden kund. Denn während Tante Sibylle beinahe vor Neid starb, Sophie und Rachel sich herzlich darüber freuten, erfaßte Werner eine neue Unruhe, die er noch spät gegen Joseph auf dessen Zimmer aussprach, wohin er ihn begleitete, nachdem die Gesellschaft sich bei so weit vorgerückter nächtlicher Stunde endlich getrennt hatte.

Der nächste Morgen wurde im Schlosse auf die gewöhnliche Weise verbracht, Joseph behielt seine Ruhe wie alle Tage vorher bei, und nur Werner ließ eine gedrückte Stimmung wahrnehmen, die mehr und mehr zunahm, je näher der Mittag rückte. Um ein Uhr endlich begab sich Joseph zur Baronin, um Abschied von ihr zu nehmen. Sie entließ ihn mit einigen freundlichen Worten und wünschte ihm viel Vergnügen bei dem Lord. Werner begleitete Joseph in den Hof, um ihn zu Pferde steigen zu sehen. Er sah dabei höchst bedrückt aus und schüttelte wiederholt den Kopf.

„Nun, immer noch nicht freundlich Wetter bei Ihnen?“ fragte Joseph heiter.

„Noch lange nicht und jetzt erst recht nicht. Gut, daß Sie nicht in die Schlacht und auf einem Schecken reiten, sonst könnte ich am Ende auch von Ihnen, wie Wallenstein dem Illo von seinem Vetter erzählte, sagen: „Und Roß und Reiter sah man niemals wieder.“

„O! Was Sie für Ideen und Gesichte jetzt haben, Werner!“

„Beinahe wundre ich mich selbst und mache mir sogar im Stillen Vorwürfe darüber, aber ich kann nicht dafür, es hämmert wie eine dunkle Faust in meiner Brust und eine Stimme macht sich bemerklich, die mir mit krächzendem Tone zuraunt: es giebt Unheil!“

„In mir hämmert allein mein Herz, und wenn es eine Stimme in meiner Brust giebt, die ich verstehe, so sagt sie mir: Thue, was Du thun mußt und sonst fürchte Nichts.“

„Sie sind ein glücklich begabter Mensch, Ihre Sinne sehen und vernehmen nur Das, was zu sehen und zu vernehmen ist. Wo Sie aber nur Licht sehen, sehe ich nur Schatten.“

„Das ist ein Fehler Ihrer Organisation — dafür können Sie freilich nichts, aber Sie thun mir dennoch leid. Adieu, Werner.“

„Adieu, Joseph, und Gott behüte Sie!“

Von seinem Pudel freudig umsprungen, ritt Joseph langsam vom Hofe ab; als er aber eine Strecke davon entfernt war, drehte er seinen Pony um und schaute mit wonnigem Gefühle nach dem Giebel des Schlosses zurück, der traulich zwischen den Baumwipfeln hervorschimmerte.

„Wie freundlich, wie friedlich, wie heimatlich!“ sagte er ernst und doch mit innerer Befriedigung zu sich. „Noch nicht ein Jahr lebe ich unter diesem Dache und doch habe ich schon so viel Glück darin erfahren. O, ich danke Dir, Gott, daß Du mir so Viel gegeben hast, wo ich so Weniges hoffen konnte. Es ist wirklich eine Heimat für mich geworden und der Wunsch der edlen Frau, die sich mir weniger als eine Herrin denn als eine zweite Mutter erwiesen, ist erfüllt. Segen, o Segen über ihr unschuldiges Herz, dessen Weh ich wie mein eigenes fühle, obgleich ich es mir nicht enträthseln kann.“

Er wandte sein Pferd wieder und ritt langsam den Fahrweg am Bache entlang, allmälig seine Gedanken von dem Gegenstande, der ihn innerlich beschäftigte, nach Außen wendend. Auch war es ein Tag der ganz dazu angethan war, ein jugendliches Herz

mit Wonne zu erfüllen und einen rührigen Geist zur Aufmerksamkeit anzuspornen. Nicht übermäßig heiß, nur behaglich warm sandte die Sonne ihre Strahlen von dem wolkenlosen Himmel herab, die Luft, von einem angenehmen Seewinde gefächelt, wogte sanft und die üppigen Saaten glänzten in dem leuchtenden Sommerkleide, welches der gütige Schöpfer ihnen angelegt. Joseph sog mit unnennbarem Wohlgefallen die würzige Luft ein, schaute freudig vom Sattel aus das neben ihm rieselnde Wasser an und horchte aufmerksam auf das Trillern der Lerchen, die hoch über seinem Haupte wirbelten. Als er aber den See erreicht hatte, der etwa zehn Minuten Weges vom Schlosse entfernt lag, lenkte er sein muthig schnaubendes Pferd auf denselben Pfad, den der Lord mit Rachel eingeschlagen und den man ihm auf dem Hofe als den nächsten beschrieben hatte. Von jetzt an hob sich der Boden allmälig gegen die See hin, um dicht davor um so jäher wieder abzufallen. Der Weg wurde hier schmaler und der Reiter bewegte sich langsam durch die Aecker, deren schon golden und schwer werdende Aehren jenes trauliche Murmeln hören und jene anmuthige Wellenbewegung sehen ließen, die nur das Meer und ein wogendes Kornfeld auszeichnet, wenn der Athem Gottes mit gemäßigter Kraft darüber hin-

geht. In Gedanken versunken über diesen wohlthuenden Anblick ritt Joseph an dem Wege vorüber, der zur Linken sich abzweigend unmittelbar nach Downs-Castle führte, und so gelangte er, einem sandigen Pfade folgend, der sich stark aufwärts hob, auf eine der ersten Anhöhen, die von hier aus die Hügelkette zu bilden anfingen, die gegen Osten hin noch höher emporsteigt. Da, auf den Gipfel eines solchen kleinen Hügels gelangt, hielt er das schnaubende Pferd an, denn vor seinen Augen rollte sich ein Bild, ein Anblick auf, wie er ihn noch nie in seinem Leben genossen. Etwas zur Linken sah er vor sich in der Ferne einen blauen leise fluthenden Streifen, der mit dem Gewölk des Himmels zu einem unermeßlichen Ganzen verschwamm und sich nach zwei Weltgegenden unabsehbar weit ausbreitete. Es war das baltische Meer, das hier die Küsten Deutschland's bespült und in seinen ruhigen Momenten einen Spiegel darbietet, wie kein anderes Meer, als vielleicht das mittelländische. Die leichten Wolken, weiß von Farbe und flügelartig gestreckt, die sich darüber am Himmelsgewölbe zeigten, spiegelten sich in der klaren Fläche des gewaltigen Wasserbeckens, und nur da, wo die Strahlen der Sonne die Oberfläche küßten, tanzte und wogte ein rosig goldener Schimmer, der sich allmälig in Violett und Braun

verwandelte, bis er in weiterer Ferne in dem blauen Wogengrunde spurlos verschwand.

In diesen wunderbaren Anblick verloren hielt Joseph lange still auf der Stelle, wo er stand, nicht seine Augen allein erweiterten sich dabei, auch sein Herz dehnte sich wonniglich aus und schlürfte mit nie empfundenem Entzücken das köstliche endlose Bild ein, das allein der Himmel und das Wasser begränzte. Endlich aber hatte er seine Sehnsucht gesättigt und wandte sein Auge von dem flüssigen Elemente auf das feste zurück. Da sah er denn, wie die ihm so schön beschriebene Küstengegend in der Nähe von Downs-Castle in Wirklichkeit beschaffen war. Zur Rechten erblickte er eine halbmondförmige Erhebung der Hügelkette, die, in der Mitte eine weite und spiegelklare Bucht gleichsam mit den Armen umfassend, ihre hörnerartigen Vorsprünge nach dem Meere streckte. Dieser ganze nach der See hin sich jäh abdachende Bergabhang war mit geradstämmigen gewaltigen Buchen und mit uralten Fichten von eben so riesigem Wuchse bedeckt. Die Bäume aber folgten dem terrassenförmig absteigenden Abhange, von dessen Gipfel ein schneckenartig gewundener Weg bis zum Meere führte, und brachte ein ähnlich mit hohen Stämmen bewachsenes, nur nach der See offenes Thal hervor, wie wir

ein solches in größerem Maaßstabe und in herrliche- rer Fülle und Mächtigkeit in den sogenannten heiligen Hallen bei Tharand bewundern. Um die zumeist nach Osten, also rechts ab führende Spitze dieses Küstenstrichs floß das Meer nach der schmalen Landspitze herum, die das Putziger Wiek von der hohen See ab- schließt; unmittelbar vor dem Ufer ziehen sich ketten- weise die bleichen, sturm- und wogengepeitschten Dü- nen hin, an deren vergänglichem Bau das langsam auf- und absteigende Gewässer mit leisem Gemurmel brandet und einen Gürtel von Schaumkronen auf- wirft, der jeden Augenblick verschwindet, aber im näch- sten schon wieder neu geboren wird. Etwas zur Lin- ken, in der Nähe des westlichen Horns, das nicht so weit in das Meer hinausragt wie das andere, schau- kelt auf leicht bewegter Fluth eine niedliche Yacht mit schlanken Masten und Raaen, und zierlichem Takel- werk, eine Schiffart, wie wir sie häufig an den Kü- sten des wassergebietenden Albion bewundern und wie sie dort reiche Leute besitzen, um nach ihrem Gefallen über die Meere fliegen und fremder Menschen Gestade besuchen zu können. Auf dem Top der Yacht ist weis- lich die englische Flagge aufgezogen, denn wir leben ja im Jahre 1849, wo die dänischen Kreuzer an die- ser Küste auf und nieder jagen, die deutschen Ufer

beunruhigen und ihre Häfen blokiren. Unfern von dieser Yacht, etwas näher dem Lande zu, wiegen sich einige festgeankerte Segelboote anmuthig auf den flüsternden Wellen, die unter ihren Kielen Tag und Nacht ihr neckisches Wesen treiben. Ganz zur Linken endlich, nahe der Spitze des kleineren Horns, erhebt sich aber das Schloß, ein ächt normännischer Rittersitz, wie man sie im Norden England's oder in Schottland's Hochgebirgen so romantisch im Nebel liegen sieht. Von der höchsten Thurmzinne an, auf der ebenfalls eine große englische Flagge sich stolz im Winde bläht, bis zu dem kleinsten Mauervorsprung im Erdgeschoß, gewährt Alles und Jedes daran einen ritterlichen und prächtigen Anblick, und wessen Wiege einst unter den spitzgewölbten Hallen mit den langen in tausend Farben glitzernden Fenstern zu stehen bestimmt ist, der kann wahrhaft von der Halle seiner Väter, von dem Reichthum, der Prachtliebe und dem Geschmackssinn derselben sprechen, denn in diesen drei Richtungen war Alles, was sich inner- und außerhalb des Schlosses befand, reich bedacht.

Joseph Sohn, schon von Weitem über die Einzelnheiten dieses Anblicks entzückt, ritt von seinem Hügel herab dem Parke näher, der hier wie im ganzen Umkreise des Gutes mit einem hohen hellgestrichenen Git-

terwerk umgeben war, und da er keines Einganges ansichtig wurde, so fragte er eine Frau, die innerhalb des Geheges Gartenarbeit verrichtete, in welche Richtung er sich zu wenden habe, um in den Park selbst zu gelangen. Dem Fingerzeige der Frau folgend, wandte er den Kopf seines Pferdes nach Westen, ritt am Gitter entlang und erreichte so den Eingang, durch den der Lord mit Rachel geritten war. Schon diese Pforte war ein kleines Meisterstück der Baukunst an Geschmack und Zierlichkeit. Auf jeder Seite stand ein rundlicher Thurm, der eine den andren um zwanzig Fuß überragend und nur durch eine eiserne Schwebebrücke im oberen Stockwerk mit einander verbunden. Da das Eisengatter, welches diesen Eingang verschloß, nicht geöffnet war, so zog Joseph an dem massiven Ringe, welchen ein schön modellirter Doggenkopf von Bronce im Rachen hielt, und augenblicklich ließ sich im Thurm rechter Hand ein silbener Glockenschall vernehmen, worauf alsbald der Pförtner erschien, das Thor öffnete und den Fremden zurechtwies. So ritt Joseph, nachdem er seinen Hund auf den Rath des Pförtners an eine Leine gebunden, in den Park ein, der mit malerischen Baumgruppen und smaragdgrünen kurzgeschornen Rasenstücken verziert war, auf denen hie und da Blumenfiguren in allen Formen und

Farben prangten. Der große Raum war nicht so einsam, wie er auf den ersten Anblick erschien, sondern mit zahmen Hirschen und Rehen bevölkert, die in ungestörter Ruhe irgendwo im Schatten der Bäume lagen oder stattlichen Schrittes auf den mit rothem Kiese bestreuten Wegen wandelten, neugierig die Augen erhebend, als der Fremde an ihnen vorüberritt.

Als Joseph Sohn diesen Park und seinen Inhalt sah, fühlte sich sein Herz wie im Sonnenschein eines neuen Glücks gebadet, denn daß der Engländer ein Liebhaber von schönen Thieren sei, erhob ihn in seinen Augen noch mehr, da er hierin einen mit ihm verwandten Geist erkannte.

Bei'm langsamen Weiterreiten entfaltete sich die Pracht des englischen Gartens immer mehr und mehr, bis endlich das Schloß inmitten eines wahren Blumenmeeres auftauchte und seine gastliche Pforte schon weit geöffnet zeigte. Kaum hatte Joseph diese Pforte erblickt, die mit ihrem hallenartigen Corridor eine Rampe durchbrach, welche fünfzehn Fuß hoch das ganze Schloß umgab, so näherte sich ihm Harry, des Lords Leibdiener, hielt ihm den Bügel und nahm Pferd und Hund in Empfang. Dann trat er durch den Eingang in die Halle ein, die wir auch Rachel aufnehmen gesehn haben.

Von einem Diener die breite Treppenflucht hin-

aufgeführt, deren Licht durch die bunten Glasfenster, die sie schmückten, gedämpft war und in hundert Farben spielte, trat der junge Mann, bei jedem Schritt bewundernd sich umschauend, in ein Zimmer ein, wie er noch kein zweites jemals erblickt hatte. Es war nicht das Musikzimmer, in welches Rachel geführt ward, sondern die Bibliothek des Lords, deren Möbel alle aus dem Mittelalter zu stammen schienen und doch von der kunstfertigen Hand eines modernen Werkmeisters ausgeführt waren. Am Fenster zur Linken, von wo hinaus der Blick des Arbeitenden weit über das Meer und die östliche Waldspitze hinausreichte, stand ein großer Schreibtisch, nicht unzierlich mit Büchern, Briefschaften und anderen dergleichen Dingen beladen. Daran schlossen sich bis zu einer durchbrochenen und auf Pfeilern ruhenden Wand, in deren Hintergrunde im Nebengemache ein Billard sichtbar ward, kolossale Bücherschränke, alle gefüllt von oben bis unten. In der Mitte des großen Raumes stand ein runder Tisch, von schwarzem Marmor wie der Kamin, umgeben von Divans und Sesseln, mit veilchenfarbigem Sammet überzogen, und in den tiefen Fensternischen luden ähnliche kleinere Tische und Sessel, die mit zahllosen Zeitungen und Journalen beladen waren, zum Sitzen und Studium ein.

Als Joseph mit der Bewunderung dieses für ihn feenhaft ausgestatteten Aufenthaltsortes zu Stande gekommen war und seine Augen wieder hinaus auf die See lenkte, wo gerade vor ihm die kleine Flottille schaukelte, hob sich in dem Billardzimmer eine dunkelrothe Portière empor und herein trat die edle Gestalt seines Wirths, Lord Shorncliffe's. Mit ruhigem Anstande schritt er auf den jungen Mann zu, der ihm einige Schritte entgegengegangen war und sich höflich verbeugte, und betrachtete ihn mit prüfendem Auge und sichtbar zufriedenem Lächeln, trotzdem seine Stirn, nicht gerade bedrückt, aber doch von einer kleinen Wolke beschattet war. Dann aber ihm die Rechte bietend und seine Hand mit festem Drucke schüttelnd, hieß er ihn mit herzlichen Worten willkommen.

„Da sind Sie also," sagte er, „und zwar allein gekommen. Das ist mir lieb, so kann ich mit Ihnen nach Herzenslust reden, was uns gestern nicht möglich gewesen wäre. Sie sind meiner raschen Einladung doch gern gefolgt?"

„Sehr gern, Mylord, denn Ihre gestrigen Besucher haben meine Begierde, Sie näher kennen zu lernen, gestachelt, und ich finde alles Das über die Maaßen bestätigt, was man mir von Ihnen und Ihrer Wohnung gesagt hat."

„O nein doch, loben Sie mich nicht gleich, Sie könnten sich leicht in mir täuschen. Folgen Sie lieber meinem Vorschlage und begleiten Sie mich, bis die Eßglocke läutet, in den Garten, denn Sie müssen wissen, ich lebe, so lange ich in Deutschland bin, nach deutscher Sitte und Gewohnheit — in England, freilich, da muß man es anders machen und leider oft genug die Nacht zum Tage verkehren. Kommen Sie."

Auf einigen breiten Stufen, die unmittelbar aus dem einen bis auf den Boden reichenden Fenster der Bibliothek auf die Rampe des Schlosses führten, trat er mit seinem Gaste in dieses mit Blumen von jederlei Farbe und Duft gefüllte Paradies, und auf den zierlichen Kieswegen zwischen den Blumen auf und ab wandelnd, verbrachten sie die Zeit in gemächlichem Gespräch über Allerlei, Land und Meer, Haus und Garten, bis die Eßglocke ihre einladenden Klänge ertönen ließ.

„Da ruft sie schon, nun kommen Sie!" sagte der Lord, bot seinem Gaste den Arm und führte ihn durch das Billardzimmer in den Speisesaal, der, ein fast thurmhohes Gemach, im letzten Drittel seiner Höhe eine Gallerie zeigte, an der Wappen und Waffen prangten, die eine kunstverständige Hand in schönen Gruppirungen aufgehängt und geordnet hatte. Das

Geräth in diesem Gemach war von polirtem Eichenholz und von alterthümlicher Form, so die Büffets, die Sessel und Alles, was man rings=herum sah. Die Tafel war nur für zwei Personen gedeckt und hinter jedem Stuhle stand ein Diener in den Farben des Lords — Meergrün, Carmoisin und Silber.

Das Mahl ging ziemlich rasch vorüber, obwohl es auserlesen war, denn der Lord war kein Freund von schwelgerischen Tafelfreuden. Er aß wenig und trank noch weniger, meist Wasser mit jenem würzigen Wein gemischt, der auf den Bergen von Burgund gedeiht. Auch Joseph Sohn war mäßig, da er nie mehr aß und trank, als die Befriedigung seines bescheidenen Appetites verlangte, und so waren sie bald fertig.

Der Lord erhob sich und verbeugte sich gegen seinen Gast; dieser mußte sich gestehen, wenn sein Wirth sich in allen Dingen so liebenswürdig bewies wie bisher, so würde er einen nicht weniger erfreulichen Tag verleben, als seine Freunde einen Tag früher verlebt hatten. Aber auch der Lord fand an dem, Weniges, jedoch dieses Wenige immer mit Ernst und Gediegenheit sprechenden Gaste von Augenblick zu Augenblick mehr Gefallen, und als sie nun wieder in den weiter vom Schlosse abgelegenen Gängen des

Gartens wandelten, nahm er sogar eine vertrauliche Miene an, indem er über seine Ansiedelung an diesem Orte sprach.

„Sie werden gewiß erfahren wollen," sagte er, „wie ich auf den Einfall gekommen bin, mich an dieser einsamen und abgelegenen Meeresküste niederzulassen oder wenigstens zeitweise meinen Aufenthalt zu nehmen, und das werden Sie, wenn auch nicht heute, doch gewiß ein andermal erfahren. Gehen Sie jetzt meinem Vertrauen voran und — ja — erzählen Sie mir, wie Sie nach Brenkowitz gekommen sind."

„Das hängt mit meiner ganzen Vergangenheit zusammen, Mylord."

„Nun gut, dann beginnen Sie damit, daß Sie mir diese Vergangenheit mittheilen, und befürchten Sie nicht, daß ich Ihr Vertrauen mißbrauchen werde."

„Das befürchte ich durchaus nicht."

„Wohlan denn — oder schließt Ihre Vergangenheit vielleicht ein Geheimniß in sich?"

„O nein," sagte Joseph Sohn, doch in demselben Augenblick hielt er inne und besann sich, denn ihm fiel ein, daß allerdings ein Geheimniß über ihm walte. Allein er hatte sich bald wieder gefaßt, da es sich von diesem Geheimniß, von dem er selbst nichts wußte, ja hier nicht handelte, es handelte sich vielmehr um sein

vergangenes Leben, und das lag klar, ohne Flecken und Schatten da, die seine Ehre oder sein Herz verdunkelt hätten. So erzählte er denn sein ganzes vergangenes Leben, wie er selbst es wußte, ohne Rückhalt, ohne irgend ein wichtiges Ereigniß zu verschweigen, nur wie Rachel's Schicksal mit dem seinigen verflochten war, erzählte er nicht, da hiernach ja nicht gefragt worden war.

Als er seine Erzählung beendet, schwiegen beide Männer still; der Lord war etwas bleich geworden, Joseph's Gesicht aber strahlte die Gluth zurück, die stets in unserm Innern unbewußt sich entzündet, wenn wir unser vergangenes Leben in Gegenwart eines Fremden noch einmal im Fluge durchlaufen. Endlich sagte der Lord sanft und fast traurig:

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen und ich weiß es zu schätzen. Erinnern Sie sich dieser Stunde künftig, und wenn Sie sich einmal — Gott verhüte es! — in irgend einer Noth befinden sollten, so schlagen Sie Ihren Weg zu mir ein und ich werde der Mann sein, der Ihnen als Mensch unter die Arme greift. Aber halt! Sie haben mir ja nichts von der kleinen Else, der Rachel, gesagt, und ich glaube doch gehört zu haben, daß Sie schon mit ihr gelebt haben, ehe Sie in Brenkowitz waren.“

„Ah, ja, das ist eine Episode aus meiner Geschichte.“

„Schließt sie ein Geheimniß in sich?“

„Ganz und gar nicht. Die Sache ist sehr einfach —“ und er erzählte rasch und bündig, was wir selbst darüber wissen.

„Mein Herr,“ sagte der Lord, als auch diese Erzählung zu Ende war, und legte seine Hand gewichtig auf seine Schulter — „wenn Ihnen noch Niemand es gesagt hat, so sage ich es Ihnen: die Handlung, die Sie an dem kleinen Wesen ausgeübt haben, war eine edelherzige, großartige Handlung — zumal von Ihrer Lebenslage aus betrachtet. Man kann stolz darauf sein. Mir hat das Schicksal nicht so wohl gewollt, zu gestatten, etwas Aehnliches zu vollbringen, obgleich auch ich — ja auch ich, ich sage es dreist — das Herz dazu habe. Aber so jung Sie sind und so bedürftig, verlassen und hülflos Sie scheinen — ich bewundere Sie und vielleicht beneide ich Sie. Darum seien Sie mein Freund und reichen Sie mir als solcher Ihre Hand. So. O, glauben Sie nicht, daß ich mit der Vertheilung dieser meiner Freundschaft zu schnell verfahre, ach nein! Emery Glandon Shorncliffe ist nie verschwenderisch mit der Preisgebung seines Herzens gewesen. Ihnen aber trage ich mich an, denn

es liegt in meinem Charakter, eine Handlung auf der Stelle zu vollbringen, wenn Sie mir gerecht, wichtig und zeitgemäß erscheint. Da, nehmen Sie noch einmal diese Hand, sie ist die eines ehrlichen Menschen, der immer nur Gutes auf der Welt gewollt hat, aber nur zu häufig verkannt worden ist, weil er vielleicht nicht immer die gewöhnlichsten Wege eingeschlagen hat, dies Gute auszustreuen. Und nun, da wir so weit sind, wollen wir weiter gehen. — Sie sind jetzt in Brenkowitz und Rachel auch. Was haben Sie für die Zukunft beschlossen?"

„Dafür lasse ich Gott sorgen."

„Das ist kein übler Vorsatz, allein der Mensch muß in vielen Dingen seine eigene Vorsehung sein. Betrachten wir also Ihre Lage einmal etwas genauer. Sie werden noch etwa zwei Jahre in Brenkowitz bleiben — es ist wenigstens möglich. Gut, Sie sind mithin auf so lange Zeit sicher gebettet und später sorgt Gott vielleicht noch weiter. Dies betrifft indessen nur Sie — nun aber das Mädchen, was geschieht mit dem?"

„Darüber bin ich leider gänzlich im Unklaren, ich gestehe es, auch habe ich eigentlich noch nicht darüber nachgedacht."

„So wollen wir Ihre Versäumniß nachholen.

Welche Zukunft, frage ich, kann Rachel haben, welche also muß sie haben?"

„Ohne Zweifel ist hier kein Schwanken möglich. Rachel ist von der Natur zur Künstlerin bestimmt —"

„Ah, da haben wir's — das sage ich auch."

„Freilich, aber wie soll sie die Vollendung in ihrer Kunst erreichen?"

„Das ist die Frage, ja, mein junger Freund, das ist die einzige Frage, die hier möglich ist, denn ein solches Licht darf nicht in der Abgeschiedenheit und Stille des häuslichen Lebens verglimmen. Und nun will ich auch aufrichtig gegen Sie sein. Die Erörterung dieser Frage ist es, was mich zunächst bestimmt hat, — ich sage zunächst — Sie zu mir einzuladen. Hier haben Sie mein Bekenntniß. Vielleicht wundern Sie sich, daß ich auch hierin so schnell handle, aber so thue ich immer, das ist eine Eigenschaft meines Wesens, und darum eben hat man mich oft einen seltsamen Sonderling genannt. Man muß indessen nichts auf solche Beurtheilungen geben, wenn man sich bewußt ist, ein edles Ziel vor Augen zu haben. Hier haben wir es vor Augen. Außerdem aber scheint mir in vorliegendem Falle die größte Eile nöthig. Wie alt ist Ihr Pflegekind?"

„Sie ist fünfzehn Jahre alt."

„So ist es die allerhöchste Zeit. Diese Feenkinder, welche die Natur mit ihren herrlichsten Gaben überschüttet hat, muß man nicht nach menschlichen Jahren taxiren. Jetzt hören Sie mich aufmerksam an. Ich meine es gut mit Ihnen, und wenn Ihr Vater, der Professor, noch lebte, er würde es nicht besser und anders meinen können; aber ich meine es auch gut mit Rachel und ich liebe es, Menschen zu unterstützen, die Talent haben, denn Gott hat mir die Mittel dazu verliehen, die ich, denke ich, nicht besser anwenden kann, als dazu, seinen ursprünglichen Willen, also sein Gebot, weiter auszuführen. — Würden Sie sich wohl zu einer Trennung von diesem begabten Mädchen entschließen können?"

„Schwer, sehr schwer, ich gestehe es, aber wenn Rachel Vortheil davon hat — für die künftige Zeit, für ihr Alter — dann augenblicklich, so sehr mein Herz dabei bluten wird."

„Ah, Sie sind mein Mann, das habe ich von Ihnen erwartet. Hören Sie nun meinen Vorschlag. Rachel muß in einer großen Stadt, ja in mehreren großen Städten der Kunst leben, da, wo bedeutende Meister wirken und schaffen, und die bedeutendsten müssen ihre Lehrer werden, wenn auch nur auf kurze Zeit, denn Rachel lernt im Handumdrehen. Wenn Sie Ihr

Wort nicht gegeben hätten, drei Jahre in Brenkowitz zu bleiben, so würde ich sagen: kommen Sie zu mir, gehen sie mit mir und dem Mädchen nach Berlin, Wien, Paris und London. So aber geht das nicht und wir müssen für sie einen andren Begleiter suchen. Glücklicherweise ist derselbe schon gefunden. Die Schwägerin meines ältesten, treusten Dieners, der seit Jahren mein Freund geworden, jetzt aber nicht hier anwesend ist, lebt in diesem Schlosse. Mrs. Barton ist eine vortreffliche Frau von gewissen Jahren; ausgestattet mit Kenntnissen und Fähigkeiten, die zu solchem Ehrenamte erforderlich sind. Sie soll Rachel führen, für alles Uebrige sorge ich. Sie natürlich, der ältere und wohlerworbenere Ansprüche auf sie hat als ich, geben dieselben nicht auf, sie bleibt Ihnen — aber ich setze mein Leben zum Pfande, Rachel wird eine Künstlerin werden, wie wir nur wenige besitzen. Jetzt haben Sie meine Ansicht der Dinge vernommen. Ich will Sie nicht überreden, sogleich meinen Wünschen beizustimmen, bewahre, ich gebe Ihnen sogar acht Tage Bedenkzeit. Sind Sie dann mit Ihrem Entschlusse fertig, so kommen Sie wieder zu mir — ich mag nicht so oft nach Brenkowitz gehen — und theilen mir Ihre Ansicht mit."

Joseph, glühend vor Aufregung, so daß ihm die

heißen Schweißtropfen von der Stirn fielen, und dabei im Innersten ergriffen, traurig und doch wieder freudig bewegt, stand sinnend vor dem edlen Briten, der sich ihm so hochherzig erwies, um zu überlegen. Die Gedanken jagten in seinem Hirne auf und nieder, seine Pulse klopften so stark, daß er sie selbst hören konnte. Was er aber auch denken mochte, er mußte sich eingestehn, der Brite habe Recht.

Dieser sah seinen Kampf, seine innere Bewegung. „Keine Uebereilung," sagte er, „überlegen Sie es sich acht Tage. Genug für heute davon. Jetzt aber lassen Sie uns unsern Spaziergang langsam fortsetzen, Sie sind erhitzt; beruhigen Sie sich und wenn Sie sich abgekühlt haben, machen wir eine kleine Fahrt auf der See. Die Brise ist günstig zum Kreuzen. Sind Sie schon auf der See gewesen?"

„Nie."

„So kommen Sie, ich gebe Ihnen einen Plaid. Sie glauben nicht, wie leicht man seinen Kummer in das Meer versenkt. Es ist tief und weit genug dazu. Ach, das habe ich oft an mir selbst erfahren."

Er rief einen Diener herbei und gab ihm in englischer Sprache einige Aufträge. Als dieser nach einer Viertelstunde seinen Herrn im Garten wieder aufsuchte,

trug er zwei Plaids über dem Arm und meldete, daß Alles bereit sei.

„Haben Sie sich abgekühlt, mein Freund?"

„Vollkommen."

„Vorwärts dann!" Man schritt zum Seeufer hinab, wo Millionen von Muscheln und Kieseln lagen, mit denen die wogende Brandung wie ein Kind mit Erbsen spielte. Ein flaches Boot lag dicht am Strande; Lord Shorncliffe, Joseph und der Diener stiegen ein und letzterer ruderte die Herren zu einem größeren Kielboote, das weiter hinaus im Meere fest vor seinen Ankern lag. Sechs Matrosen, in gestreiften Jacken und Mützen, kräftig, gewandt und mit kühnem Gesichtsausdruck, erwarteten ihren Herrn und seinen Gast darin. Als der Diener mit dem Boote wieder zum Lande gefahren war, gab der Lord, indem er sich an den Helmstock setzte, zwei Matrosen ein Zeichen, und wie der Wind flogen die weißen Fittiche des Luggersegels herab und wurden sogleich von der leichten Brise erfaßt und aufgebläht. Wie ein Schwan tauchte das kleine, aber feste Fahrzeug anmuthig mit seiner breiten Brust in die Fluth, nach dem offenen Meere sich wendend, und bald bemerkte Joseph an der leichten Bewegung, die nur ein gut geleitetes Segelschiff fühlen läßt, daß er in Fahrt auf dem Meere sei.

Der Engländer hatte Recht gehabt. Joseph's Brust hob sich unwillkürlich, als er so leicht auf dem gewaltigen Elemente schwamm und den Blick in die weite Wasserwüste und den blau und heiter darüber sich wölbenden Himmel wandte. Der Wirth, mit kundigem Auge seinen Gast musternd, fühlte, daß das Meer seine Wirkung an ihm thue.

„So, nun sind wir in Fahrt," begann der Lord von Neuem das Gespräch, „und Sie sollen in einer Stunde manche Meile zurückgelegt haben. Jetzt aber wollen wir die ernsten Gespräche hinter uns lassen und heiter plaudern, wie die Wellen um uns her. Sie brauchen wegen der Matrosen nichts zu besorgen, sie hören uns nicht und keiner versteht ein deutsches Wort, denn sie sind erst vor wenigen Tagen aus England gekommen. — Wie gefällt es Ihnen in Brenkowitz?"

Joseph ward durch diese unerwartete Frage wie von einem neuen Zauberstabe berührt; das so eben Abgehandelte verschwand für den Augenblick aus seiner Erinnerung und andere liebliche Bilder tauchten in seinen Gedanken auf. Das hatte der Lord erwartet und gewollt. An dem Lächeln seines Gastes erkannte der Menschenkenner die Wirkung seiner wohl berechneten Frage. „Ich täusche mich also nicht, es gefällt Ihnen gut bei dem Baron?"

„Bei dem Baron? Nun — es gefällt mir wenigstens auf Brenkowitz. Anfangs hatte ich manche Schwierigkeit zu überwinden und manche Unannehmlichkeit zu ertragen von der Schwester des Barons —“

„O, die lassen Sie aus dem Gespräch. Das ist ein böses Weib — wie kann die Ihnen Beschwerde verursachen!“

„Doch hat sie es gethan. Sie ist von Bedeutung in Brenkowitz, oder vielmehr sie war es, denn jetzt haben wir uns von ihrer Herrschaft ziemlich frei gemacht.“

„Das ist auch recht; unter solch ein Weib sich zu beugen oder unter ihrer Einwirkung zu leiden, muß für einen Mann von Geist und Gemüth die Hölle auf Erden sein. Aber nehmen Sie sich dennoch in Acht. Die Wespe hat einen Stachel im Verborgenen, den sie nur hervorstreckt, wenn sie gewiß ist, verwunden zu können. Halten Sie sich fern von ihr, aber lassen Sie sie nie aus dem Auge und legen Sie ihr keinen Stein in den Weg. Ihren Bruder, den Baron, habe ich auch gleich durchschaut. Diese Haldrungen sind alle sehr leicht zu erkennen.“

„Ja, aber Werner ist ein edler Mensch.“

„Das sage ich auch, — doch lassen Sie uns erst den Vater abthun. Dieser ist ein sehr gewöhnlicher

Mensch, wie man sie in allen Lebensverhältnissen zu Dutzenden herumlaufen sieht. Ein Genußmensch, der seinen Abgott auf der Zunge und im Magen trägt. Er ist also sehr leicht zu ergründen, wie er leicht zu fesseln und zu bemeistern ist. Allein er ist eigensinnig, sogar starrköpfig in Dem, was er sich in den Kopf gesetzt hat — und darin stimmt er etwas mit mir überein, denn ich liebe es auch nicht, meine Hand zurückzuziehen, wenn ich sie einmal nach irgend einem Besitz ausgestreckt habe. In diesem Punkte also könnte ich wohl einmal mit ihm in irgend einen Conflikt gerathen, und um dies zu vermeiden, werde ich so wenig wie möglich mit ihm verkehren. — Sein Sohn Werner ist eine ganz andere Natur."

„O, viel edler, besser und aller Bildung zugänglicher," unterbrach Joseph den langsam und besonnen Redenden, der gleichwohl sein Auge auf den Wind und die Segel gerichtet hielt, und dem es ein Vergnügen zu gewähren schien, seinem jungen Freunde mehr eine Charakteristik der Personen auf Brenkowitz zu liefern als von ihm zu vernehmen.

„Ja, aber was soll aus ihm werden?"

„Er will sich der Kunst widmen und hat dazu schon den ersten Schritt gethan."

„Gut, ja, ich verdenke ihm das nicht. Aber er

will doch nicht öffentlich damit in's Leben hinaus treten? Das würde sein stolzer Vater nie zugeben."

„Ich glaube auch nicht, daß Werner das beabsichtigt."

Der Engländer lächelte auf eine besondere Art. „Nun, ich will es wenigstens nicht wünschen, obgleich ich nicht so ganz sicher bin, daß er bei Gelegenheit nicht aus den Schranken bricht, wie ein Vollblutrenner, über den sein Reiter die Gewalt verloren hat. Wer weiß, welchen Einfluß Rachel in dieser Beziehung auf ihn übt!"

„Rachel? O, die verehrt er, wie man sie verehren muß, wenn man sie kennt."

„Sagen Sie lieber, er vergöttert sie, er betet sie an. Er hat sich, seine Herkunft, seinen Vater, seine Familie — Alles hat er aus dem Auge verloren, wenn er in die Augen dieses begabten Feenkindes sieht."

Joseph riß die Augen weit auf. „O," sagte er, „das ist nur die Liebe zur Kunst, die sich in der Liebe zu Rachel in ihm personificirt hat."

„Ja, ja, aber Liebe zum Weibe, das hier noch in der Knospe liegt, ist auch mit dabei. O, ich habe ihn zwei Tage beobachtet und diese meine Meinung hinreichend bestätigt gefunden. — Jedoch, lassen wir

das; Werner ist, wie Sie sagen, ein edler Mensch. Wenn er Rachel, das Weib liebt, wird er sie wie seinen irdischen Engel lieben, und solche Männer begehen wohl Thorheiten, aber keine Schlechtigkeiten. — Wie gefällt Ihnen aber Sophie, seine Schwester, dieses reizende, innige und wahrhaft edle Wesen, die mir, wenn ich ihr seelenvolles Auge anblicke, immer vorkommt, als wäre sie der Frühling in menschlicher Gestalt?"

Joseph schwieg, konnte aber nicht verhindern, daß ihm dabei eine Welle vom besten Blute seines Herzens in Wangen und Stirn stieg. „O," sagte er, „ich brauche nichts mehr zu ihrem Lobe hinzuzufügen, da Sie selbst sie schon so vortrefflich geschildert haben."

„Ja," sagte der Engländer und bohrte sein Auge in das seines jungen Freundes, um so tief wie möglich in seine Seele zu dringen, „sie ist lieblich, angenehm und reizvoll. Aber wissen Sie, ich fand sie neulich in Brenkowitz anders, als bei mir, und ich glaube den Grund davon zu kennen."

„Welcher könnte das sein?"

„Sie fehlten ihr hier!"

„Mylord!"

„Still, bleiben Sie ruhig sitzen, wir sind nicht auf trockenem Lande. „Und wie, meinen Sie, ich

wüßte nicht, daß Sophie Ihnen gewogen ist, wie Sie es ihr von ganzer Seele auch sind? Aha, Sie sind zu ehrlich, um das läugnen zu wollen, aber Sie brauchen es nicht vor mir zu verschweigen. Ich kenne, ich achte, ich liebe solche edle Leidenschaft zweier reiner jungfräulicher Herzen und würde es gern sehen, wenn sie künftig noch fester mit einander verbunden würden, als jetzt."

„O Gott, Mylord, Sie zerreißen mein Herz! Welche Welt erbauen und zerstören Sie in meiner Seele in einem und demselben Augenblick!"

„Wieso zerstören? Drücken Sie sich deutlicher aus. Heirathen Sie Sophie — warum sollten Sie das nicht?"

„Sie haben vergessen, daß ich gar nicht daran denken kann. Ich bin ein armer Mensch von ziemlich gewöhnlichem Herkommen — und Sophie ist die Tochter des reichen, stolzen und angesehenen Barons von Haldrungen."

„O, das ist in meinen Augen kein Hinderniß. Ich habe es mir auch einst nicht träumen lassen, daß ich der Erbe eines Lords und Besitzer vieler schöner Güter werden würde. Aber der Allmächtige ließ eine ganze Generation von der Erde verschwinden, um mich an ihre Stelle zu setzen."

„Bei Ihnen war das möglich, bei mir ist es nicht. Vor mir lebt keine Generation, die aussterben könnte, eben so wenig wie ich von Vater oder Mutter zu erben Aussicht habe.“

„Wenn auch — ich kann mir nicht denken, daß ich Ihnen gegenüber allein glücklich sein soll — wer schaut in die Zukunft?“

„Meine Zukunft ist und kann nie wie Ihre Gegenwart sein.“

Der Lord schwieg nachsinnend. „Und was den stolzen und reichen Vater betrifft,“ sagte er endlich, „so ist der in meinem Sinne von sehr geringer Bedeutung. Schade, daß wir nicht in England sind! Dann gingen Sie eines schönen Tages nach Gretna-Green und — diese Klippe wäre umschifft.“

„Wie, Sie denken das von mir? Nein, Mylord, und wenn ich auch in England wäre und Gretna-Green läge nur so weit von Brenkowitz entfernt wie dieses Schloß, und nur ein Nachmittagsspaziergang brächte mich zu dem seltsamen Schmidt, ich würde nicht thun, was Sie andeuten, denn das wäre eine Handlung, die ich nicht vor mir selbst verantworten könnte.“

„So, aber daß Sie sie lieben, können Sie vor sich selbst verantworten?“

„Mylord, zerreißen Sie nicht mein Herz. Erst durch Sie ist mir klar, sonnenklar geworden, daß ich Sophien liebe — und das, ja, das kann ich vor mir und meinem Schöpfer verantworten, denn nach meinem Gefühle, nach meiner Einsicht ist es keine Schmach, ein schönes herrliches Wesen zu lieben, vielmehr nur eine Erhebung zu einem höheren Lebensstandpunkt."

Der Lord senkte gerührt seinen lodernden Blick auf den entflammten und doch innerlich zerknirschten jungen Mann. Er faßte seine Hand, drückte sie warm und sagte:

„Sie haben Recht, auch nach meinem Gefühl verhält es sich so. Denken Sie vor der Hand weder an eine nähere Verbindung, noch an Gretna-Green, sondern denken Sie nur an Ihre Liebe. Die wahre Liebe findet in sich selbst Grund und Boden genug, um glücklich zu sein, selbst in Ihren Verhältnissen, ich kenne das, und um das Morgen sollen wir nicht bangen, so lange wir noch im Heute sind. — Aber jetzt sind wir weit genug in die See hineingekommen. Schauen Sie sich um, das Schloß liegt wie ein kleiner Punkt weit hinter uns. So liegt Ihre Liebe vor Ihnen. Jetzt muß ich wenden — herunter mit dem Segel da und die Riemen eingelegt. Geduld, bald wird der kleine Punkt vor Ihnen, wie vor uns, wieder größer werden."

Sein Wink wurde augenblicklich befolgt, das Boot wendete rasch dem Lande zu, und sechs kräftige Riemen tauchten sich in die Fluth, um das kleine Schiff, schnell wie eine Schwalbe fliegt, durch das Meer rauschen zu lassen.

Als man so wieder in glatter Fahrt war, nahm der Engländer seinen Hut ab und strich sich mit der Linken durch das noch ziemlich jugendlich wallende dunkelblonde Haar, aber seine Rechte hielt das Steuer unverrückt an seiner Stelle. „Da haben wir denn die ganze Familie ihres Brodherrn durchgehechelt, aber wir haben nur die Wahrheit gesagt und uns über Niemand lustig gemacht.“

„Um Entschuldigung — die ganze Familie, Mylord? Von der Baronin, diesem Engel auf Erden, haben wir noch nicht gesprochen.“

„Ah, ja, Sie haben Recht!“ sagte er halblaut, wobei seine Stimme ein merkliches Beben hören ließ. „Aber wie kann ich von ihr reden, da ich sie noch nicht gesehn habe? Dies Geschäft müssen Sie übernehmen. Sie nannten sie einen Engel — haben Sie darin wie in allem Uebrigen Recht?“

„Mehr als in allem Uebrigen. Die Baronin ist ein hochedles, wenn auch gramerfülltes, duldendes Weib, und das Einzige, was mich bei ihr in Ver-

wunderung setzt, ist: wie sie einen Mann heirathen konnte, wie der Baron einer ist."

War vorher Joseph in Flammen gerathen — jetzt gerieth der Engländer hinein. Sein Gesicht glühte, sein Auge leuchtete so warm und voll auf, daß man auf die Vermuthung hätte gerathen können, er halte mit Gewalt einen herandrängenden Thränenstrom zurück. „Wie denken Sie sich, daß das gekommen sein mag?" fragte er leise und von einem inneren Schauer erbebend.

„Ich habe es mir oft im Stillen bedacht, und meine Gedanken darüber kann ich Ihnen offen mittheilen. Höchst wahrscheinlich hat eine traurige Schicksalsfügung diesen seltsamen Bund geschlossen. Aus Fräulein Sibyllens Munde habe ich oft die Anspielung vernommen, daß Frau von Haldrungen sich glücklich schätzen könne, eben Frau von Haldrungen geworden zu sein, da sie sonst Nichts auf der Erde gehabt, was sie vor'm Untergange hätte retten können."

Der Engländer rückte auf seinem Sitze hin und her. Wenn Joseph's Hand das Steuer gewesen wäre, das er umfaßt hielt, er würde einen Druck wahrgenommen haben, den nur ein Stück Holz aushalten konnte, ohne einen Klageruf laut werden zu lassen. Aber er sprach kein Wort; nur seine zuckende Lippe,

sein halb trunkenes Auge redeten eine Sprache, die Niemand verstand und die Joseph in diesem Augenblick nur vermochte, in seinen Mittheilungen fortzufahren. „Wenn ich aufrichtig sein soll,“ sagte er, „so ist es mir vorgekommen, als ob Frau von Haldrungen in ihrer frühesten Jugend eine Neigung gehabt hätte, von dieser durch irgend ein Unglück getrennt worden wäre und nach Jahren unendlichen Sehnens und Trauerns, da sie keine Rettung weiter vor sich sah, den Namen und den reichen Besitz eines Mannes angenommen habe, ohne ihr Herz auch nur einen Augenblick von dem Gegenstande ihrer ehemaligen Anbetung abzuwenden.“

„Sie glauben das? Ja? Warum?“

„Ich habe mich oft und lange über dergleichen Verhältnisse mit ihr unterhalten. Sie wird, namentlich wenn sie mit mir allein ist, bisweilen sehr weich gestimmt und läßt mich dann einzelne Blicke in ihr unangetastetes, ich möchte sagen jungfräuliches Herz thun. Daß sie nur einmal im Leben geliebt, hat sie mir gesagt, und daß diese Liebe noch in ihr schäumt und fluthet, das sehe ich alle Tage mehr und mehr. Und das allein ist ihre Krankheit, denn ihr Uebel ist nicht sowohl leiblicher, als blos gemüthlicher Art.“

Der Engländer hatte den Kopf gesenkt, als sänne

er über Etwas nach. Und doch sann er nicht nach, er hörte nur mit den Ohren des Leibes und der Seele und ließ Alles, was er gehört, wie in tausendfachem Echo in seinem Innern nachklingen.

So verging eine geraume Zeit, denn da Joseph seinen Worten nichts hinzuzufügen hatte, schwieg er ebenfalls und man war unterdeß dem Lande bedeutend näher gerückt, dessen Umrisse der Abendflor in einen feinen sichtbaren Duft eingehüllt hatte, der aus dem Meere aufstieg und Wald, Berge und Schloß in einer magischen Beleuchtung erscheinen ließ.

„O wie schön ist das!" rief Joseph laut in Bewunderung dieses Anblicks aus.

„Ja, es ist sehr schön," murmelte der Engländer, obwohl man nicht ermessen konnte, ob er damit seinem Gaste oder seinen eigenen Visionen antwortete. Er fuhr erst ganz aus seinem Sinnen auf, als man an die Stelle gekommen war, wo das Boot wieder vor Anker gelegt wurde. Schon stand der Diener vom Lande mit seinem flachen Nachen bereit, und einige Minuten später befand sich wieder fester Boden unter beider Männer Füßen, die jetzt, die Arme in einander verschränkt, was der Engländer veranlaßt, schweigend den Pfad zum Schlosse hinaufschritten. Als man dasselbe erreicht hatte, führte der Lord seinen Gast in

den Musiksaal, ergriff seine Hand und sagte herzlich und würdevoll:

„Mein junger Freund, so hätten wir denn beinahe unser heutiges Tagewerk vollbracht und ich danke Ihnen aufrichtig für das schöne Geschenk, welches Sie mir mit Ihrer Freundschaft und Ihrem Vertrauen dargebracht haben. Sie sind mir vielleicht nicht ganz so dankbar gesinnt, weil ich Ihnen mehr Ernstes und Schmerzliches bereitet habe, als Sie von Ihrem Besuche in Downs-Castle wohl erwartet hatten, allein so ist es ja häufig im Leben, unsre Erwartungen werden selten erfüllt und unsre Hoffnungen sind leider nur zu oft den trügerischen Schatten einer magischen Beleuchtung zu vergleichen. Sollte das auch bei Ihnen so sein, so zürnen Sie mir nicht, und um das Rauhe und Bittere, was wir vielleicht Beide genossen, hinwegzuspülen, lassen Sie uns das Mittel anwenden, welches uns die Vorsehung dagegen verliehen hat. Wir wollen noch ein klein wenig Musik machen, auf ihren Schwingen fliegt man über die schaale Alltagswelt hinweg, vor ihrem Zauberbalsam schließen sich alle Wunden und das Leben fließt wie eine ruhige, windstille See ohne Klippen und Untiefen vor uns dahin. — Sehen Sie hier, kennen Sie diese Tonelegie? Sie rührt von einem englischen Componisten her.“

„Nein, ich kenne sie nicht, aber ich kann sie vom Blatte spielen.“

„Das dachte ich mir — vorwärts also, Ihr Flügel und mein Cello stehen bereit.“

Gleich darauf saßen Beide mit einem Ernste und einer Aufmerksamkeit vor ihren Instrumenten, als hätten sie den ganzen Tag weiter nichts als Musik getrieben. Der Lord bewies sich als Meister in der Kunst, den Bogen zu handhaben; in seinem Spiel lag eine weiche, elegische, fast melancholische Grazie, die Töne, die er hören ließ, sprachen mehr noch die inhaltsschwere Stimmung seines Herzens aus, als seine Worte es gethan hatten, und nahmen eine Theilnahme für das Düstere und Gebundene seines Wesens in Anspruch, wie sie Joseph noch nie für einen Menschen empfunden hatte. Als das Stück daher zu Ende war, erhob er sich mit gehobener Achtung und gesteigerter Neigung zu seinem Wirthe, der ihm weniger räthselhaft und um Vieles verständlicher geworden war, seitdem er seine Gefühle in Töne gekleidet hatte. Ach, und dieses Verständniß, dieser Aufschluß des Innern, das Oeffnen gleichsam einer verborgenen Geisterwelt, das ist die wunderbare, zauberhafte Wirkung der Kunst, und darum bewegt uns nicht allein, nein, bewältigt und beherrscht uns ein Künstler der Musik mit seinen

Tönen, wenn er ein wahrer Künstler ist, das heißt, wenn seine Töne nicht nur aus den Fingern und Saiten rauschen, sondern unmittelbar aus seinem Herzen uns entgegen-strömen.

Darauf wollte sich Joseph verabschieden, als der Lord, wie bei Rachel, zu jenem Schranke von Ebenholz ging und denselben kostbaren Brillantring nahm, den Rachel abgelehnt hatte. „Diesen Ring," sagte er „nehmen Sie für Ihr liebes Pflegekind in Empfang. Sie bat mich, Ihnen denselben einzuhändigen und ich pflege nie ein Geschenk zurückzunehmen, was ich einmal gegeben habe — ich setze nämlich voraus, daß Sie nichts dagegen haben, wenn Rachel diese erste kleine Gabe aus meinen Händen annimmt und mit Ihrer Erlaubniß zur Erinnerung an mich trägt."

„Warum sollte ich etwas gegen solch' großmüthiges Geschenk haben? Nur besorge ich, daß sie es nicht tragen wird, da sie einen eigenthümlichen Widerwillen gegen dergleichen Schmucksachen hat, die sie für das arme Judenkind, wofür sie sich immer noch hält, nicht geschaffen denkt."

„So bewahren Sie ihn ihr auf. Ihnen selbst gebe ich kein solches Geschenk, für Sie behalte ich mir etwas Besseres vor. Vergessen Sie nicht, mir in acht Tagen Ihren Entschluß mitzutheilen."

Damit ihm bedeutungsvoll die Hand drückend und ihm liebreich in die Augen sehend, hörte er flüchtig Joseph's Dank an und begleitete ihn bis auf den Hof, wo ein Diener den Pony hielt, neben dem der Pudel unbeweglich saß und nur die Augen starr auf die Treppe gerichtet hielt, von der sein Herr herunterkommen mußte. Sobald er seiner aber ansichtig wurde, heulte er laut auf und sprang heftig auf den Nähertretenden zu.

„Ah!“ sagte der Lord. „Ist das Ihr Hund — sind Sie auch ein Thierfreund?“

„Ich habe von Kindesbeinen an mich mit allerlei Thieren umgeben, und dieser treue Hund ist eins der wenigen, die mir mein Verhältniß in Brenkowitz zu behalten erlaubte.“

Der Lord sprach kein Wort mehr; nach dem letzten herzlichen Händedrucke stieg Joseph in den Sattel und ritt langsam durch den Park auf das Feld hinaus, das an das Gut des Engländers gränzte.

Aber immer noch sinnend und dem jungen Manne so lange nachblickend, wie er ihn in der Dunkelheit des Abends erkennen konnte, murmelte der Lord in sich hinein: „Wunderbar! Dieser Mensch liebt Alles, was ich liebe! Wenn ich ihn so recht betrachte und seine Neigungen und Bestrebungen bedenke, so ist mir zu

Muthe, als blickte ich in den Spiegel meines eigenen Lebens hinein. Alles, was er schon in so jungen Jahren gethan hat, möchte ich noch jetzt in meinem Alter thun, und eine beinah unwiderstehliche Gewalt hebt meine Arme empor, ihn an mein einsames verwais'tes Herz zu drücken. — Wer erklärt mir dieses Räthsel — wo ist der Schlüssel dieses Geheimnisses? O Herz, mein Herz, poche nicht zu laut vor Freude, Du bist noch weit von Deinem Ziele entfernt. Näher gekommen aber bin ich ihm heute schon durch diesen Mann, der die Wahrheit so offen ausspricht, wie er sie richtig erkannt hat — Henriette! — still — sprechen darf ich es nicht, aber ausjubeln will ich es bis nach Mitternacht in den Tönen der göttlichen Musik."

Viertes Kapitel.

Der Anfang der Verwandlung.

Als Joseph Sohn von der Halle des prächtigen Dünenschlosses fortritt, war es bereits später Abend geworden. Die Sterne funkelten schon am reinen Sommerhimmel und die silberne Mondsichel war längst über die Baumwipfel auf den benachbarten Hügeln emporgestiegen. Mit feierlichem Schweigen neigte sich der Abend zur stillsten Nacht, wie man sie nur im Juni so wonniglich, mild und süß haben kann. Von allem Dem aber beachtete der stille Reiter nichts, er sah, er hörte nicht, was um ihn her geschah. Tief in die Erinnerung der geführten Gespräche versenkt, dachte er nicht einmal daran, daß er nach seiner jetzigen trauten Heimat, nach Brenkowitz heimkehre, und daß liebende Augen und freundlich begrüßende Lippen ihn empfangen würden. Ja sogar alle Pracht, aller

Glanz, den er hinter sich gelassen und der anfangs eine so große Einwirkung auf sein Gemüth hervorgebracht, verschwand vor dem einen Gedanken, der ihn heute nach Hause begleitete und ihm, wie er sich selbst eingestand, einen seltsamen Empfang bereiten würde, sobald er den Uebrigen offenbar ward. Da fiel ihm plötzlich das Spiel mit den Kornblumen an jenem Abende auf dem Spaziergange nach der Linde ein und Werner's dadurch geweckter Aberglaube zuckte auch durch sein Herz, das von jeher gegen die Einwirkungen übernatürlicher Dinge gestählt war.

„Es ist merkwürdig," sprach er leise zu sich, „wie er Recht gehabt hat, dieser Werner, der Rachel mit dem Herzen eines Künstlers liebt, und der Lord ist wirklich ein Zauberer, und Rachel wird die zuerst Verwandelte sein, wie Werner es gesagt. Aber auch wir Alle werden unter dieser Wandelung leiden — wir werden uns von einander trennen und unser kindlicher Jugendtraum wird ausgeträumt sein. Der Ernst des Lebens erwacht, der Kampf zwischen Herz und Kopf entbrennt und die Sorge des Daseins umspinnt uns mit ihrem Netze, um uns zu prüfen, ob wir Männer von ächtem Schlage und gediegenem Werthe sind. O Gott im Himmel, wie wunderbar sind Deine Schickungen! Ein Mensch, ein einziger Mensch tritt

in unsern Weg und wirft alle unsre Pläne, unsre Berechnungen um, wie Dein Wind auf dem Meere ein zu leichtsinnig dahinfahrendes Schiff umwirft und versenkt — aber nein, Joseph, so weit sind wir noch nicht — versenken, das heißt vernichten soll uns diese Wandelung nicht — wir wollen uns vielmehr dem Willen der Vorsehung fügen und unsre Segel anders stellen, um mit anderem Winde ein anderes Gestade zu erreichen. So weit sind wir mit unserm Entschluß und nun vorwärts — zum Handeln! Aber wie fange ich es an, sie Alle mit dem Neusten bekannt zu machen? Ha, ich hab's! Heute noch nicht, aber morgen werde ich mit der Baronin, dann mit Sophie, dann mit Rachel und — hat die zugesagt, endlich auch mit Werner reden. So sei es! —"

Mit diesem Entschlusse trabte er dem Gute zu; es war schon ein Viertel nach zehn Uhr, als er auf dem Hofe anlangte und von einem Diener erfuhr, daß die junge Herrschaft mit Fräulein Sibylle und Ursel noch im Versammlungszimmer sei.

Langsam und bedächtig stieg der Hauslehrer von Brenkowitz die Treppe hinauf, sich bemühend, ein so ruhiges und zufriedenes Wesen wie möglich anzunehmen, was ihm indessen nicht vollkommen gelang, weil ihn der Gedanke peinigte und seinem guten Willen

die Kraft benahm, daß man ihn scharf beobachten und aus seinem Aussehn auf Das schließen würde, was er erlebt und erfahren hätte. So war es denn auch in hohem Grade der Fall. Die jungen Leute standen alle von ihren Stühlen auf, als er in's Zimmer trat, Rachel flog ihm mit ihrer natürlichen Herzlichkeit entgegen, und nur Fräulein Sibylle und ihre Gefährtin blieben lauernd und beinahe brennend vor Neugierde auf ihren Stühlen sitzen.

Nachdem Joseph die zunächst Stehenden begrüßt und den ungestüm sich ihm nahenden Werner mit einem Wink zur Ruhe gewiesen, näherte er sich dem Tische, hinter dem die älteren Damen saßen und bot ihnen seinen guten Abend.

„Nun das muß man sagen," begann die Schwester des Hausherrn, „Sie sind ja sehr lange bei Ihrem Herrn Engländer geblieben. Der Mann muß Sie in Ketten gelegt haben. Wir dachten schon, wir würden Sie nicht wiedersehn und Sie würden gleich mit ihm sein Schiff bestiegen haben und in den atlantischen Ocean gesegelt sein."

„Dann haben Sie nicht das Richtige gedacht, mein gnädiges Fräulein," entgegnete Joseph höflich, aber ernst, „denn Mylord hat mich zwar zu fesseln verstanden, allein er hat mir keine Gelegenheit geboten, den

atlantischen Ocean, wohl aber das baltische Meer zu sehen."

„Ja, das glauben wir, wir sind auch auf dem schönen Schiffe gewesen; nun aber setzen Sie sich und erzählen Sie genau jedes Einzelne, was Ihnen begegnet ist."

„Zuvor aber," sagte Sophie leise, „möchte ich wissen, ob Sie vielleicht noch irgend Etwas genießen wollen."

„Ich danke, mein gnädiges Fräulein, die leiblichen Genüsse haben bei Lord Shorncliffe auch diesmal mit den geistigen gleichen Schritt gehalten."

Sophie hatte sich schon gesetzt und, wie der Zufall es oft fügte, war der Stuhl zwischen ihr und Werner, neben dem gewöhnlich Rachel saß, frei geblieben. Joseph also, nachdem er sich auf den freien Stuhl niedergelassen, erzählte, was er zu erzählen für gut befand, und da reichlicher Stoff dazu vorhanden war, so hatte man genug zu hören. Als Joseph aber endlich schwieg, sagte der eifrige Werner:

„Gut, mein lieber Freund; was Sie uns da mitgetheilt haben, konnten wir uns allenfalls denken, denn wir kennen Downs-Castle und seinen Besitzer, aber — was wir uns nicht denken können, das ist der eigentliche Grund, warum er Sie so eilig einladen ließ."

Joseph war diese Frage in Gegenwart der älteren Damen unbequem, allein er nahm sich zusammen und sagte, obgleich mit einer Stimme und einem Wesen, die sowohl Sophie wie Rachel erkennen ließen, daß er in diesem Augenblicke nicht mit der Sprache herauswolle: „Im Grunde war die Musik der Hauptgegenstand unsrer Unterhaltung, und was wir darin mit einander abgemacht, wird am besten die Zukunft enthüllen."

„Zukunft enthüllen!" dachte Werner, „Das ist es eben! Es ist etwas abgekartet, so viel ist klar!" —

Von jetzt an war er ein schweigsamer Zuhörer des Folgenden und beobachtete nur mit wachsender Spannung seinen Freund, während derselbe redete oder schwieg.

„Er hat Sie vielleicht für seine Kapelle dingen wollen?" fragte keck das neugierige Fräulein von Krecht.

„Nein, mein gnädiges Fräulein, von seiner Kapelle und vom Dingen insbesondere war gar nicht die Rede; ich weiß überhaupt nicht, ob er eine Kapelle besitzt. Aber der Lord ist ein vortrefflicher Musiker und da gab es natürlich so Manches zu verhandeln, was eben nur Musiker interessirt."

„Wird Seine Herrlichkeit uns bald wieder beehren?"

fragte Tante Sibylle, in ihrem Examen dreist fortschreitend.

„Ich glaube es nicht, zumal er mir sagte, daß er in den nächsten acht Tagen Geschäfte zu vollbringen habe und mich erst nach Ablauf dieser Zeit wieder bei sich erwarte."

„Also Sie werden wieder hinüber=reiten? Da könnten Sie ja lieber ganz Ihren Aufenthalt bei ihm nehmen, denn Downs=Castle ist sechsmal so schön wie Brenkowitz."

Joseph bemerkte den spitzen und verwundenden Ton dieser Aeußerung nicht; sein Auge streifte nur die unwillig erröthende Sophie und dann sagte er höflich: „Natürlich werde ich hinüber=reiten, da mich ein Versprechen bindet, vorausgesetzt, daß mich hier nichts Ernstliches zurückhält."

„Was sollte Sie zurückhalten? Ich dächte, Sie wären hier genug Herr Ihrer Zeit, mehr als mancher Andere in Ihren untergeordneten Verhältnissen."

Joseph erhob sich und betrachtete die dünkelhafte Dame mit einem Gesichte, daß Sophie und Rachel erbebten, Werner aber im Herzen darüber frohlockte.

„Daß ich hier eine untergeordnete Stellung einnehme, weiß ich, mein gnädiges Fräulein, allein der Herr Baron, in dessen Diensten ich stehe, hat mir dies

noch nie gesagt, während Sie dasselbe täglich mit steigendem Nachdruck wiederholen. Damit ich Ihnen wenigstens für heute nicht mehr lästig falle, erlauben Sie mir wohl, mich zurückzuziehn. Meine Damen, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

„Dem ist seit heute Mittag bedeutend der Kamm gewachsen!" bemerkte spitzig Fräulein Sibylle, nachdem die beiden Männer das Zimmer verlassen hatten, denn Werner war seinem Lehrer auf dem Fuße gefolgt. „Aber das wundert mich nicht, wer mit englischen Lords verkehrt, weiß sich in den Dienst eines deutschen Barons nicht mehr zu finden."

„Liebe Tante," sagte Sophie, indem sie Rachel einen Wink gab und ihr Licht nahm, „Du bist sehr unhöflich gegen Herrn Sohn gewesen. Ich will nicht hoffen, daß Du glaubst, wir theilten Deine Ansicht über ihn — nein, wir theilen sie ganz und gar nicht — gute Nacht, meine Damen."

„Was war denn das?" rief Fräulein Ursel, als die beiden Mädchen das Zimmer verlassen hatten. „Ich glaube gar, das einfältige Ding fängt an, gegen Dich eine Lanze einzulegen wegen dieses — dieses Musikanten."

„Laß sie nur, o laß sie nur, Ursel. Das soll ihr angerechnet werden, stark, ich verspreche es Dir. Wenn

sich auch diese junge Naseweisheit gegen mich empört — und daran ist allein der erbärmliche Mensch, der Sohn, schuld — dann weiß ich, was ich zu thun habe — mein Bruder ist mein Bruder, haha!"

„Nun, komm ihm nur nicht zu bald wieder mit Deinen Klagen, Du hast erst neulich seine Meinung gehört."

„Gute Ursel, glaube nicht, daß ich so einfältig bin, mit unnützen Klagen bei ihm einzutreten. Ich warte ganz geduldig meine Zeit ab; und meine Zeit — das ist so sicher wie Drei mal Drei — wird auch noch kommen. Darum aber keine Sorge; komm, wir wollen so sanft schlafen, als ob dieser Wicht nicht im Hause wäre."

„Joseph, ich bitte Sie, was giebts?" fragte Werner beinahe athemlos, als er mit seinem Freunde auf dessen Zimmer angekommen war.

„Ruhig, Werner, ruhig! Was soll es geben?"

„Der Engländer hat etwas Wichtiges mit Ihnen verhandelt — ich lese es auf Ihrem Gesicht, Sie sind aufgeregter, als ich Sie jemals gesehn habe."

„Ist das ein Wunder, Werner? Haben Sie gehört, wie mich Ihre Tante behandelt?"

„Lassen Sie die Tante zum Teufel fahren — was kümmert mich die, und Ihnen wird sie auch kein Haar grau färben. Nein, nein, Sie wollen mich von der Sache ableiten, der Hauptsache — was hat Ihnen der Brite angetragen?“

Joseph sah seinen Freund mitleidig, beinahe wehmüthig an. „Angetragen? Ja, er hat mir Etwas angetragen, und Sie werden es auch erfahren.“

„So sagen Sie es gleich — Sie sehen, wie besorgt ich bin.“

„Das brauchen Sie nicht zu sein. Aber sagen kann ich es Ihnen jetzt noch nicht; morgen jedoch, nachdem ich mit Ihrer Frau Mutter Rath gepflogen, werde ich Ihnen Alles mittheilen, was Sie wissen wollen.“

„Mit meiner Mutter? Wollen Sie fort von uns?“

„Nein, Werner, ich will nicht fort und er will mich auch nicht fortnehmen.“

„Betrifft es Rachel?“

Joseph stutzte. Ach, er hatte es oft gehört: die Augen der Liebe und Eifersucht sehen scharf, und jetzt sah er — im klarsten Lichte, denn Werner trug es auf jedem angstverzerrten Zuge zur Schau — Werner liebte und war eifersüchtig zu gleicher Zeit. „Fragen Sie mich nicht mehr — heute erhalten Sie keine Antwort darüber,“ sagte er schnell.

„Aha! Mehr wollt' ich nicht wissen. Also Rachel betrifft es — das habe ich mir den ganzen Tag gedacht. Gut, schlafen Sie wohl, und, Joseph, o Joseph, was es auch sei — bedenken Sie, daß ich Ihnen meine Freundschaft geschenkt und daß ich — ich wenigstens, sie zu halten und zu bewahren gesonnen bin."

„Ich auch, Werner. Hier haben Sie meine Hand darauf. — Hoffentlich sind Sie auch Rachel's Freund, wie?"

„Rachel's? Ihr Freund? Ja, Joseph, das bin ich, so wahr ein Gott im Himmel lebt, und ich werde es Ihnen, Rachel, meinem Vater und — wenn es nöthig ist — auch Ihrem Engländer und der ganzen Welt beweisen." Und er fiel seinem Freude um den Hals und weinte bitterlich.

„Er ahnt es!" sagte Joseph zu sich, als Werner ihn verlassen hatte. „O ja, er ahnt es, der Lord hatte also Recht. O, der Mann ist sehr scharfsichtig. Unter diesen Umständen ist es vielleicht der Wille des Himmels, daß Rachel von hier fortkommt, ja, so nehme ich es auf, und nun gehe ich noch einmal so leicht an die Arbeit — aber Rachel? Ach, das menschliche Herz ist stark und schwach zugleich — welches Räthsel, welches wunderbare Räthsel birgt sich hier in unsrer Brust!?"

Am nächsten Morgen, nachdem der Hauslehrer seine gewöhnlichen Uebungen mit Werner abgehalten und dabei jede Anspielung auf den vorigen Tag vermieden hatte, bat er Sophie, ihn wissen zu lassen, wann er die Frau Baronin sprechen könne, deren Rath er in einer wichtigen Angelegenheit einzuholen habe.

Sophie fuhr mit der Hand nach dem Herzen und mit den Augen nach Joseph's Gesicht. Sprechen aber konnte sie nicht und so verließ sie das Zimmer mit einer Geberde, die ausdrücken sollte, daß sie seinen Wunsch erfüllen werde. Eine Stunde später — Werner war bei den Damen und musicirte mit Rachel — kam Valentin und lud ihn zur Baronin ein. Diese saß auf ihrem Sessel, mit dem Gesichte vom Fenster abgewandt und las in einen Buche. In diesem Gesichte, so bleich, aber so klar und rein, lag heute wie immer für den jungen Hauslehrer eine überredende Gewalt, und jedesmal, wenn er in diesem stillen Zimmer vor ihr stand, wurde ihm wunderbar friedlich zu Muthe und der rauhe Weg des Lebens schien sich ihm ebner denn je zu gestalten. So auch heute.

„Guten Morgen, mein junger Freund!" empfing ihn die Baronin. „Nun, haben Sie sich gestern amüsirt?"

„Amüsirt eigentlich nicht, gnädige Frau, denn dazu war unsre Unterredung zu ernst."

„Wie? Sie erschrecken mich — hat Lord Shorncliffe keinen so guten Eindruck auf Sie gemacht, als auf die Anderen? Nun sagen Sie mir, was ist er für ein Mann?“

„So weit ich ihn beurtheilen kann, ist der Lord ein edler hochherziger Brite, nicht frei von gewissen Eigenheiten, die vielleicht in seiner Nation und seiner Erziehung wurzeln, allein er hat von der Vorsehung die große Gabe und Neigung empfangen, seinen Reichthum zu Unternehmungen zu verwenden, die denselben adeln.“

„So. Also er ist sehr reich?“

„So scheint es und es ist auch gewiß der Fall.“

„Nun erzählen Sie mir zunächst, wie Sie den Tag verbracht haben.“

Joseph berichtete Alles, das Gespräch ausgenommen, welches er mit dem Lord über Rachel und die freiherrliche Familie geführt hatte. Die Baronin hörte ruhig zu. Als er fertig war, sagte sie:

„Was war aber der Zweck seiner Einladung an Sie? Denn wahrscheinlich ist es doch ein andrer gewesen, als Sie in seinem Schlosse, seinem Parke und seinem Schiffe herumzuführen, um die darin aufgehäuften Schätze zu bewundern?“

„Allerdings — und zu diesem Zwecke komme ich

jetzt. Es ist aber eine Vertrauenssache, die ich Ihnen zuerst vorlege, bevor ich mit irgend einem Anderen darüber rede, und ich wünsche Ihren Rath zu hören."

Die Baronin richtete sich in ihrem Stuhle auf. Ihre Wangen färbten sich etwas dunkler und ihre Augen nahmen einen seltsamen Glanz an. Aber sie sprach nur das Wort: „Meinen Rath? Wozu?"

„Der Lord beschied mich Rachel's wegen zu sich, denn er hatte gehört, daß ich sie erzogen. Ihr Spiel hat ihn — nicht bezaubert, nein, das ist nicht das rechte Wort — es hat ihm aber die Meinung beigebracht, daß sie zur Künstlerin geboren sei und daß sie also eine solche werden müsse."

Die Baronin athmete tief auf. Sie hatte vielleicht etwas ganz Anderes zu hören erwartet. „Der Meinung bin ich auch," sagte sie, „ganz und gar. Und nun kann ich mir beinahe das Uebrige denken. Er hat Ihnen einen Vorschlag gemacht, den nur ein Engländer machen kann, wenn er hochherzig, ehrenhaft und reich genug dazu ist — er will Rachel ausbilden lassen, wie?"

„So ist es."

„Und was haben Sie dazu gesagt?"

„Ich möchte zuerst Ihren Rath, dann Rachel's Meinung hören, denn sie muß doch darin auch ge-

fragt werden. Wenn ihr die Möglichkeit so nahe rückt, ihr Talent für die Welt auszubilden, tritt sie vielleicht zurück."

Die Baronin schüttelte sanft den Kopf. „Das glaube ich nicht. Rachel ist so verständig, wie sie talentvoll ist. Wenn ich so reich wäre, wie Ihr Lord, und so unabhängig, ich würde selbst für sie in ähnlicher Weise sorgen."

„Also Ihr Rath?"

„Was kann ich anders rathen, als diesen großartigen Vorschlag anzunehmen? Ohne Bedenken! Vorausgesetzt, daß Sie — daß Sie sicher sind, daß der Lord —" !!

„Ah! Ich verstehe Sie — ja, ich bin sicher. Der Lord hat nur väterliche Absichten mit ihr."

„So danken Sie Gott für diese Hülfe; Rachel wird Ihnen später dann zu doppeltem Danke verpflichtet sein."

„Mir?"

„Ja, Ihnen. Doch darüber haben wir ja schon oft gesprochen. Ich bedaure zwar tief, sehr tief, das liebe Mädchen zu verlieren, sie ist mir ein wahrer Trost gewesen und hat mir große Genüsse bereitet, allein ihr Vortheil muß mir mehr gelten, als mein Vergnügen und meine Lust. Ja, Gott nimmt sie

von uns und er segne sie! Sie haben Glück mit Ihren Zöglingen."

„Wie so? Wenn Sie das auf Rachel beziehen, so verdanke ich Ihnen zunächst Rachel's und mein Glück."

„O, mir! Der Mensch sollte sich oft selbst danken, wenn das möglich wäre — Sie allein haben Rachel zu Dem gemacht, was sie ist."

„Gnädige Frau! — Also Sie stimmen der Absicht des Engländers bei?"

„Vollkommen. Reden Sie mit der Kleinen. Ach Gott, wenn ich daran denke, daß sie uns verlassen, uns fehlen wird, fühle ich mich recht betrübt. Wie werden wir die Lücke ersetzen? Doch das beschwert wohl für's Erste unser Herz, aber es darf unsern Entschluß nicht ändern. Was wird Sophie sagen!"

„Und Werner!" dachte Joseph.

„Werner wird es auch nicht angenehm sein," fuhr die Baronin fort, „nein, nein, mein Freund! Werner hat Rachel sehr lieb, und Rachel hat günstig auf ihn eingewirkt. Das müssen Sie nun übernehmen und Ihre Aufgabe wird dabei etwas schwer werden."

„O, Werner ist ein edler junger Mann."

„Ein edler, ja, aber Sie haben Recht, auch ein junger Mann. Ach!"

„Würden Sie wohl die Güte haben, mit Fräulein Sophie darüber zu reden und sie um ihre Meinung zu fragen?"

„Gewiß, sogleich, senden Sie sie mir."

Joseph empfahl sich, schon einen Stein weniger auf dem Herzen fühlend. Sophie war leicht zu finden und begab sich sofort zur Mutter. Eine halbe Stunde später kam sie wieder zum Vorschein und ging im Garten spazieren, wo sie Joseph aufsuchte, da Werner noch immer mit Rachel musicirte. Als Joseph in ihre Nähe trat, sah er, daß sie geweint hatte und noch weinte, aber mit jenem stillen Ergusse, wie der Himmel noch einige Tropfen aus den Wolken fallen läßt, nachdem er seine Ueberfülle stromweise auf die Erde gegossen.

„Herr Sohn!" rief sie ihm schon von Weitem zu — „Rachel soll fort? Und Sie geben es zu?"

Joseph blickte zum Himmel empor. „Ich kann nicht anders — ich muß. Es wird mir schwer — o wie schwer! Aber Ihre Frau Mutter hat Recht, wenn sie sagt, daß Rachel's Vortheil unserm Vergnügen vorgeht."

„Ja, ich sehe es ein, obgleich es sehr schmerzlich ist. Wissen Sie, was mich dabei wundert? Daß

der Lord Ihnen nicht zugemuthet hat, mit Rachel zu reisen und ihr Begleiter und Führer zu bleiben."

Joseph sah Sophien an, mit einem Blick, den nur Liebende haben, die wissen, wie werth sie sich sind, ohne es eingestanden zu haben. „Das hätte ich nicht annehmen können," sagte er leiser, „wenn es mir auch angeboten wäre."

„Warum nicht?"

„Weil ich mich Ihrem Herrn Vater auf drei Jahre verpflichtet habe."

„Aber sonst hätten Sie es angenommen?"

„Joseph schwieg und senkte den Kopf. Sophie that desgleichen. Nach einer Weile erhoben sie ihn Beide wieder und wandten ihn seitwärts Einer dem Andern zu. Die Blicke trafen auf einander und in den Augen loderte eine jähe Flamme auf.

„Vielleicht wäre es besser gewesen," flüsterte Joseph, in Wahrheit ohne zu wissen, was er sprach, „wenn der Lord es mir angeboten hätte und ich nicht verpflichtet wäre, in Brenkowitz zu bleiben."

„Herr Sohn! Warum — o Gott, ich beschwöre Sie! Hat Tante Sibylle Sie gestern so sehr verletzt?"

Der Hauslehrer fiel aus allen seinen Himmeln. Der Name Sibylle schreckte ihn aus seinen Wonneträumen auf und er betrat wieder die Erde. „Nein,"

sagte er, „Ihre Tante, mein gnädiges Fräulein, kann mich nicht verletzen, denn über dergleichen Beleidigungen bin selbst ich armer Mensch erhaben.“

„Da haben Sie Recht. Meine Mutter ist darüber empört. Aber noch Eins. Wenn Rachel geht, werden wir nicht uns selbst, sondern auch einen Anderen zu trösten haben.“

„Werner!“

„Ja, es wird eine Scene geben, glauben Sie es mir. Er hat Rachel unbeschreiblich lieb.“

„Vielleicht ist auch für ihn und Rachel diese Trennung gut.“

„In gewissem Sinne vielleicht, aber Trennung von Dem, was uns theuer ist, ist immer ein schmerzlicher Schritt im Leben. Ich denke mir das wenigstens so. Werner thut mir sehr leid, allein das konnte Sie natürlich nicht abhalten.“

„Gewiß nicht.“

„Und doch — Sie kennen meinen Bruder nicht — ich fürchte, daß er einen seltsamen Schritt thut.“

„Er kann sich doch nicht widersetzen?“

„O, wie könnte er! Aber still, da kommen sie.“

„So will ich gleich mit Rachel reden, ich bin in der Stimmung dazu und die verdanke ich Ihnen. Beschäftigen Sie Werner, ich werde mit Rachel nach

dem Rasensitz an der Brenke gehen, wir haben noch zwei Stunden Zeit bis zum Essen."

Die beiden Paare begegneten und begrüßten sich Dann hing sich Sophie an Werner's Arm und bat ihn, mit ihm bei Seite zu gehen, sie habe ihm etwas Neues mitzutheilen. Werner glaubte, es beziehe sich auf Joseph's Besuch bei'm Lord und so folgte er willig der schönen Schwester, während Joseph Rachel's Hand ergriff und sie über die Brücke in das freie Feld führte.

Bis zu dem schon erwähnten Brette, auf welchem man dicht hinter dem Graben des Schlosses über den kleinen Bach schreiten konnte, hielt Joseph das liebe Mädchen, das ihm jetzt, da er es von sich lassen sollte, noch einmal so theuer geworden war, an der Hand fest, ohne in seiner Gemüthsbeklemmung ein Wort mit ihr zu reden. Erst als sie das Brett einzeln überschritten hatten, begann Rachel, die instinktartig die gegenwärtige Lage begriff, das Gespräch.

„Du gehst mit mir zu meinem Lieblingsplatze, Joseph," sagte sie mit halb unterdrücktem Seufzer, „das fühle ich, ohne daß Du es mir gesagt hast."

„Ja, Rachel, dahin gehe ich mit Dir."

„Und Du willst mir etwas Ernstes, Wichtiges sagen?"

„Woher weißt Du das?"

„Das habe ich schon gestern Abend errathen, als Du nach Hause kamst, denn Dein Gesicht lese ich wie ein Buch."

Joseph schlang seinen Arm mit ungewöhnlicher Liebkosung um ihre Taille. „Ja, liebe Rachel," sagte er, auch in dieser Anrede ein Beiwort gebrauchend, was er nur selten und in wichtigen Lebensmomenten that, „ja, es ist etwas sehr Wichtiges, was ich auf dem Herzen habe, und Du kannst mir glauben, ich habe die Nacht keine Stunde geschlafen, weil es mir beinahe das Herz abdrückte."

„Ich habe auch nicht geschlafen, denn ich habe mir Alles so gedacht, wie Du es jetzt sagst. Es ist also etwas Unangenehmes, was mich erwartet?"

„Nein, Rachel, Unangenehmes nicht, sogar ist es, obgleich in einer Beziehung etwas sehr Schmerzliches, in anderer sehr Glückliches."

„Das paßt wunderbar zusammen und mag sich wohl selten im Leben vereinigen."

„Hier vereinigt es sich seltsamer Weise."

„So sage es mir rasch und dreist, ich kann Alles hören, wenn Du es mir so mild und freundlich sagst, und Trauriges giebt es jetzt eigentlich nicht für mich,

denn ich schwelge im Glücke, vorausgesetzt, daß Du ebenfalls glücklich bist."

„Hm! Also es gefällt Dir hier gut?"

„Kann es anders sein? Bist Du nicht hier? und bei Dir, in Deiner Nähe hat es mir immer und überall gefallen und ich habe keinen anderen Wunsch, als daß es ewig so bleibe."

„Das ist gerade der Punkt, worauf es hier ankommt," dachte Joseph. „Ja," sagte er nach einer kleinen Pause, „aber nur wenige Menschen sind so glücklich, Jahre lang an einem Orte und in Verhältnissen zu bleiben, die ihnen gefallen, wie es zum Beispiel uns hier gefällt."

„O, wir bleiben ja noch länger als zwei Jahre hier."

„Möglich, wenn Du es willst."

„Wie, wenn ich es will? Wie meinst Du das?"

„Höre mich an, Rachel. Sage einmal, warum übst Du Dich so fleißig im Klavierspiel?"

„Das ist eine seltsame Frage, mein Lieber, das weißt Du ja am besten. Um so vollkommen darin zu werden wie möglich."

„Aber Du kannst bei mir nicht vollkommener darin werden, als Du jetzt schon bist, denn ich bin bei Weitem nicht der Erste in dieser Kunst."

Rachel's sprechendes Auge flog wie der Blitz nach dem Auge Joseph's. Beinahe hatte sie schon Alles verstanden und durchschaut. Sie lehnte ihren Lockenkopf an seine Schulter und sagte mit überaus weicher Stimme, die leise erbebte, wie die kleine Welle an ihrer Seite, über die der Morgenwind hinstrich: „Rede weiter, ich höre.“

„Wünschtest Du wohl, eine ganz vollkommene Spielerin, ich meine eine Künstlerin im schönsten Sinne des Worts zu werden?“

„Welche Frage, Joseph! Das ist ja mein sehnlichster, innigster Wunsch, um dessen Erfüllung ich Gott jeden Tag zehnmal bitte.“

„Auch wenn Du einen anderen oder mehrere andere Lehrer haben müßtest als mich?“

Jetzt hatte Rachel ihn ganz begriffen. Sie stand still, sah ihn mit ihren großen Augen durchdringend an und, sich auf die Zehen erhebend, sagte sie mit einem Tone, der die Stärke und Festigkeit ihrer Seele bezeugte: „Joseph — laß mich reden — Dir wird es zu schwer, ich sehe es — ich begreife alle Fragen, die Du noch an mich zu thun hast, wie ich auch Deine Traurigkeit begreife. Ich soll fort von Dir — Gott weiß wohin — um von Anderen zu lernen!?“

„Du hast es gesagt, ja. Wenigstens ist mir dazu

das Anerbieten auf eine für Dich sehr ehrenvolle und mich sehr beruhigende Weise gemacht."

„Wer hat Dir dies Anerbieten gemacht?"

„Der reiche Lord."

„Ha, ich dachte es mir. Will er mich unterrichten?"

„Nein — die größten Künstler, die es in der Welt giebt, wo sie auch leben mögen, sollen es thun und zwar auf seine Kosten und in einer Weise, als ob Du seine Tochter wärest."

„Joseph!"

„Rachel!" — Und sie stürzte sich in seine Arme und weinte eine ganze Fluth von Thränen aus. Endlich aber hatte sie sich so weit gefaßt, daß sie wieder in seine Augen blicken, wieder mit ihm reden konnte.

„Und Du bleibst hier, mein Freund, mein Bruder?"

„Ich erfülle hier meine Pflicht, wie Du sie an einem andern Orte erfüllst."

„Und wir sehen uns niemals wieder?"

„O mein Gott, wer kann das wollen oder nur denken! Wenn ich drei Jahre hier gewesen bin — länger kann ich unmöglich der Lehrer von schon jetzt erwachsenen Schülern sein — bin ich frei; ich suche Dich auf — Du, vielleicht dann schon eine große Künstlerin, bist Herrin Deiner Zeit, Deines Willens, und wir können uns sehen und finden, wo wir wollen."

„Lässest Du mich gern gehen, Joseph?“

„Deinetwegen sehr gern, meinetwegen nur mit großen Schmerzen.“

„Ach, bei mir ist es gerade umgekehrt — o wie seltsam, wie wunderbar!“

„Also Du willst?“

„Frage mich nicht mehr, sondern frage Dich selber. Dein Wille ist mein Wille, Dein Wunsch ist Befehl für mich — so in Zukunft, wie früher und jetzt.“

„Rachel, so segne Dich Gott! O, meine Angst ist von der Brust, sieh, ich athme frei — ach, ich dachte, Du würdest mir nicht beistimmen.“

„Du kennst mich doch gut genug, um zu wissen, was ich thun würde, nachdem Du mir einen so großartigen und gütigen Vorschlag gemacht. Aber wie ist das so schnell gekommen?“

Joseph erzählte bedächtig, was ihm der Lord gesagt und wohin und von wem er sie geleiten lassen wolle. Rachel hörte mit gesenktem Kopfe zu, schweigend wie der Boden unter ihr; mit einem Mal aber erhob sie ihn wieder und, Joseph's Hals liebevoll umschlingend, rief sie: „Joseph, was hast Du beschlossen, was ist Dein Wille?“

„Ich glaube, Gott hat es so gewollt — er allein

hat den reichen guten Mann zu uns geführt, wie er uns in dieses Haus gebracht hat."

„Das glaube ich auch. Auch werden wir nicht vollkommen getrennt sein, wir werden Briefe wechseln?"

„So viel Du willst und das wird immer eine große Freude sein. Aber, Rachel, Du sollst schon bald von hier fort. In acht Tagen muß ich unsern Entschluß nach dem Seeschlosse bringen."

„Bringe ihn heute noch dahin — ich bin entschlossen."

„Ich auch; aber ich werde doch die bestimmten acht Tage abwarten, damit er nicht denke, wir könnten die Zeit nicht erharren."

„Du hast Recht. O mein Gott, wie ist das nur möglich!"

„Bei Gott ist Alles möglich. Denke daran, wie er mich Dich finden ließ. War das nicht noch wunderbarer?"

Rachel nickte mit dem Kopfe, denn Thränen der Rührung und Dankbarkeit erstickten ihre Stimme.

Sie waren schon lange auf Rachel's Lieblingsplatze angekommen und saßen darauf, eine Weile schweigend, nur dem leisen Gemurmel des fließenden Wassers lauschend und die Bewegung ihrer Herzen bekämpfend, die laut und mächtig hämmerten. „Sieh," sagte Jo-

seph, auf das klare Bächlein deutend, „sieh diese kleinen Wellen dahin fließen. Wohin gehen sie? Wohin sie bestimmt sind — sie ergießen sich in das große Meer und das große Meer nimmt sie willig auf. So hat alles von Gott in der Welt Erschaffene seine Bestimmung. Und der Mensch, der etwas Größeres, Besseres und Vollkommneres ist, als diese einzelnen Tropfen, er sollte nicht zu einem bestimmten Zweck erschaffen sein? O, Rachel, wer könnte das denken — ich nicht!"

„Ich auch nicht."

„Nun siehst Du — und kennst Du den alten Spruch unsrer Eltern: Was Gott thut, das ist wohlgethan! Kennst Du ihn?"

„O, Du hast mich ihn ja selbst gelehrt — und ich preise seine Allmacht und erkenne seine Güte und da — da hast Du ein heiteres Gesicht — sieh, ich bin wieder fröhlich geworden, denn der Hinblick auf Gottes Fürsorge, der ja schon so reichlich bewiesen hat, daß er über mich wacht, ist ganz dazu angethan, eines Menschen Herz zum Danke, zur Zufriedenheit zu führen — und dankbar und zufrieden bin ich jetzt."

„So ist es gut, ich bin es auch. Solch' glückliches Ende unsrer Berathung hätte ich kaum erwartet. Jetzt aber laß uns nach Hause gehen, es wird bald die Stunde des Mittagsessens schlagen."

Rachel erhob sich und Beide schlugen den kurzen Weg mit leichterem Herzen ein, als sie vorher für möglich gehalten hatten.

Bei Tische herrschte an diesem Tage eine ungewöhnliche Stille, die sich namentlich der Baron und die beiden älteren Fräuleins nicht recht erklären konnten. Ersterer indessen kümmerte sich wenig darum, und da es ihm unbehaglich war, in einer so langweiligen Gesellschaft länger zu bleiben als nöthig, so beeilte er sich, sein Dessert zu genießen und sich zu entfernen. Seine Schwester dagegen und ihre Freundin blieben lauernd, so lange es irgend ging, am Tische sitzen, denn sie hofften immer noch, durch irgend ein Wort oder eine zufällige Anspielung den Grund der allgemeinen Mißstimmung der jungen Leute zu erfahren. Trotzdem nun aber die beiden guten Damen in ihren Erwartungen betrogen wurden, denn keine Sylbe verrieth ihnen das Geringste, so waren sie doch in ziemlich heiterer Stimmung, weil sie sehr wohl einsahen, daß der Druck, der auf allen Gemüthern lag, einen schmerzlichen Grund haben müsse, da Rachel's Augen verschwollen, Sophiens wenigstens vom Weinen geröthet waren und der beiden jungen Män-

ner Angesicht wie ein Gewitterhimmel leuchtete. Ihrer Natur gemäß freuten sie sich daher dieser peinlichen Lage der jungen Leute und ihr Eifer wurde dadurch nur um so mehr gespornt, hinter den Schleier zu schauen, der dieses köstliche Räthsel verbarg.

Werner, der bei Tische sich vollkommen schweigsam verhielt, verließ Joseph Sohn fast mit keinem Blick und nur bisweilen richtete er sein Gesicht voller Mitleid und Theilnahme auf die ruhig gewordene Rachel, die sich die größte Mühe gab, ein heiteres Aussehn zu gewinnen, was ihr indeß bei ihren verschwollenen Augen nur in geringem Grade gelang. Endlich erhob sich Sophie, um zu ihrer Mutter zu gehen, und das war das Signal für die beiden Männer, ihre Verbeugung zu machen und das Speisezimmer zu verlassen. Als sie auf dem Corridor standen, faßte Joseph Werner bei der Hand und sagte ernst:

„Werner, bitte, holen Sie Ihren Hut, ich habe ein Wort mit Ihnen zu reden und wir wollen das im Freien abmachen."

Werner nickte Beifall und bald schritten Beide über die Brücke nach dem Felde, den Weg nach der einsamen Linde einschlagend. Lange gingen sie neben einander her, ohne daß der Eine oder Andre auch nur ein einziges Wort hätte laut werden lassen, obwohl

es sie Beide drängte, zu reden und sich gegenseitig zu hören. Joseph, der sich heute im Vortheil befand, da er Meister der Lage war, beherrschte sich am längsten, aber Werner's heftiges Temperament durchbrach endlich die Schranke, die ihn von dem Geheimnisse trennte, das sich, wie er wohl sah, den Uebrigen schon enthüllt hatte. Er blieb einen Augenblick stehen, faßte Joseph am Arme und sagte beinahe barsch:

„Nun, was haben Sie mir zu sagen? Mir wird es unerträglich, an Ihrer Seite zu gehen und nicht zu wissen, was in Ihnen und allen Anderen gährt, da es mich doch gewiß mit betrifft."

„Was denken Sie wohl, was es ist, worüber ich mit Ihnen reden will?" fragte Joseph ernst, aber mild.

„O," fuhr Werner auf und sprach mit auf einander gebissenen Zähnen, wie ein Mensch, der von einer innern Wuth beinahe erstickt wird, „es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, wo einem unbarmherzig gequälten Menschen, wie dem Thiere, der Instinkt Alles sagt, was ihm bevorsteht, was ihn bedroht, was ihm gefährlich ist. In einem solchen Augenblicke befinde ich mich jetzt. Gehen wir also geraden Weges auf den Grund der Sache los, ich hasse alle Umschweife und Charadenspielerei. Mit einem Wort: Sie haben mit mir über Rachel zu sprechen. Und ich, da ich Ihnen immer offen und

ehrlich gegenübergetreten bin, will es jetzt auch sein, daher füge ich hinzu: Sie haben entdeckt, daß ich — daß ich Rachel lieb habe — lieb habe! welch' erbärmliches Wort für mein Gefühl! — und Sie wollen mir darüber einen ächt schulmeisterlichen Vortrag halten und nach Art und Weise der vortrefflichen Tante denselben zu einer moralischen Predigt ausspinnen. Wie?"

Joseph bebte zusammen bei diesen Worten, denn er hatte den Armen, der einen so argen Fehlschuß gethan, schon auf dem richtigen Wege, also näher am Ziele geglaubt, das er ihm nun ganz eröffnen mußte, da er keine Ahnung davon zu haben schien.

„Ich bin davon sehr weit entfernt, mein guter Werner," sagte er, „Ihnen Vorwürfe zu machen oder gar eine unzeitige Moralpredigt zu halten, denn was könnten Sie dafür, wenn Sie Rachel liebten? Eben so wenig wie ich, wenn ich Ihre Schwester liebte. Liebe ist, die wahre Liebe meine ich, meiner Ansicht nach eine Naturnothwendigkeit, der wir uns unterwerfen müssen wie einem Naturgesetz, wenn der Gegenstand uns vor Augen kommt, zu dem wir uns verhalten wie das Eisen zum Magnet. Ach nein, eine solche Liebe kann unter Umständen wohl ein Unglück sein, aber niemals ein Verbrechen, und thöricht wäre

es mindestens von mir, deshalb gegen Sie mit einer Moralpredigt auftreten zu wollen."

Bei diesen Worten, die denen ganz entgegengesetzt waren, die er erwartet hatte und die ihn eine Billigung seiner jugendlichen Gefühle zu enthalten schienen, jauchzte Werner laut auf. Er sprang mit einer stürmischen Lebhaftigkeit an Joseph heran, umschloß ihn mit beiden Armen und rief so laut, daß dieser sich erschrocken umblickte, ob auch kein unberufener Lauscher sie behorche: „Joseph, o Gott, wie dankbar bin ich Ihnen! O, wissen Sie was? Erfüllen Sie meine Bitte, die ich schon lange auf dem Herzen trage — seien Sie nicht allein mein Freund, nein, seien Sie auch mein Bruder. O, ich weiß es ja schon lange, Du liebst Sophien und Sophie liebt Dich!"

„Woher wissen Sie das?" keuchte eine bebende Stimme aus der Tiefe einer aufgewühlten Brust hervor.

„O, nicht mehr Sie, nicht mehr Sie, theuerster Joseph, sage Du, sage Du!"

„Gut — Du willst es — also woher weißt Du das?"

„Ah — Du nimmst meine Brüderschaft an?"

„Gern und ehrlich, mit ganzem Herzen, vorausgesetzt, daß Deine Eltern es gestatten."

„Dummes Zeug, was geht das die Eltern an! Meiner Mutter thue ich höchstens einen Gefallen damit, und meinem Vater — dem will ich beweisen, daß Du mir lieber als ein Bruder bist, sollte er etwas dagegen haben, was nicht zu vermuthen ist.“

„Gut, aber ich fragte, woher weißt Du, daß ich Deine Schwester liebe und daß sie — mich wieder liebt?“

„O, ich weiß es, das sei Dir genug; was Sophien anbelangt, so bin ich davon überzeugt, und was Dich anbelangt, so setze ich es voraus, denn Ihr seid Beide einander werth.“

„Still, still, guter Werner! Um Gottes willen schreie das nicht so laut in alle Lüfte aus, sie möchten einen üblen Gebrauch davon machen. So weit, wie Du denkst, sind wir noch lange nicht. Wir kommen überhaupt von unserem Ziele ab. Wir sprachen von Rachel.“

„Ja, von Rachel! Also Du willst mich beglückwünschen?“

Beinahe hätte Joseph über diese naive Frage gelacht, wenn ihm der Moment nicht so feierlich ernst gewesen wäre. So hielt er an sich, schüttelte nur leise seinen blonden Kopf und wurde noch bedrückter, als er vorher gewesen war. „Das ist es gar nicht,

was ich Dir sagen wollte," fügte er mit niedergeschlagenen Augen hinzu — „es ist vielmehr etwas ganz Anderes."

„Was denn Anderes? Du erschreckst mich wieder. Der Engländer liebt sie doch nicht?"

„Bewahre! Wenigstens nicht, wie Du es meinst. Aber ihre Kunst liebt er sehr und darum — darum will er das Möglichste thun, sie zu einer großen Künstlerin zu bilden."

„Ha! Das wollte dieser Mann! Das wäre ja großartig und edelherzig zugleich. Aber wie will er das ausführen?"

„Wie es allein möglich ist. Er giebt Rachel eine Dame zur Begleiterin, für deren Treue und Redlichkeit er bürgt, und diese geht mit ihr nach großen Städten, wo Künstler ersten Ranges wohnen, bei denen sie studiren soll."

Jetzt erst ging Werner eine Ahnung von dem ganz Unerwarteten auf. Aber der Schlag war furchtbar, da er ihn ganz unvorbereitet traf. Er stand da wie an den Boden gewurzelt, mit gesträubtem Haar und schlotternden Knieen und sein Angesicht überlief eine fahle Erdfarbe.

„Was," schrie er beinahe heiser vor Schreck, „sie geht fort von hier, von Dir, von mir? Und das

duldest Du, das giebst Du zu? Bei Gott, das wäre — ja das wäre — verrucht an uns Allen gehandelt."

„Werner! Ich vergebe Dir dies Wort — Dein Schmerz hat es Dir ausgepreßt. Aber da Du bei der einfachen Thatsache in solche Wallung geräthst, so muß ich rasch zu Ende kommen, um Dir keine Zeit zu einer noch etwa folgenden Beleidigung zu lassen. — So höre mich also an. Die Sache ist beschlossen — unwiderruflich — ist abgemacht. In spätestens vierzehn Tagen geht Rachel von hier fort. Ich, der ich sie gewiß liebe und Grund dazu habe, habe es überwunden, Du mußt es also auch überwinden."

In Werner's leidenschaftlicher Brust wühlte der Schmerz der Verzweiflung. Wie unsinnig, als hätte die Bitterkeit des Augenblicks seinen Verstand vernichtet, warf er sich auf die Erde und weinte und jammerte so laut, daß es weit hin über die Felder scholl. Joseph stand wie versteinert an seiner Seite und sah mitleidig und doch überrascht auf den Armen herab. So tief, so gewaltig, so sein ganzes Wesen beherrschend hatte er sich seine jugendliche Leidenschaft nicht vorgestellt. Auch ihm kamen dabei Thränen in die Augen. Als Werner das sah, ergriff ihn eine andre Art des Schmerzes. Er faßte sich an die Brust, befühlte seine Stirn, stand mit verzerrtem Gesicht vor

Joseph und sagte tonlos: „Habe ich recht gehört? Ist es wirklich beschlossen, unwiderruflich?"

„Wirklich und unwiderruflich."

„Wohin geht sie?"

„Das weiß ich noch nicht."

„Werde ich es erfahren?"

„Ohne allen Zweifel."

„So ist es noch gut. Ich bin fertig mit Schreien. Sieh, wie ruhig ich bin."

„Wenn Du das sagst, so muß ich Dir sagen, daß mir diese Ruhe beinah eben so wenig gefällt, wie vorher Deine Raserei. Du scheinst einen Entschluß gefaßt zu haben, Werner, wie, habe ich Recht? Nenne ihn mir, ich bitte Dich."

„Nein, noch nicht, noch ist es nicht Zeit dazu. Aber Du, Du zuerst sollst ihn hören, wenn er zur Reife gekommen ist, jetzt liegt nur der Keim dazu in mir. O Joseph, ich bin plötzlich ein Mann geworden — große Schmerzen sollen ja dies Wunder bewirken — und ein solcher großer Schmerz hat mich jetzt gepackt."

„So wirst Du hoffentlich eines Mannes würdig handeln?"

„Gewiß werde ich das, wie ich meiner Natur nach muß."

„Ehrlich, Werner?"

„So wahr mir Gott helfe!“

„So bin ich zufrieden — und Du willst rechtschaffen, brav und edel bleiben?“

„Ja, auf mein Ehrenwort — es ist dies das erste Mal, daß ich das sage.“

„So halte es so redlich, wie Du es giebst. Es ist gut. Da hast Du meine Hand, ich will auch ehrlich Dein Bruder sein.“

„Ich danke Dir. Aber noch ein Wort. Sage mir, wie ist das Alles gekommen?“

Joseph erzählte auch ihm das Gespräch mit dem Engländer über Rachel. Als er zu Ende war, sagte Werner mit zitterndem, bewegtem Tone:

„Also so ist es gekommen! O wie hat dieser Mensch durch seinen unberufenen Eintritt in unser Haus unser Aller Schicksal verändert!“

„Unberufen? Von uns ward er freilich nicht berufen, aber vielleicht von einem Anderen.“

„Ach ja — Dem beuge ich mein Haupt. Aber o Gott, o Gott, meine Ahnung, meine Ahnung! Siehst Du sie, die Verwandlung, die ich vorher gesagt? Jetzt ist sie da. Sie beginnt mit Rachel und erstreckt sich allmälig auf uns Alle, bis sie — wer weiß wo — endet. O, denke an mich, mein theurer Freund, denke an mich! In solchem Schmerze, wie er jetzt

meine Seele zerfleischt, wird der Mensch prophetisch und so prophezeihe ich Euch Allen: das ist der Anfang der Verwandlung, schützet Euch vor ihrem Ende, damit sie Euch nicht Alle zermalmt."

„Das ist ein Hirngespinst von Dir! Wie könnte sich das verwirklichen?"

„Das wollen wir Deiner, meiner, unserer Aller Vorsehung überlassen."

„So sprichst Du aus meiner Seele — ich bin auf Alles gefaßt."

„Ich auch — das war es ja, was ich Dir sagen wollte. Jetzt komm. Kein Wort mehr darüber. Wo man handeln will, braucht man nicht mehr zu sprechen. So denke ich es von jetzt an zu halten."

An demselben Abend noch erfuhren die Mitglieder der freiherrlichen Familie, die noch nicht in das Geheimniß des Tages eingeweiht waren, was sich zugetragen hatte. Der Baron wurde davon sehr wenig berührt, er hatte in Rachel nichts weiter gesehn, als ein Spielwerk der Laune seiner Frau und als eins von den mancherlei Zugeständnissen, die er dem Gesellschafter seiner Kinder gemacht hatte. Fräulein Sibylle dagegen war mit ihrer Freundin auf das Höchste

überrascht, und obwohl sie sich äußerlich den Anschein gab, als ob sie recht froh sei, daß dieses fünfte Rad am Wagen, wie sie Rachel oftmals genannt hatte, das Schloß verlasse, so starb sie doch beinahe vor Neid über die günstige Wendung, die das Geschick des armen Mädchens genommen hatte.

„Da haben wir die Bescheerung," sagte sie am späten Abend, als sie endlich mit Ursel allein war, um ihrem Herzen Luft zu machen, „da haben wir sie. Glaubst Du nun noch nicht, daß dieser Judenbalg eine Hexe oder wenigstens im Stande ist, andere Leute zu behexen? Dieser Engländer, dieser Lord — pfui über solch' einen Edelmann! — giebt sich dazu her, der Pflegevater einer entlaufenen Jüdin zu werden; Gott steh mir bei, das thäte mein Bruder nicht und wenn er zehnmal so reich wäre wie dieser Herr. Na, wer weiß, welch' andre geheime Dinge noch dahinter stecken! Gieb Acht, Ursel, das ist nicht das Letzte, was wir von der Brut erleben, mir liegt es wunderbar schwer auf dem Herzen, wie wenn ein Gewitter in der Luft schwebte und der Blitz müßte in unser Haus schlagen."

„Ja, ja, ich glaube Dir, mir ist ähnlich zu Muthe. Aber daß Du da von einem Pflegevater sprichst — das möchte ich so genau nicht untersuchen. Wer weiß,

wohin er mit dem schwarzen Mädchen zieht und was er noch aus ihr macht!“

„Ursel! Du steckst mir ein neues Licht auf! Wahrhaftig, daran habe ich noch gar nicht gedacht! Na, dieser Herr Lord soll mir nur wiederkommen, ich werde ihm zeigen, wie man sich in eine anständige Familie einführt.“

„Um Gotteswillen, Sibylle, die Familie hat ja damit gar nichts zu thun, die bleibt ja dabei unbeschädigt.“

„Nun, er wird doch nicht gar Eine von uns verführen sollen, um uns eine Schmach zu bereiten? Das wäre ein kolossaler Gedanke! Schlimm genug schon, daß der Roman bei uns begonnen hat und daß wir dadurch in den Mund der Leute kommen werden! Wohlan denn, ich wasche meine Hände in Unschuld und werde nächstens meinem Bruder meine letzte Meinung über die Pflegeväter dieser Dirne sagen. Das Ding muß ein Ende nehmen, so oder so, oder ich bin nicht Sibylle von Haldrungen.“

Während die eine Partei in Brenkowitz von solchen Gesinnungen und Entschlüssen beseelt war, hielt die andre es um so mehr für ihre Schuldigkeit, das Er-

eigniß, welches ihr bevorstand, auf jede schickliche Weise vorzubereiten und dadurch eine Gesinnung an den Tag zu legen, die eben so edel und hochherzig, wie die andere niedrig und gemein war. Die Baronin war schnell mit Sophien zu Rathe gegangen, und schon am andern Tage wurden zwei Nähterinnen aus Neustadt geholt, um an der Ausstattung ämsig zu arbeiten, die man der Verwaisten mit in die Welt geben wollte, denn die edle Frau hielt es für ihre Schuldigkeit, die einmal übernommenen Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. So war schon Vieles bis dahin beschafft, wo Joseph wieder nach Downs-Castle reiten und seinen Entschluß überbringen wollte, das Uebrige aber hoffte man bis zu dem Tage vollenden zu können, an welchem es Lord Shorncliffe gefallen würde, sein Aufseher- und Leiteramt über Rachel zu beginnen.

Trüb und düster genug sah es in diesen acht Tagen in Brenkowitz aus. Die Baronin, Sophie und Joseph waren wortkarg, im Herzen betrübt, wie es nicht anders sein konnte, denn ihnen sollte in Rachel ein Mitglied ihres Kreises entzogen werden, das ihnen Allen gleich theuer und werth geworden war; nur suchten Mutter und Tochter ihre Liebe gegen Rachel auf alle Weise an den Tag zu legen, indem sie sie

nicht von ihrer Seite ließen und alle ihre schönen Eigenschaften entwickelten, um das liebe Kind von ihrer Neigung zu überzeugen. Werner aber war ein ganz anderer Mensch geworden. Alle Heiterkeit der Jugend war von ihm gewichen, seine Stirn beugte sich trüb zur Erde und sein lebhafter, elastischer Geist hatte das Gepräge eines durch Arbeit und Sorge gereiften und überbürdeten Menschen angenommen, der frühzeitig dem Drange des Lebens erliegt. Obgleich er fast jede Stunde, die er erübrigen konnte, in Rachel's Nähe zubrachte, so sprach er doch selten mit, wenn die Andern redeten, schien sich sogar wenig um ihre Unterhaltung zu kümmern. Alle seine Gedanken vielmehr auf den Entschluß richtend, der noch unentwickelt in seiner Seele lag, schien er zu prüfen und zu überlegen, wie er ihn am besten ausführe, bis zu welchem Ende er ihn treiben wolle. Joseph trat ihn oft mit Bitten an, sich ihm mitzutheilen, aber immer vergeblich. Werner blieb stumm, verschlossen und wiederholte nur von Tag zu Tag: „Du wirst zeitig genug erfahren, was ich thun will, ich bin noch nicht einig mit mir; wenn ich aber erst einig bin, wird es alle Welt erfahren.“

„Willst Du mir, Deinem Freunde, nicht erst allein Deinem Entschluß zur Prüfung vorlegen?“

„Hier ist nichts mehr zu prüfen und Du am wenigsten kannst mir rathen; ich allein muß wissen, was ich zu thun habe, denn ich allein habe die Verantwortung und die Folgen zu tragen."

„Uebereile Dich nicht, Werner, ein Fehltritt ist bald gethan in Deinen Jahren und die Folgen liegen dann nicht mehr in Deiner Hand."

„Pah, meistere mich jetzt nicht, Joseph, ich habe genug mit mir selbst zu thun. Glaube mir, ich gehe nicht blindlings vorwärts, sondern Schritt vor Schritt thue ich mit Ueberlegung, da ich mir einmal gesagt habe: Vorwärts muß ich, ein Zurück giebt es nicht mehr."

„Eben Deiner Ueberlegung wollte ich zu Hülfe kommen —"

„Bitte, laß mich in Ruhe — sieh nach Deinen eigenen Angelegenheiten, denn, täuscht mich mein Vorgefühl nicht, so wirst Du bald in einer ähnlichen Klemme sitzen wie ich."

„Wie sollte das möglich sein?"

„Ich muß Dich auf Dein eigenes Wort verweisen: bei Gott ist Alles möglich! —"

Damit war denn ihr Gespräch über diesen Gegenstand zu Ende und das Schicksal rollte seine Bahn

dahin, von Niemandem aufzuhalten, Niemandem durchdringbar. —

Die acht Tage waren verflossen und Joseph rüstete sich zum Ritte nach Downs-Castle. Werner sah ihn seine Vorbereitungen treffen, aber er begab sich nicht auf den Hof, als sein Freund in den Sattel stieg. Was sollte er ihm sagen — er trug ja die Entscheidung seines Schicksals mit sich fort, und die, wußte er, war nicht mehr zu ändern oder aufzuhalten. Warum also noch darüber reden? Das wäre eine ganz unnütze Bemühung gewesen.

Obgleich der Tag sehr heiß war und Joseph genug Stoff zum Nachdenken hatte, so ritt er doch nicht so langsam wie das vorige Mal der Küste zu. Er wollte über Nichts mehr nachdenken, was diesen Punkt betraf, er hatte so viel über Alles und Jedes gegrübelt, daß ihm der Kopf wirbelte, und er sehnte sich nach Entscheidung, wie es allen gefaßten Naturen geht, die lieber dem unvermeidlichen Schmerze unterliegen, als sich inmitten einer unbestimmten Erwartung der Dinge bewegen wollen. So trabte er denn so rasch der Pony laufen konnte, und fand den Lord

seiner harrend vor, der ihm schon in der Halle entgegentrat, als er seine Ankunft gewahr ward.

Als er ihm die Hand gereicht und Joseph's ernster und bleicher gewordenes Gesicht betrachtet hatte, sagte er: „Ich grüße Sie, was bringen Sie mir? Wenn ich nach Ihrem Aussehn schließen darf, so hat Ihnen Ihr Entschluß Mühe gemacht und Kummer bereitet."

„Die Fassung des Entschlusses weniger als die Umstände, die sich daran knüpften und der Gedanke, wie traurig wir sein werden, wenn Rachel erst von uns geschieden ist."

„Aber, mein junger Freund, warum so viel Trauer, wo so viel Hoffnung in der Zukunft liegt? Wenn Sie einmal auch diese erst in Ihrem Leben verloren hätten — Gott bewahre Sie davor! — dann, dann und nur erst dann würden Sie Grund zu trauern haben."

„Sie haben Recht und Sie richten mich wahrhaft mit Ihren Worten auf."

„Bravo! Also Rachel ist mein?"

„Nein, Mylord, nicht ganz — ich behalte sie auch."

„Das versteht sich. Wann kann sie ihre erste Reise antreten?"

„In zwei bis drei Tagen, wenn Ihre Vorbereitungen so weit gediehen sind."

„Sie sind heute schon fertig. Es ist nach Berlin geschrieben und Alles eingeleitet. Mrs. Barton ist bereit, ihre Pflegebefohlene abzuholen, sobald es gewünscht wird.“

„Werden Sie nicht selbst zu diesem Zwecke nach Brenkowitz kommen?“

„Nein, mein Freund, für's Erste betrete ich Brenkowitz nicht wieder. Was ich da sehen wollte, habe ich gesehn, und nun zieht mich Nichts — ich meine von dem was ich sah — dahin. Auch werde ich bald nach Rachel's Abreise ebenfalls von hier fortgehen, sobald nur der Bote eingetroffen ist, den ich seit einigen Tagen erwarte.“

„Gehen Sie auch nach Berlin?“

„Sogleich nicht, später aber gewiß, um mich selbst von Rachel's Wohlbefinden zu überzeugen.“

„Kann ich vielleicht Mrs. Barton kennen lernen, die Rachel begleiten wird?“

„Dazu wollte ich Sie eben auffordern. Sie wird bald hier sein.“ Er schellte, und nachdem er den Diener beauftragt, die Dame zu rufen, setzte er sich an ein Fenster, welches die Aussicht nach der See hatte, und ersuchte Joseph, neben ihm Platz zu nehmen.

„Wie hat der junge Baron unsern Entschluß aufgenommen?“

„O — da ist nicht so viel Sonnensche[in]
draußen über dem Wasser. Sturm, Sturm
und Nacht in seiner Brust."

„Ich dachte es mir. Lassen Sie es stürmen, eine edle Natur verträgt, ja verlangt bisweilen Sturm, um sich von den stockenden Dünsten zu reinigen, die die Seele einschläfern und die Thatkraft verrosten lassen. Ein Herz, das nicht geblutet hat, ist leider nicht reif für den Himmel. Schmerzen erheben und Sorgen läutern."

In diesem Augenblicke trat Mrs. Barton ein und verbeugte sich vor den beiden Herren. Sie war eine stattliche Frau von würdevollem Aussehn, mittlerem Alter und angenehmen Manieren. Nach der Vorstellung und wenigen gegenseitigen Worten entfernte sie sich wieder, sobald ihr der Lord geheißen, in drei Tagen nach Brenkowitz zu fahren und Rachel abzuholen.

„Gefällt Ihnen die Frau?" fragte der Lord.

„Sie entspricht allen meinen Erwartungen."

„Das freut mich. Außer ihr wird noch ein bewährter Diener die Frauen begleiten, damit sie nicht ohne männliche Hülfe sind. Nun noch Eins. Ich bitte Sie, sobald Rachel von Brenkowitz abgeholt ist, keinen Versuch mehr zu machen, sie zu sprechen, obgleich man große Neigung hat, eine Person, die uns

verläßt, so lange zu sehen, wie sie zu sehen ist. Ich liebe die Erneuerung des Trennungsschmerzes nicht und breche ihn lieber entzwei, als daß ich ihn in lange Fäden ausziehe. Finden Sie das nicht gut?"

„Es ist auch meine Meinung und ich werde Rachel zum letzten Mal in Brenkowitz sprechen."

„So sei es. — Wie? Sie wollen schon wieder fort?"

„Ja, ich habe versprochen, keine Stunde länger zu bleiben, als nothwendig ist."

„Gut. So gehen Sie. Wir sehen uns vielleicht sobald nicht wieder. Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen schon einmal gesagt: wenn Sie zu irgend einer Zeit, zu irgend einem Zweck einen Rath haben wollen — meine Thür steht Ihnen jederzeit, auch in meiner Abwesenheit offen."

„Ich vergesse nie, was man mir einmal so herzlich gesagt — doch Gott verhüte die Rathlosigkeit!"

„Er verhüte sie, ja, aber sie kommt oft ungerufen."

„Leider! So leben Sie wohl!"

Der Engländer drückte dem jungen Manne fest und wiederholt die Hand. Er schien den Schmerz mitzufühlen, der in seinen Adern tobte. „Farewell!" sagte er ganz einfach und dann hatte er seinen Freund entlassen.

Die Trennungsstunde in Brenkowitz war angebrochen. Der Baron, der davon gehört, hatte sich aus dem Staube gemacht; er liebte dergleichen Scenen nicht. Rachel war ganz früh am Morgen bei ihrem alten Cantor Treumann gewesen, wo sie zum letzten Male die Orgel gespielt, und hatte dann die älteren Damen besucht, um sich bei ihnen zu bedanken.

„Wofür?“ hatte des Barons Schwester gefragt.

„Für Alles, was Sie mir Gutes gethan haben.“

„Gehen Sie, gehen Sie, Mamsell, und machen Sie keine Worte, die Ihnen nicht aus dem Herzen kommen.“

Und Rachel war gegangen, zum ersten Mal mit sichtbarem Stolze, weil ihr Herz, das in jenen Worten gesprochen, so schonungslos verkannt worden war.

Von jenen Damen hatte sie sich zur Baronin begeben, wo sie Sophien fand. Hier waren viele aufrichtige Thränen vergossen, viele Wünsche ausgesprochen und mit tausendfachem Danke angenommen worden. Auch dieser Abschied war vorüber. Es blieb nur noch Werner und Joseph übrig. Aber Werner war nirgends zu finden. Joseph, Sophie, Valentin, Doris — Alle suchten und riefen ihn, allein er war und blieb verschwunden. Endlich ahnte Joseph zuerst, daß er sich auf diese Weise den Abschiedsschmerz

ersparen wolle, und fand diesen seltsamen Entschluß in der gegenwärtigen Lage sehr verständig. So ging er denn mit Rachel allein zum letzten Mal an den Bach hinab, setzte sich auf den Rasensitz und hielt dabei ihre Hand fest in die seine gepreßt.

Ohne ein Wort zu sprechen, hatten sie lange neben einander gesessen und sich nur von Zeit zu Zeit in die Augen geblickt, die wechselseitig Jedem von ihnen so lange freundlich geleuchtet hatten.

„Joseph," begann endlich Rachel ihr letztes Gespräch in Brenkowitz, „was soll ich Dir heute sagen, wie Dir danken für all' das unendliche Gute, das Du mir erwiesen hast?"

„Sage mir gar nichts und danke mir allein dadurch, daß Du Rachel bleibst, mit dem Herzen, in der Seele, im Geiste und in der Unschuld Deines kindlichen Gemüths."

„Ja, das will ich!" sagte ihr Auge und der Druck ihrer Hand.

„Was ich an Dir that, das that ich nicht aus mir — nein, ich that es, weil ich es thun mußte, weil eine höhere Gewalt, die in unsrer Seele thront, mich dazu zwang. Ich hätte gern auch das Letzte für Dich gethan, aber meine Kraft — Du weißt es ja — war zu schwach dazu und so übergebe ich Dich zu Dei-

nem eigenen Besten einem Stärkeren, Mächtigeren. O Rachel, wie schnell ist die Zeit verschwunden, wenn man sie mit rückwärts gewandten Augen betrachtet, und namentlich wenn man so glücklich war wie wir. Vergiß das niemals, mein Kind, auch wenn Du einst in größerem Glanze leben solltest, als Du bei mir gelebt hast. Denke immer an die enge Judengasse in Prag zurück und an unsere bescheidene Armuth in Bremen — diese Erinnerung wird Dir das Herz erheben und Dich nicht übermüthig werden lassen im Rausche des köstlichsten Lebens. — Schreibe mir, so oft Du kannst und Neigung dazu hast, wir Alle erwarten Deine Schilderungen mit Ungeduld, und theile uns Alles darin mit, was Dich etwa quält. Hoffentlich aber quält Dich nichts, als daß Du nicht mehr bei uns bist. Diesen Kummer wird allein die Zeit lindern und die Hoffnung versüßen, uns einst wiederzusehen. Werde auch nicht trübe und unzufrieden, wenn die Welt, in die Du trittst, Dich nicht gleich mit lautem Willkommen empfängt. Ach, das wird selten Jemandem, am seltensten aber einem Talente zu Theil. Gerade sie müssen vorbereitet sein auf mancherlei Schläge des Schicksals. Denn im Ganzen ist die Welt, die Dich beurtheilt, neidisch, undankbar. Neidisch vor Allen sind Deine Gefährten in der Kunst, undankbar ist

das Publikum, welches das Unmögliche nicht für unmöglich genug und die Kunst für bezahlt hält, wenn sie dem Künstler ein paar armselige Groschen zuwirft. Das laß Dich nicht anfechten — hebe vielmehr Dein Auge hinauf zu jenen Höhen, dort wohnt der Dank, dort der Lohn, dort die Anerkennung, und von dort oben strömt das Gefühl davon in Dein Herz zurück und macht es schwellen von Freude und Seligkeit, die Dir kein Mensch nachempfindet, der nicht ähnlich begabt und in ähnlicher Lage ist. So gehe denn mit Gott, meine Rachel! O, es thut mir weh, daß wir scheiden müssen, aber ich kann es nicht ändern. Wolle es ein günstiges Schicksal fügen, daß wir uns bald und dann recht glücklich wiedersehn. — Hast Du mir sonst noch Etwas zu sagen?"

Rachel, die, so lange Joseph sprach, schon immer leise geweint hatte, richtete sich jetzt von seiner Brust empor, an die sie sich kindlich geschmiegt, sah ihn liebevoll an und sagte: „O ja, Eins möchte ich Dir noch sagen, vielleicht mache ich Dich dadurch glücklich und versüße Dir diesen Abschied. Darum habe ich es bis auf diese Stunde aufgespart. Aber Du darfst mich nicht verrathen.".

„Was willst Du mir sagen, Rachel?"

„Sophie liebt Dich, Joseph."

„Rachel! Woher weißt Du das?“

„Sie hat es mir gesagt, schon lange, und heute hat sie mir versprochen, auch eine Rachel für Dich sein zu wollen, sobald Du diese nicht mehr hast.“

Joseph lächelte trüb, nur sein Herz pochte mächtiger gegen seine Brust.

„Ist das Alles, was Du mir zu sagen hast?“

„Ja — ist es nicht genug? Freut es Dich nicht!“

„Sehr — o wie sehr, Rachel!“

„So laß mich Dich küssen, mein theurer, theurer Freund!“

Lange umschlang sie ihn mit ihren Armen, lange lagen ihre Lippen auf seinem Munde, und wohl selten hat ein Mädchen einen Mann mit reinerem Herzen, mit unschuldigerer Seele diesen schönen und süßen Beweis ihrer Zuneigung aufgedrückt.

Da fiel Joseph noch Etwas ein. „Hier ist der Ring vom Lord,“ sagte er, sich von Rachel's Umschlingung lösend. „Beinahe hätte ich ihn vergessen.“

„Ich nehme ihn nicht, Joseph, nein, ich nehme ihn nicht. Bewahre Du ihn mir auf. Ich liebe solche todte kalte Steine nicht, wenn sie auch noch so sehr glänzen. Aber wenn Du mir ein Andenken von Dir geben willst, dann habe ich eine Bitte.“

„Sprich sie aus.“

„Denkst Du wohl noch an das kleine Medaillon mit Deinen Kinderhaaren, welches Du mir bisweilen in Bremen zeigtest? Das gieb mir und füge eine Locke von Deinem jetzigen Haar bei.“

„Das unscheinbare Medaillon? Wenn Du weiter nichts willst! Wirst Du es denn tragen?“

„Ja — hier auf meinem Herzen. Es soll mir ein theures Angedenken an den Mann sein, dem ich am meisten auf Erden verdanke.“

„So sollst Du es haben, sobald wir nach Hause kommen.“

„Aber die Haare nehme ich mir jetzt — sieh, ich habe dazu eine Scheere mitgebracht.“

Joseph hielt lächelnd seinen Kopf hin und Rachel's Sammetfinger wählten eine kleine Locke aus. Rasch war sie abgeschnitten und in ein Kästchen gelegt. Dann aber erhoben sie sich, und sich fest bei der Hand haltend, schritten sie, ohne ein weiteres Wort zu sprechen, nach Hause.

Hier stand schon seit einer Stunde des Lords Wagen und Mrs. Barton bereit. Joseph holte die kleine goldene Kapsel, die er schon lange nicht mehr in Händen gehabt und fast vergessen hatte, und gab sie ihr verstohlen. Werner war noch nicht da. Da man nicht länger warten konnte und vermuthete, daß seine

Abwesenheit eine absichtliche sei, so bestellte Rachel die herzlichsten Grüße an ihn, umarmte Alle unter heißen Thränen und stieg dann in den Wagen.

Fort rollte er, der Ostsee zu, um bald seinen Inhalt nach dem Süden, dem heißen und schönen Süden zu tragen.

Jetzt erst, nachdem sie fort war, fiel es Joseph wie Schuppen von den Augen. Er sah — was? Seine Jugend wie in weiter Erinnerung hinter sich liegen. Mit Rachel war diese Jugend von ihm gewichen — von jetzt an sollte er als Mann in's Leben treten, und wohl ihm, wenn er die Kraft und den Muth eines solchen besitzt, den Schmerz dieses Lebens geduldig und standhaft zu ertragen, denn auch ihm wird dieser Schmerz nahe treten, wie ihn vor ihm der arme Werner empfunden hatte.

Fünftes Kapitel.

Werner läßt seinen Entschluß zur That werden.

Die Abreise eines lieben Freundes oder überhaupt irgend einer geliebten Person, mit der wir längere Zeit in Gedanken und Empfindungen verschwistert waren, hat etwas ungemein Niederdrückendes für unser Gemüth, und wir sind nicht allein traurig wegen des unterbrochenen Bündnisses, nein wir sind in der That tief und schmerzlich von der Vergänglichkeit alles Bestehenden bewegt. Alles um uns her, die Bäume, die Häuser, der Sonnenschein, die Wolken des Himmels sehen aus, wie damals, als er bei uns war, den wir verloren, und doch ist Alles verändert, Alles ist matter, öder, kälter geworden, in Farben und Tönen, in Worten und Werken, und wir fühlen uns unheimlich angefröstelt von einem unbeschreiblich lähmenden Gefühl, trotzdem die Sonne glühend ihre

Strahlen auf unser gebeugtes Haupt herabsenkt. Woher kommt das? Das kommt daher, weil unsere Seele aus ihrer gewohnten Verbindung gerissen, weil zwischen ihr und einer anderen Seele eine Kluft entstanden ist, die nur die Sehnsucht ausfüllt, und weil wir unter Tausenden den Einen oder die Eine verloren haben, die uns dieses Dasein zum Paradiese oder wenigstens, je nach dem Grade unsrer Neigung zu ihr, zu einem angenehmen und behaglichen Aufenthalt machte. In glücklich begabten Organisationen, die nicht so stark von ihrer Leidenschaft beherrscht werden und eine produktive Kraft in sich tragen, hat die Natur freilich in ihrer weisen Vorherbestimmung alles Geschehenden auch hierin für eine wiederherstellende Potenz gesorgt, denn in gleichem Grade, wie bei einer solchen Trennung unser Gemüth bewegt wird, weckt sie die in uns verborgene antagonistische Kraft, sie ruft unsern Geist in's Gefecht, und wir bestreben uns, durch Regsamkeit, Nachdenken und Arbeit den Kummer niederzuschlagen, der unser Herz wie mit einem unzerreißbaren Netze umsponnen hat.

Wenn wir das eben Gesagte auf die uns hier beschäftigenden Personen anwenden, so müssen wir finden, daß unter den zunächst Betheiligten nur Sophie und Joseph mit dieser antagonistischen Kraft ausge-

rüstet waren, indem sie sich durch mannigfaltige Beschäftigung, theilnehmende Unterhaltung und die Pflege der Kunst und Wissenschaft von ihrem Kummer frei zu machen verstanden, daß aber Wernern dieselbe leider versagt war. Er war allein dem ihn hin- und herreißenden Getriebe seines leidenschaftlichen Herzens unterworfen; nur in der ewigen Wiederholung und Neugestaltung des ihm widerfahrenen Mißgeschicks bewegte er sich, nur in der selbstquälerischen Vergleichung des heutigen mit den früheren Tagen erging er sich mit einer Art rasender Wollust, die zuletzt an sich selbst das Zerstörungswerk übt, da sie ihren Schmerz nicht vertilgen kann.

Schon am frühen Morgen des Abschiedstages war er weit vom väterlichen Hause in selten betretenen Wäldern umhergeirrt, da tobte und ras'te er sich aus, denn dort sah ihn kein Mensch und auch er sah keinen Menschen. Endlich aber, nachdem er seinem Schmerze vollkommenen Spielraum gelassen, wie seine heftige Natur es verlangte, und nachdem er durch Berechnung zu der Ueberzeugung gelangt war, jetzt sei Rachel vom Vaterhause geschieden, kehrte er gefaßter und gehaltener in die Nähe des Gutes zurück. Aber noch war er nicht ganz sicher, daß er der Geliebten seines Herzens nicht doch noch begegnen könnte, und das wollte,

das mußte er vermeiden, denn er sagte sich selbst wenn sie ihm im Augenblicke des Scheidens vor Augen käme, so würde er vielleicht Etwas thun, was er nachher ungern gethan sähe, da es ihn auf dem Hofe vor allen Leuten bloßstellen und die theure Rachel in den Mund derselben bringen könnte.

So saß er denn etwa zwei Stunden nach Rachel's Abfahrt unter der alten Linde auf dem Rasenhügel und schaute mit gläsernen Augen auf den Weg nach dem Hause hinab, ob er nicht irgend eine Andeutung von dem Stande der Verhältnisse entdecken könne. Und in diesem Punkte wenigstens sollte ihm das Geschick günstig sein.

Sophie und Joseph, nachdem sie eine Stunde bei der Baronin zugebracht und mit ihr das Vorgefallene nach allen Seiten besprochen und sich dadurch selbst beruhigt, hatten sich in das Musikzimmer begeben, wo sich Sophie an den Flügel setzte und mit ihrer sanften Stimme den Lehrer und Freund fragte, ob es ihm vielleicht wohlthue, mit ihr eins seiner Lieblingsstücke zu spielen.

Joseph war darüber erstaunt, denn seit langer Zeit hatte Sophie die Musik vernachlässigt und war fast nur eine Zuhörerin des Spieles der Anderen gewesen. Dankbar und sogleich ihre gute Absicht er-

rathend, hatte Joseph eingewilligt und so ließen sie Beide ihrem Wehgefühl in Tönen freien Lauf, bis sie endlich zu der Ueberzeugung gelangt waren, es gebe wirklich Mittel, die im Stande wären, dasselbe zu besänftigen und die herben Gefühle ihres Busens durch andere Gedanken zu versöhnen und zu tilgen.

Als das Musikstück zu Ende war, legte Joseph sein Cello bei Seite und machte Sophie auf den herrlichen Sonnenschein aufmerksam, der draußen die Felder überströmte und über alles Leid, was auf der Erde seufzte, mit himmlischer Verklärung zu lächeln schien.

„Ja,“ sagte Sophie, „es ist ein schönes Wetter und ich glaube, es ist nicht zu warm — wollen wir einen Spaziergang nach der Linde antreten? Vielleicht finden wir Werner.“

Joseph stimmte ihr bei und bald schritten Beide den Weg durch das Kornfeld den Hügel hinan. Da sahen sie denn schon von Weitem den Gesuchten sitzen, der sie ebenfalls bemerkt hatte und keine Miene machte, abermals die Flucht zu ergreifen. Er hatte den Kopf in die Hände gelegt und, ahnend, wohin das Gespräch sich neigen würde, wenn die Beiden ihm nahe gekommen, hatte er sich wiederum seinem Schmerze, obwohl in gelinderer Weise überlassen, denn er weinte,

wie er noch nie in seinem Leben so ruhig und doch so aus tiefstem Herzen geweint hatte.

Seine Schwester und sein Freund hatten ihn erreicht, jedes von ihnen hatte leise seinen Namen gesprochen und eine seiner Hände von seinem Gesichte weggezogen. Ach, wie erstaunten sie über die Zerstörung in diesem sonst so blühenden, frischen, nur von Leben und Jugend, nicht aber von Qual und Verzweiflung zeugenden Gesichte! Seine bleichen eingefallenen Wangen zeigten die traurigen Spuren endloser Thränenströme, seine umflorten Augen, in denen sich ein tiefes Leiden aussprach, blickten sie klagend und öde an, und seine langen Haare, sonst so schön gepflegt und geordnet, hingen wild zu beiden Seiten des Gesichts herab.

Schweigend setzten sie sich an seine Seite, jedes von ihnen eine seiner Hände haltend.

„Werner," begann endlich Joseph mit sanfter Stimme das Gespräch, „sei verständig! Wir fühlen mit Dir, was Du fühlst, denn auch wir sind kummervoll und betrübt."

„Ja, Werner," fuhr Sophie mit ihrer glockenreinen Stimme fort, „höre an, was Herr Sohn Dir sagt, und bezwinge Dich, denn so kannst Du ja nicht

bleiben. Bedenke, was das für Aufsehn zu Hause erregen würde."

„Aufsehn!" rief Werner, wieder in Heftigkeit verfallend. „Wie thöricht Du bist! Als ob mir noch daran gelegen sein könnte! Meine Seele empfindet nicht mehr, was die Menschen in jenem Hause sagen, denn sie ist schon weit weg von hier."

„Es mag sein," sagte Joseph, „daß sie weit weg ist, und die unsrige begleitet die Deine, aber Du hast mir ja versprochen, ein Mann zu sein und als solcher Alles zu ertragen, was über Dich ergehen wird."

„Nein, Joseph, das habe ich nicht versprochen. Ich habe versprochen, als Mann zu handeln, aber nicht als solcher zu dulden."

„Das ist ja Dasselbe, mein Freund; die ächte Handlungsweise des Mannes besteht ja im männlichen Dulden des Unvermeidlichen."

„Laß das Philosophiren, Joseph, dazu bin ich jetzt nicht aufgelegt. Sage mir lieber — ist sie fort?"

„Ja, sie ist fort, schon länger als zwei Stunden."

„Und hat sie Nichts an mich bestellt?"

„Tausend Grüße, tausend Danksagungen und tausend Wünsche, daß es Dir wohl gehn möge!"

„O!" stöhnte Werner. „Ich danke Euch, daß Ihr mir diese Grüße überbringt. Ach, Kinder, wenn Ihr

wüßtet, wie verödet, wie vernichtet ich bin, Ihr würdet mir verzeihen, daß ich mich so seltsam betrage. O Gott, Ihr wißt nicht, wie schwer es ist, auf dieser Welt sich von seiner Liebe zu trennen. Möget Ihr nie erfahren, wie mir zu Muthe ist, wenn Ihr einmal von einander gerissen werdet."

Sophie sowohl wie Joseph fuhren bei diesen, ihr ganzes Verhältniß enthüllenden Worten wie von einem Blitze getroffen zurück. Zum ersten Male hatte ein Andrer ihnen gesagt, was sie sich bisher noch selbst verschwiegen; und, es vermeidend, die Augen gegen einander zu wenden, ließen sie sie in entgegengesetzten Richtungen weit in die sonnige Ferne schweifen.

Durch diesen Ausspruch war das trostreiche Verhalten der Beiden unterbrochen; keines von ihnen fühlte sich zum weiteren Gespräch aufgelegt; sie mochten wohl zu unrechter Zeit an ihr eigenes Ich erinnert sein. Die allgemeine Beklemmung hob Joseph dadurch, daß er einen raschen Entschluß faßte und demgemäß sagte: „Wir wollen nach Hause gehen."

„Ich folge Euch, geht nur voran."

„Nein," sagte Joseph bestimmt, „wir gehen alle Drei zusammen."

Lautlos erhoben sie sich, und fast ohne ein Wort zu sprechen, wandelten sie dem Hofe zu, wo sie sich

sogleich trennten, um Jedes für sich mit seinen Gedanken allein zu sein. Aber während Sophie und Joseph ihr Zimmer suchten, um sich in stiller Einsamkeit zu berathen, was nun zu thun, da so Bedeutendes geschehn, ging Werner in Rachel's bisherige Wohnung, um hier noch einmal sein ganzes Weh zu überdenken und dann — den Entschluß zu fassen, mit dem er sich innerlich schon lange beschäftigt hatte.

Das Zimmer der Geliebten, wenn sie es verlassen hat, ohne es je wieder zu betreten — welch' ein ungeheurer Tummelplatz der Gedanken des zurückgebliebenen Liebenden!

Es gewährt ihm einen eigenthümlichen, ich möchte sagen, schwermüthigen Reiz, sich inmitten der kleinen Welt zu befinden, in der sie so lange geweilt und gewaltet hat. Auch das Geringfügigste, sonst kaum beachtete Gegenstände wachsen in ihrer Bedeutung und reden seiner sehnsuchtsvollen Seele eine eindringliche Sprache. Es ist ihm zu Muthe, als ob ein Theil der Seele der Abgeschiedenen zurückgeblieben wäre, darum empfindet er auch eine innere Scheu, Dies und Jenes zu berühren, weil es ihm däucht, als sähe ein

unsichtbares Auge, als beurtheile ein allgegenwärtiges Herz sein Thun. Dieser eigenthümliche Reiz, den der Anblick kleiner lebloser Gegenstände auf uns übt, welche eine von uns geliebte Person besessen und benutzt hat, ist oft sogar so mächtig, daß er uns viel stärker zu der Abwesenden zieht, uns viel inniger mit ihr verknüpft, als es der Fall gewesen, so lange sie sichtbar für uns vorhanden war, und es entsteht hierdurch jenes sympathetische Gefühl der Sehnsucht, von welcher die Psychologen sagen, daß sie eine Eigenschaft unsres für erhabnere Welten und für unvergänglichere Zeiten bestimmten Geistes sei, der schon hier auf der Erde und an irdischen Stoff gebunden, durch dunkle Gefühle und unbestimmte Vorahnungen seine göttliche Heimat verräth.

Dieses Zimmer war jetzt der Lieblingsaufenthalt Werner's geworden, hierher zog er sich in den nächsten Tagen stundenlang zurück, hier schmiedete er Pläne, hier zertrümmerte er endlich mit einem Schlage die bisher noch veschwiegenen, aber gewiß hochfliegenden Wünsche seines rohen, nur in materiellen Genüssen schwelgenden Vaters. Er verließ es nur, um ohne Ruhe und Rast in der Umgebung umher zu schweifen, den Winden und Lüften seine Noth zu klagen und, hinreichend ermüdet, um schlafen zu können, sein Zim-

mer aufzusuchen und seinen Kummer endlich so in Vergessenheit zu senken.

Daß durch diese seltsame Abweichung von aller in Brenkowitz beliebten Lebensweise Tante Sibylle am meisten in Staunen gesetzt wurde, bedarf wohl keiner Erörterung, daß sie aber ihren Unwillen darüber nicht Werner, sondern seinem Gesellschafter zur Last legen würde, hatte Niemand vorhergesehn, obgleich es nur eine natürliche Folge ihrer persönlichen Abneigung gegen denselben war. Denn ihrer Meinung nach war es nur seine nachlässige und schlaffe Haltung, die aller energischen Einwirkung auf ihren Neffen ermangelte, welche dessen sonderbares Benehmen veranlaßte, und um diesem zügellosen Gebahren ein Ziel zu setzen, fühlte sie sich eines Abends, als Werner abermals im häuslichen Kreise fehlte, berufen, mit einer sehr verständlichen lieblosen Bemerkung ihre Ansicht der Dinge laut werden zu lassen. Joseph indessen, des gnädigen Fräuleins Fuchtel längst entwachsen, entgegnete ihr mit einigen unbedeutenden Worten, die sie an Werner wiesen, und schwieg dann während des ganzen Abends. Die Tante schaute auf diese seltsamen jungen Leute mit wachsendem Staunen. Daß die Abreise dieses erbärmlichen Judenbalges, wie sie Rachel noch immer zu nennen beliebte, alle diese Unziem=

lichkeiten hervorgerufen haben sollte, war ihr unerklärlich, sie müßte es denn verstanden haben, nicht allein Werner und Joseph, sondern auch Sophie zu behexen, die doch sonst vernünftig in dergleichen Dingen war. Aber auch sie zeigte sich jetzt einsylbig, zerstreut, hörte kaum halb, wonach man sie fragte, und antwortete ganz etwas Anderes, als man erwartet hatte. Was mochte das nur bedeuten? War ihr diese ungewöhnliche Neigung der drei jungen Leute zu der ihr so unbedeutend erscheinenden Rachel, die fast immer den Mittelpunkt bildete, um den sich die Uebrigen bewegten, schon früher räthselhaft vorgekommen, so mußte ihr dies seltsame Benehmen, jetzt nach ihrer Entfernung, noch viel räthselhafter erscheinen. Indessen beruhigte sich die gute Tante nach einigen Tagen, als sie sah, daß Alles wieder nach und nach in sein altes Geleise zurückkehrte, daß auch Werner allmälig häuslicher wurde und sogar wieder bei den abendlichen Versammlungen erschien, was sie eigentlich Sophien verdankte, die ihrem Bruder ernstlich vorgestellt, daß aus seinem mißfälligen Verfahren mehr oder weniger Unheil für sie Alle entspringen würde.

So waren drei Tage nach Rachel's Abreise verstrichen, die Fluth hatte sich verlaufen und die Wogen des Lebens fingen wieder an, in gewöhnlicher, friedli-

cher Weise zu fließen, als Werner insgeheim sein Pferd satteln ließ und in vollem Galopp den Weg nach Downs-Castle einschlug. Er hatte sich von diesem lange hin und her bedachten Ritte eine große Wirkung versprochen, er wollte nur einen Augenblick in der Nähe Rachel's athmen und sich nach ihrem Befinden erkundigen, oder aber, falls sie schon abgereis't, aus ihrer gänzlichen Entfernung Trost schöpfen, denn es giebt Naturen, die es wohl ohne große Unruhe ertragen können, den Gegenstand ihrer leidenschaftlichen Verehrung weit entfernt von sich zu sehen, aber jeden Augenblick zu ihm hinzufliegen sich für berechtigt halten, so lange sie ihn noch in erreichbarer Nähe wissen.

Als Werner Downs-Castle in der Ferne liegen sah, hielt er sein schnaubendes Pferd an und betrachtete es mit den Gefühlen des bittersten Schmerzes. Ach, es da so leicht erreichbar vor sich liegen zu sehen und doch gefesselt davor zurückgehalten zu werden — warum? weil es einem mächtigen, reichen und stolzen Manne so behagte — das schien ihm denn doch eine zu harte Prüfung zu sein. Vielleicht hätte er das Joseph gegebene Versprechen, keinen Versuch anzustellen, um Rachel noch einmal zu sprechen, gebrochen, denn schon stürmte sein Herz auf den Wogen des Verlangens dahin, wenn er nicht in diesem Augen-

blicke einen der Diener des Hauses bemerkt hätte, der gemächlich seines Weges daher und auf ihn zu kam.

Wernern schlug das Herz, als er einen Bewohner des geheimnißvollen Aufenthaltsortes sah, der seine Liebe verschlungen hatte. Er wartete, bis der Mann in seine Nähe gekommen war, dann ritt er auf ihn zu und fragte, ob er in Downs-Castle wohne, was der Mann bejahte.

„Wie befindet sich Seine Herrlichkeit, der Lord?"

„Seine Herrlichkeit ist vor zwei Stunden abgereis't."

„Wie, er selber? Wohin ist er gegangen?"

„Das pflegt er Keinem von uns zu sagen, der zu Hause bleibt. Aber Mr. Barton wird es wohl wissen."

„Wer ist Mr. Barton?"

„Sein Haushofmeister, der erst vor wenigen Tagen von einer Reise zurückgekommen ist."

„Ist das ein Verwandter von Mrs. Barton, die —"

„Die mit der jungen Dame nach Berlin gereis't ist?" unterbrach ihn der Mann. „Ja, es ist seine Schwägerin."

„Also sind sie schon abgereis't, und nach Berlin?"

„Ja und zwar vorgestern."

Werner sah nicht mehr, wohin der Mann ging und was er that, er hatte ihn schon ganz aus den

Gedanken verloren, denn daß Rachel wirklich abgereis't sei, war genug, ihn auf einen ganzen Tag vollkommen mit sich allein zu beschäftigen. Langsam ritt er nach Hause, ging auf sein Zimmer, dann auf Rachel's Zimmer, und als er Abends in den Familienkreis trat, in dem sich heute zum ersten Male auch die Baronin einfand, sah er zufriedener und theilnehmender aus, als ihn bisher noch irgend Jemand gesehn hatte, seitdem Rachel aus Brenkowitz geschieden war.

Als man nach Tische sich wie gewöhnlich zur Unterhaltung zusammengesetzt hatte, saß Werner, die Andern beobachtend, eine Weile still in ihrer Mitte, und da Niemand Lust zu haben schien, irgend ein Gespräch zu beginnen, so sagte er plötzlich: „Nun, Rachel wird jetzt bald in Berlin sein."

„Woher weißt Du das?" fragte Sophie, einen raschen forschenden Blick auf Joseph werfend.

„Ich bin einem Diener aus Downs-Castle begegnet und der hat es mir gesagt. Joseph, wann erwartest Du einen Brief von ihr?"

„In acht, spätestens vierzehn Tagen."

„Vierzehn Tage, eine lange Zeit, hm!"

Die Tante, als sähe sie den Himmel auf die Erde fallen, hob ihre Augen mit einer Art Staunen, das der Erstarrung glich, gegen ihren Neffen empor. Was

war denn das? Hatten sie etwa ihre Ohren getäuscht? Werner hatte ja den Hausleher, das Oberhaupt des Gesindes, mit dem vertraulichen Du angeredet. Und die Baronin sowohl wie Sophie hatten es geduldig mit angehört, als ob es sich von selbst verstände, oder als wäre es nichts Neues mehr für sie. Ha! das war wieder Stoff zu gesteigerter Aufmerksamkeit! Wie ein Fuchs lauschte sie daher auf die fernere Unterhaltung, voll leidenschaftlicher Spannung, zu vernehmen, ob der Musikant sich erfrechen würde, ihren Neffen eben so vertraulich anzureden. Allein sie sollte an diesem Tage wie an den nächsten vergeblich ein Fuchs sein, Joseph war zu bedacht und vorsichtig, um das trauliche Verhältniß, welches zwischen ihm und Werner bestand, durchblicken zu lassen, so lange die hochnasige Tante anwesend war, und so blieb sie einstweilen noch im Unklaren, da sie Niemand fragen wollte, was diese Vertraulichkeit zu bedeuten habe.

Die nächsten vierzehn Tage vergingen Jedermann auf eine höchst peinliche Weise. Jeder lebte mehr für sich und in Gedanken, als ob ein allgemeines Hinderniß der Mittheilung vorhanden gewesen wäre, und doch war dem eigentlich nicht so. Joseph wollte dieser Mißstimmung auf verschiedene Weise abhelfen, aber es gelang ihm nicht, und so vertröstete er sich von

einem Tage zum andern, in der Erwartung, daß eine Nachricht von Rachel die allgemeine Spannung heben würde. Allein es kam kein Brief, und immer unbehaglicher trat eine schwüle, düstere Befangenheit unter den Familiengliedern hervor, die sich nicht von selbst lösen wollte. Die musikalische Unterhaltung beschränkte sich jetzt auf Joseph's Vorträge und Sophien's Uebungen, die sie mit seltener Standhaftigkeit fortsetzte, nur um Joseph's Wunsche und den Anforderungen der älteren Damen zu genügen. Werner war nicht zu bewegen, an diesen Unterhaltungen mit seiner Geige Theil zu nehmen; er spielte wohl auf seinem Zimmer, aber er war nicht im Stande, vom Blatte, nach vorgeschriebenen Regeln ein zusammenhängendes Stück wiederzugeben, er ergoß vielmehr seine Phantasien in klagenden und wilden Weisen, und nur selten gelang es sogar Joseph, ein Zuhörer dieser in ihrer Art wirklich vortrefflichen Leistungen zu sein. Endlich, eines Morgens, brachte der Postbote einen starken Brief aus Berlin, der an Joseph gerichtet war. Dieser erkannte sogleich Rachel's Handschrift und frohlockte über den erwünschten Sendboten. In dem Couvert waren vier Briefe eingeschlossen. Der Baronin sprach die Schreiberin noch einmal ihren herzlichen Dank aus; Sophien sandte sie die freundlichsten Grüße;

Werner fragte sie, warum er nicht Abschied von ihr genommen und ob er sich wohl befinde? Gegen Joseph aber hatte sie ihr ganzes Herz ausgeschüttet und ihm alle ihre Erlebnisse seit ihrer Trennung mitgetheilt. Sie war, nachdem sie noch anderthalb Tage auf Downs-Castle geblieben und vom Lord wie eine Tochter behandelt worden, mit ihrer Gefährtin, der sie alles mögliche Lob spendete, nach Berlin gereist, hatte dort ein in Bereitschaft gehaltenes Quartier bezogen — Straße und Nummer dieses Quartiers waren genau angegeben — hatte mit Mrs. Barton verschiedene Besuche bei hervorragenden Künstlern gemacht, denen sie empfohlen war, und dann sogleich angefangen, bei einem berühmten Virtuosen Unterricht zu nehmen, der ihr in ihrer Wohnung ertheilt wurde, in welcher sie, Dank des Lords Güte, einen kostbaren Flügel vorgefunden hatte. Sodann ging sie auf ihre persönliche Stimmung über und erzählte, daß sie anfangs sehr betrübt gewesen, von ihm und ihren Freunden in Brenkowitz getrennt zu sein, daß sie sich jetzt aber schon darüber beruhigt habe. Im Ganzen sprach aus dem Schreiben eine gewisse innere Zufriedenheit und Wärme, obgleich der Ernst ihrer Lage und die Schwierigkeit der Aufgabe, die sie sich selbst gestellt, durch jede Zeile schimmerte. „Wenn ich einmal eine

recht große Sehnsucht nach Dir empfinde," schrieb sie zuletzt, „so hole ich das Geschenk hervor, welches Du so gütig warst, mir bei unserm Abschiede zu überreichen; ich betrachte dann den kleinen Theil Deiner Person mit der zärtlichsten Sorgfalt und mir ist zu Muthe, als ob ich wieder bei Dir wäre und an Deiner Hand am Bache entlang über die Felder wandelte. O daß unsre Trennung nicht ewig daure, denn ich habe mich so gewöhnt, aus Deinen Augen Trost, Beruhigung und Kraft zu schöpfen, daß ich fühle, wie ich sie nicht lange entbehren kann."

Joseph war mit dieser ersten Nachricht sehr zufrieden und beeilte sich, die einzelnen Schreiben an Diejenigen zu vertheilen, an welche sie gerichtet waren.

„Ich werde ihr bald antworten," sagte Werner frohlockend, nachdem er seinen und Joseph's Brief gelesen, „ja, ja, nun endlich ist mein Entschluß gefaßt und alle Ungewißheit, aller Kummer ist vorüber."

„Das freut mich, aber Du wirst ihr doch nur schreiben, wenn wir alle schreiben?"

„Das kann ich Dir so gewiß nicht versprechen, ob und wann ich schreiben werde, aber auf welche Weise ich ihr antworten will, sollst Du zeitig genug erfahren."

„Deine Worte sind räthselhaft. Darf ich Deinen Entschluß kennen?"

„Wenn er ausgeführt ist — eher keinen Augenblick.“

„Das ist ein schlechter, das ist gar kein Trost und am wenigsten die Antwort, die ich von Dir erwartet habe.“

„Es thut mir leid, daß ich nicht mehr verrathen darf, morgen aber oder übermorgen wirst Du im Klaren sein.“

Sinnend verließ ihn Joseph. Werner kam ihm seltsam vor. Sein Auge hatte einen blitzenden Strahl in sich aufgenommen, der ihm früher nicht eigen gewesen war, und seine bleiche Wange glühte, als ob ein inneres Fieber ihn verzehre.

Unterdessen ging Werner mit sich zu Rathe; wenigstens glaubte das Joseph von ihm, denn er verließ sein Zimmer fast den ganzen Tag nicht. Er schrieb mehrere Briefe und kramte in seinen Sachen. So sagte wenigstens Valentin von ihm aus, der einige Male in seinem Zimmer gewesen war, das der verschlossene Mensch wie sich selbst verriegelt hielt. —

Es war der Morgen des Tages nach Ankunft der Briefe. Joseph befand sich mit Sophien im Zimmer der Baronin, Tante Sibylle mit Fräulein Ursel auf dem ihrigen, als Werner bei seinem Vater eintrat, der am Abend vorher spät nach Hause gekommen war. Der Baron war beim Frühstück, also wichtig

beschäftigt, und achtete daher nicht genau auf das Aussehn seines Sohnes, obwohl dessen Besuch ein neues und kaum dagewesenes Familienereigniß war. Hätte er ihn aber genauer betrachtet, er würde wie wir wahrgenommen haben, daß Werner, zwar blaß und innerlich erregt, doch von einer geheimen Spannkraft strahlte, die sich um seinen fest geschlossenen Mund und in dem kühnen Blicke seines Auges aussprach, welche Kennzeichen verriethen, daß er endlich wirklich seines Entschlusses Herr geworden und denselben jedenfalls zur That werden zu lassen gesonnen sei.

„Guten Morgen, mein Vater!“ sagte er fest und kühn.

„Guten Morgen, mein Junge. Willst Du mit mir frühstücken? Aha, Du merkst, daß es was Gutes giebt.“

„Durchaus nicht, mein Vater; ich möchte mir nur erlauben, Dir einige Worte zu sagen, sobald Du mit dem Frühstück fertig bist.“

Der Baron warf einen flüchtigen Blick auf seinen Sohn, in dessen Tone eine selten gehörte Festigkeit lag, obgleich der Vater gewohnt war, ihn nie gleichgültig und ohne innere Theilnahme reden zu hören. „Wenn es etwas Ernstes ist, so warte, bis ich mit

dem Essen fertig bin, Du weißt, daß ich mich nicht gern in meinem Genusse stören lasse. Trinkst Du ein Glas Wein?"

„Ich danke, Vater; laß Dich durchaus nicht stören, ich werde ruhig warten."

Er trat an ein Fenster, verschränkte die Arme vor der Brust und schaute hinab über das weite Gefilde, das draußen vor seinen Augen ausgebreitet lag. Aber er bemerkte nichts davon — seine Blicke waren in seine Brust zurückgewandt und er sah außer sich darin nur noch ein anderes Bild.

Geduldig wartete er so, bis er hinter sich Messer und Gabel rasseln und seinen Vater einen Seufzer ausstoßen hörte, der ohne Zweifel sagen sollte, daß es ihm vortrefflich geschmeckt habe und daß er mit seinem Koche zufrieden sei.

„Ich bin fertig, Werner, nun kannst Du Deinen Vortrag halten. Bah, süperbe Coteletten!"

Werner stand schon vor ihm, sah ihm fest in's Auge und sagte kurz: „Vater! Ich werde in den nächsten Wochen zwanzig Jahre alt."

„Du Glücklicher! Ich wünschte, ich wäre an Deiner Stelle."

„Gott giebt das Alter und giebt die Jugend — beide haben ihre Wünsche und ihre Befriedigungen."

„Ah, also Wünsche hast Du?“

„Ja, die habe ich.“

„Willst Du Geld? Ich bin gerade nicht gut bei Kasse.“

„Wohl möglich; doch das ist nicht die Hauptsache. Ich sage, ich werde zwanzig Jahre alt und ich bin immer noch in Brenkowitz.“

„Ich auch, mein Junge, und ich zähle vier und fünfzig. Verflucht — mein Kreuz thut mir heute wieder weh.“

„Das bedaure ich. Allein, Du sagst, Du bist auch hier. Ja, das ist aber Dein eigener Wille. Du bist in meinen Jahren auch wo anders gewesen, viel herumgekommen und könntest jetzt noch wo anders sein, wenn Du es wolltest.“

„Darin hast Du Recht.“

„Mit einem Wort, ich finde es in Brenkowitz unerträglich — ich bin lange genug hier gewesen und muß fort von hier.“

Der Baron riß die Augen auf und schaute seinen Sohn zum ersten Mal aufmerksam an. Der Junge fing an, ihm eine Art Bedenken zu erregen.

„Spaß oder Ernst, Werner?“

„Vollkommener Ernst, Vater. Du hattest uns eine

Reise nach Italien für diesen Sommer versprochen und es ist nichts daraus geworden."

„Ah, singst Du aus der Tonart! Warum, Bursche, sind wir nicht dahin gegangen? Du weißt es so gut wie ich."

„Ich weiß es eben nicht, mein Vater."

„Bah! Dann frage Deine Mutter, die kann es Dir sagen."

„Meine Mutter beherrscht nicht Deinen Willen, ihn beherrscht meine Tante, Deine Schwester."

„Meinst Du? Ei, welche dumme Rede! Aber weil Deine Mutter, oder vielmehr meine Frau, ein eigensinniges, launenhaftes Weib ist, so sind wir nicht nach Italien gereist. Nun habe ich es Dir selbst gesagt."

„Ich höre es, aber ich muß Dir leider widersprechen. Deine Frau, die die einzige Mutter ist, die ich so glücklich war, auf dieser Erde kennen zu lernen, ist kein eigensinniges, launenhaftes Weib — das ist die Ansicht der Tante Sibylle, die ich kenne — sie ist vielmehr ein armes, leidendes, hülfebedürftiges und nur von sehr wenigen Menschen richtig beurtheiltes Wesen."

„Was sprichst Du da?" rief der Baron und sprang von seinem Stuhle auf, wo er sich bis jetzt in leidlicher Gemüthsruhe die Zähne gestochert. „Wer hat

Dir das tolle Zeug eingeblasen? Etwa Dein Herr Musikant?“

„Laß diesen sogenannten Musikanten aus dem Spiele, mein Vater, dessen Erwähnung gar nicht hierhergehört. Ich bin alt, einsichtig und klug genug dazu, die Dinge hier im Hause mit meinen eigenen Augen zu betrachten und nach Fug und Recht zu beurtheilen. Ich sage Dir allein aus mir, was Du eben hörst.“

„Dann sage ich Dir aus mir, daß Du ein Grünschnabel, ein Dummkopf, ein impertinenter Mensch bist.“

Werner verschränkte ruhig seine Arme, sah seinen Vater noch ernster und fester an und sagte langsam: „Wohl möglich, daß ich das in Deinen Augen bin, in meinen bin ich etwas ganz Anderes.“

„Und was bist Du in Deinen Augen?“

„Werner von Haldrungen, der im nächsten Jahre mündig wird und dann das Erbtheil seiner Mutter beansprucht,“ sagte Werner, indem er sich hoch und stolz aufrichtete.

Den Baron rührte beinah der Schlag vor Verwunderung. Das hatte er von dem bisher so fügsamen Sohne nicht erwartet. Er sprang auf, lief einige Schritte heftig hin und her, und als das Alles

nichts half, Werner sogar noch ruhiger wurde, schrie er: „Bist Du des Teufels? Wer hat Dir das eingeblasen, sage ich?"

„Niemand, Vater, ich spreche aus mir und spreche für mich."

„So — und was willst Du, ich möchte es noch einmal hören, um es besser zu begreifen."

„Mit einem Wort — ich will Freiheit — ich will in die Welt, ich will mich unterrichten, ich will nicht verbauern. Du hast mich nie um meine Meinung gefragt, welchen Lebensberuf ich ergreifen will, so muß ich es Dir ohne Frage sagen."

Der Baron stand wie erstarrt vor ihm. „Mensch," schrie er, „bist Du wahnsinnig geworden? Oder bist Du vielleicht schon so weit verbauert, daß Du nicht einsiehst, wer und was Du bist?"

„Wer und was bin ich denn?"

„Der Sohn eines Barons, ein wohlhabender Mann, ein Mann von Rang und Stand."

„Das ist sehr wenig in meinen Augen."

„Wenig? Ich glaube, in Dir spukt der politische Dämon."

„Ganz und gar nicht, mein Vater. Die Politik liegt weit jenseits meines Horizontes."

„Gut — aber welchen Lebensberuf erstrebst Du?"

„Das weiß ich noch nicht so ganz genau — in der Welt draußen werde ich es erst erfahren."

„Du bist ein Narr. Deine Welt bin ich, Deine Welt ist Dein Haus, Deine Familie."

„Gewiß, wenn ich mich hinreichend unterrichtet und Erfahrungen gesammelt habe, die mir jetzt noch abgehen."

„Abgehen? Erfahrungen? Unterrichten? Habe ich Dir nicht einen Gefährten, einen sogenannten klugen Menschen angeschafft, mit dem Du Dich unterrichten kannst nach Herzenslust?"

„Ja, mein Vater, das hast Du und ich bin Dir sehr dankbar dafür."

„Nun also — hat er Dich etwa zu Dem herangebildet, als was Du jetzt vor mir stehst?"

„Durchaus nicht, mein Vater; Joseph Sohn ist so weit davon entfernt, daß er nicht einmal eine Ahnung hat, was ich jetzt unternehme."

„Der Teufel sollte ihn auch holen, wenn er die geringste davon hätte, ohne es mir zu sagen. Aber wer — ich frage zum letzten Mal — hat Dich aufgehetzt gegen mich?"

„Niemand, ich spreche für mich selber."

„Dann bist Du ein Bube, mein Lieber, und nicht mehr mein Sohn."

„Da sei Gott für, daß ich auch keinen Vater mehr habe! Mit einem Wort, laß mich zu Ende kommen. Gewähre mir Erlaubniß zur Reise — ich bitte Dich darum — fußfällig, wenn es sein muß.“

„Ah, endlich, aber mit dem Stock in der Hand. Nicht wahr? Und wenn ich Dir nun Deine Bitte abschlage?“

„Dann gehe ich ohne Deine Erlaubniß. Ich bin militairpflichtig. Ich kann eintreten, wann und wo ich will, die dazu nöthigen Papiere sind in meinen Händen.“

Der Baron stand verblüfft vor dem unerschütterlichen Werner. Das hatte er am wenigsten erwartet. „Aha,“ dachte er, „ein Soldat will er werden! Er hat also eine noble Passion!“ Und schon besann er sich, ob er nicht einwilligen sollte. „Nein,“ sagte er plötzlich laut, „jetzt noch nicht, das kommt mir zu früh, zu unverhofft, das kostet Geld und ich habe jetzt keins. Ich verweigere Dir also meine Erlaubniß und versage Dir jede Unterstützung dazu.“

„Gut, dann gehe ich ohne Deine Unterstützung. So viele Mittel habe ich mir erspart, um aus meiner eigenen Tasche zu leben, bis ich das Erbtheil meiner Mutter antrete. Es sind nur noch dreizehn Monate bis dahin.“

Der Baron war entkräftet, er wußte, daß Werner in diesem Punkte Recht hatte, und vor der Auszahlung dieses Erbtheils fürchtete er sich, aus Gründen, die wir später erfahren werden. Allein der Geist des Widerspruchs war stärker in ihm, als seine Einsicht. „Nein," wiederholte er barsch, „Du bleibst hier, und so lange, bis ich Dir zu gehen erlaube."

„Wohl, mein Vater, so sage ich Dir einen guten Morgen."

Mit diesen Worten war er aus dem Zimmer geschritten, ehe sich sein Vater noch besonnen hatte, was nun kommen würde. Kaum aber befand sich Letzterer allein, so befiel ihn eine gränzenlose Wuth. Hätte er den Buben, wie er ihn zehnmal in einem Athem nannte, gehabt, er hätte ihn geprügelt. Es dauerte eine Weile, ehe er zu einem klaren Gedanken kommen konnte. „Wie," rief er endlich, „also so ist die Brut der heutigen Zeit beschaffen? Ist das der Dank dafür, daß er *mein* Sohn ist? Er will mir vorschreiben, was ich aus ihm machen soll? Ist er sich noch nicht genug? Und Soldat —? Hm!" Plötzlich beruhigte er sich wunderbar, aber nicht etwa durch seinen eigenen Gedanken, sondern er hatte einen Blick aus dem Fenster geworfen und einen eigenthümlichen Anblick gehabt.

Draußen vor diesem Fenster, jenseits des Grabens, nicht vierzig Schritte von ihm entfernt, sah er seine Frau, die heute zum ersten Mal das Zimmer verlassen hatte, und Sophie und Joseph Sohn stehen. Sie hielten alle Drei kleine Körbe mit Erbsen in den Händen und fütterten Tauben auf dem Felde. Und merkwürdig stimmten die drei Menschen auch in ihrer äußeren Erscheinung mit ihrem friedlichen Thun überein. Nie war ihm das Gesicht seiner Frau so mild, so süß vorgekommen, nie war ihm Sophie so schön, so blühend erschienen, und der Hauslehrer — nein! ein Mensch mit solchem harmlosen, friedfertigen Gesicht konnte nicht einen Sohn wider seinen Vater aufgehetzt haben. Aber da — lag es in seinen Augen, die von Blut überfüllt waren, das der Zorn in ihm aufgeregt — was sah er da oder was erschien ihm da?

Es war merkwürdig und gewiß eine Täuschung. Der Hauslehrer stand dicht neben der Baronin, das Profil ihrer Gesichter, die die Morgensonne bestrich, nach ihm hingewandt. Wenn diese beiden Gesichter sich in diesem Augenblicke nicht wunderbar ähnlich sahen, dann gab es keine Aehnlichkeit auf Erden. Den Baron packte dieser auffallende Gedanke mit einer ganz eigenthümlichen Gewalt. Aber da wandte sich die Baronin und — die Aehnlichkeit war fort.

„Bah!“ sagte der Baron. „Welche Dummheit! Was man für Gedanken hat! Dieser Lumpenkerl! Haha! Das macht der Aerger — aber warum ärgere ich mich eigentlich? Um den albernen Werner? Das wäre sehr unnütz, lieber Kerl!“ — So nannte sich der Baron, wenn er vertraulich mit sich selbst sprach. — „Laß ihn laufen, wenn er durchaus fort will — ich entbehre ihn nicht — er wird schon wiederkommen. Hier als Freiherr zu leben, ist besser als wo anders General zu sein. Hoho! Wie konnte ich mich so fortreißen lassen. Hätte ich an meine Verdauung und mein Diner beim Grafen heute Mittag gedacht — wahrhaftig, das wäre mir nicht begegnet.“

Und als wäre ihm wirklich Nichts begegnet, so ruhig kleidete der Baron sich an, ließ sein Pferd satteln und ritt davon, ohne einem einzigen Mitgliede seiner Familie einen guten Morgen geboten zu haben.

Aber was geschah hinter ihm im Hause? Noch Einer, von Niemandem beargwöhnt, von Niemandem für den Augenblick gesucht, rüstete sich zur Reise, wiewohl zu einer weiteren, und das war Werner, der noch an diesem Tage seinen lange mit sich herumgetragenen Entschluß zur That werden ließ.

Um zwölf Uhr hatte er sich heimlich ein Pferd satteln und ihm einen kleinen Mantelsack auflegen

lassen. Während die Damen und Joseph sich in den Zimmern des Schlosses aufhielten, ging er ruhig in den Hof hinab, stieg in den Sattel und ritt auf dem Wege nach Neustadt fort! Bei Tische fehlte er. Da dies aber öfter vorgekommen war, so achtete Niemand darauf. Als er aber auch Nachmittags und Abends nicht kam, wurde Sophie unruhig und theilte Joseph ihre Sorge mit. Joseph setzte sich zu Pferde und ritt in der Umgegend herum, um Werner zu suchen. Da sah er einen städtisch gekleideten Mann über das Feld traben, und das Pferd, worauf er saß, schien Werner's zu sein. Ja, es war ein Schimmel und Joseph kannte es genau. Werner war es nicht, er konnte es nicht sein, denn der Reiter war zu klein und zu dick. Joseph überrieselte eine Unheilsahnung. Sollte Wernern ein Unglück begegnet sein? Schnell ritt er dem Fremden entgegen und da vernahm er denn zu seinem höchsten Erstaunen, daß Herr Werner von Haldrungen den Mann in Neustadt gedungen, das Pferd und einige Briefe nach Brenkowitz zu bringen, wofür er ihm eine gute Belohnung gegeben hatte.

Joseph erfaßte die Briefe mit zitternder Hand, bat aber den Mann, ihm nach dem Gute zu folgen, um ihn selbst seine Neuigkeiten erzählen zu lassen. Die waren denn bald erzählt. Die Briefe aber, die man

sogleich gelesen hatte, waren Abschiedsbriefe, an die Baronin, Sophie und Joseph gerichtet, in denen er ihnen ankündigte, daß er es für gut befunden habe, sich auf seine eigenen Füße zu stellen, um irgendwo in einer großen Stadt unter die Soldaten zu gehen.

Alle Drei, die gleichzeitig diese Briefe lasen, standen und saßen erstarrt da. Keines sprach ein Wort, nur ihre Blicke trafen sich. Was aber sprachen diese Blicke? Einen einzigen Gedanken sprachen sie aus: Werner hat sein väterliches Dach verlassen, aber nicht — um Soldat zu werden.

Sechstes Kapitel.

Die Unterredung unter vier Augen.

Als der Baron an demselben Abend spät, aber seelenvergnügt von seinem gräflichen Schmause nach Hause kam, erwartete er nicht, seine Schwester noch wach und sogar in seinem Zimmer zu finden; allein Fräulein Sibylle konnte es sich nicht nehmen lassen, die unerhörte neue Mähr ihrem Bruder brühwarm zu berichten und ihre eigenen Bemerkungen an den seltenen Fall zu knüpfen. Da wickelte sich denn eine gewaltig lärmvolle Scene im Zimmer des Barons ab. Denn daß der ungerathene Schlingel, wie er ihn nannte, aus seiner Drohung Ernst machen und sein väterliches Haus wider Willen des Vaters verlassen würde, um einer eigensinnigen kindischen Laune oder einer plötzlichen phantastischen Eingebung zu folgen, das lag so außer aller Berechnung des Ba-

rons und jenseits der Gränzen Dessen, was er in Bezug auf seine Autorität für möglich hielt, daß er es auch jetzt noch nicht geglaubt haben würde, wenn die übersandten Briefe es nicht sonnenklar bewiesen hätten. Nie hatte man ihn im Schlosse so toben und lärmen gehört, und selbst seine gewiß nicht ängstliche Schwester bekam vor ihm Furcht, da er Allen, die ihm dies Unheil eingefädelt, den Hals zu brechen drohte. Tante Sibylle nahm sich daher in Acht, ihn noch mehr zu reizen, gab ihm in allen Dingen Recht und ließ ungehindert den glühenden Vulkan alle Lava auswerfen, die er in seinem Innern trug. So trat denn bald das Ende des Paroxysmus' ein; der Baron hatte sich Luft gemacht und fühlte sich erschöpft. Er ließ sich in einen Sessel sinken und Sibylle nahm mit einer mitleidigen und ihren armen Bruder aus tiefstem Herzen bedauernden Miene vor ihm Platz. Da tauchte in ihrem Kopfe ein unheilvoller Gedanke auf; die Gelegenheit schien ihr günstig, sich an dem verhaßten Hauslehrer zu rächen und ihm, der ihr nach und nach allen Boden unter den Füßen weggezogen und sie, ihrer Meinung nach, um den ersten Platz in der Familie gebracht, den allmäligen Untergang zu bereiten.

„Wer, meinst Du wohl, hat bei dieser eben so

kecken wie verwerflichen Unternehmung am meisten geholfen?“ fragte sie lauernd.

„Ich will nicht hoffen, daß Du Deine Hände auf irgend eine Weise im Spiel gehabt hast —“

„Leopold! Wie kannst Du so etwas denken — aber ich ahne — ich vermuthe —“

„Was?“

„Daß der Musikant seine Absicht dabei gehabt hat.“

„Wer? Der Hauslehrer? Ei Gott bewahre, nicht im Geringsten.“

„Woher weißt Du das so bestimmt?“

„Das sehe ich. So viel Menschenkenntniß besitze ich. Sieh das Gesicht dieses Menschen an und Du wirst Dir selbst sagen, daß der Nichts hinter unserm Rücken thut. Er hat das ehrlichste Gesicht, was hier im Hause existirt.“

„Wie doch die Männer so kurzsichtig sind! Das ist es ja eben. Der Mensch trägt eine Maske, er ist ein Wolf, der sich in die Haut eines Lammes gehüllt hat, das habe ich vom ersten Tage an gesehen.“

„Dummes Zeug! Du hast schon manchmal etwas Uebles vorhergesagt, was nicht eingetroffen ist.“

„Denke an Werner's That — ist das nicht Uebles genug? Und wer weiß, was noch kommt!“

„Das ist altes Weibergewäsch! Abgemacht! Wenn

Du keine Beweise hast, so laß mich mit Deinen Verdächtigungen ungeschoren. Ueberzeuge mich, dann will ich Dir glauben. Ich halte den Menschen für gut sund damit basta!"

Sibylle erhob sich ergrimmt. Sie sah ein, daß sie für jetzt nicht weiter gehen dürfe, denn ihr mangelte in der That jeder handgreifliche Beweis. Aber sie faßte den Entschluß, sich einen zu verschaffen und sollte sie ihn aus der Hölle holen. In ihrem Bette dachte sie darüber noch weiter nach und sprach ihre Meinung gegen die mit ihr in einem Zimmer schlafende Ursel aus. „Na ja," sagte sie zu ihr, die schon halb eingeschlafen war, „da haben wir's! Wenn ich nur dieser Sache auf den Grund kommen könnte! Denn zu denken, daß der Werner dem Judenbalge nachgelaufen, was mir auch schon eingefallen ist, wäre zu schauderhaft, als daß man es für möglich halten könnte. Nein, nein, dahinter steckt ein andrer Plan. Mein Bruder muß mit Blindheit geschlagen sein, daß er das nicht sieht. Und daß der hergelaufene Musikant mit dabei eine Rolle spielt, darauf wette ich. Aber Geduld — es wird sich schon offenbaren. Unsre Zeit mit ihm ist noch nicht gekommen. Doch sie wird kommen, Ursel, ich habe es schon gesagt und sage es noch einmal. Gieb Acht!"

„Willst Du nicht schlafen, Sibylle? Ich bin müde.“

„Schlafe, meinetwegen so viel Du willst, aber wenn mir die Galle das Herz abdrückt, kann ich kein Auge schließen — ich werde also denken.“

„So denke für mich mit. Gute Nacht!“

Es war eine ganz natürliche Sache, daß in den nächsten Tagen auf dem Gute von nichts Anderem die Rede war — jedoch wohlweislich außer Hörweite des Barons — als von der Abreise Werner's. Nicht allein in den Stuben der Diener, auch in den Zimmern der Herrschaft wurde nur dieser eine Gegenstand verhandelt. Einmal, als der Hausherr am Abend kurze Zeit im Versammlungszimmer verweilte, versuchte es die Baronin, darauf zurückzukommen und die düstere Stirn des jähzornigen Mannes durch milden Zuspruch aufzuheitern, allein das gelang ihr so schlecht, daß sie von nun an in geduldigem Schweigen verharrte. Der Baron wurde so heftig, fast grob, wie er noch nie gegen seine Gemahlin gewesen war, und das an sich schon mißhellige Verhältniß zwischen Beiden ward dadurch noch trüber gestaltet. Er entfernte sich sogleich, warf die Thüren so gewaltsam zu, daß die Fenster klirrten, und geberdete sich wie ein

Mann, der da meint, durch solche Darlegung seines Zorns Berge versetzen zu können, was doch nie geschieht und in der Regel die Gegenpartei nur noch mehr erbittert und in ihrer Meinung befestigt.

Von diesem Abende an veränderte sich die bisher so ruhige Physiognomie des friedlichen Stilllebens in Brenkowitz auf eine sehr bemerkliche Weise. Ein trüber Geist des Mißtrauens und Unwillens kehrte als Gast ein. Der Baron, der plötzlich von Allen nachlässig behandelt zu werden vorgab, dem man das Wichtige verschweige und nur das Ueberflüssige mittheile, den man überhaupt nicht für Das ansehe, was er sei, der Herr des Hauses, fing an sich speciell um jede Kleinigkeit zu bekümmern, was ihm früher nie eingefallen war, und wodurch er mehr Störung und Unordnung herbeiführte, als Ordnung und Zucht. Vom Morgen bis zum Abend tobte er durch Haus und Hof, kanzelte die Diener ab, keifte mit der Schwester, und die Einzigen, die er wunderbarer Weise mit seinem Grolle verschonte, waren Sophie und Joseph. Das kam aber wahrscheinlich daher, weil Beide ihm vor wie nach mit gleicher Ruhe und Achtung begegneten, und kluger Weise es vermieden, ihm vor Augen zu treten, wenn er zürnte und wetterte, vielmehr harmlos wie sonst bei ihren Instrumenten blieben und

ihre heitere Musik wie die Stimme eines versöhnenden Geistes durch das Haus erschallen ließen, wenn der böse Geist des Unfriedens Alles von Oben nach Unten kehrte.

Jemehr der Baron aber selbst die beiden jungen Leute mit seiner Wildheit verschonte, jemehr er ihrem stillen Verhalten durch Schweigen seine Achtung und Billigung zollte, um so aufgebrachter wurde Fräulein Sibylle gegen sie, zumal sie die Einzigen waren, die sie mit ihrem Zorne erreichen konnte. Denn die Baronin, von diesem ungewöhnlichen unholden Treiben bis in die innerste Seele erschüttert, war in ihr Zimmer zurückgeflohen, und bis dahin reichte weder die blinde Heftigkeit des gebieterischen Herrn, noch die hämische Verfolgung und der verbissene Spott seiner vortrefflichen Schwester.

So waren denn Sophie und Joseph mehr wie je auf sich angewiesen und beschränkt, und so unangenehm ihnen die Ursache dieser Beschränkung war, so bot sie ihnen doch süße Nahrung genug, das stille Verlangen ihrer Seelen, die geheime und mit gewaltiger Kraft wachsende Neigung ihrer Herzen zu nähren und allmälig auf den Gipfelpunkt zu führen, wohin jede solche Neigung einmal führen muß, wenn sie nicht in sich selbst erlöschen oder das entflammte

Herz vernichten soll — zu einer lauten und deutlichen Darlegung derselben. Allein noch waren sie nicht so weit gekommen und es mußte noch ein anderer Gährungsstoff hinzutreten, um auch diesen lange genug im Verborgenen glimmenden Brand zur hellen Flamme anzuschüren.

Wenn Fräulein Sibylle sich nun vorgesetzt hatte, das Treiben dieser beiden jungen Leute genauer als sonst, mit Luchsaugen, wie sie Ursel sagte, zu beobachten, so wurde ihr dieses Geschäft dadurch leichter gemacht, daß ihre Aufmerksamkeit nicht so viele Gegenstände und Personen wie früher in's Auge zu fassen brauchte. Das heitere Ungestüm Werner's stand ihr nicht mehr bei Joseph, und Rachel's beständiger Gleichmuth nicht mehr bei Sophien im Wege, denn vor dem scharfen Beobachtungsgeiste der beiden Abwesenden, obgleich er sich nur insgeheim kundgethan, hatte sie von jeher einen instinktartigen Respect gehabt. So galt es denn Joseph und Sophien, vorsichtig zu sein und Beide waren es aus natürlichen obwohl verschiedenen Gründen, Sophie aus einem ihrem jungfräulichen Wesen entspringenden Zartgefühl, und Joseph aus bescheidener Zurückhaltung und seine Stellung stets im Auge behaltender Selbstbeherrschung. Und doch, wenn die beiden alten Jungfern nicht zu schnell

in ihren Fortschritten, nicht zu kühn in ihren Vermuthungen, und zu befangen in ihren althergebrachten Ideen von der Liebe der Jugend gewesen wären, es hätte ihnen gewiß nicht schwer werden können, aus dem Benehmen beider jungen Leute die volle Wahrheit zu ergründen. Denn das zärtliche Gefühl, welches in Beider Busen wogte und fluthete, verrieth sich in jedem ihrer Blicke, ihrer Worte, in allen ihren Aufmerksamkeiten gegen einander, und der Augenblick konnte nicht mehr fern sein, wo es in hellen Flammen aufloderte und weithin leuchtend die engen Gränzen überschritt, in die es bisher mit Gewalt eingedämmt war. Die beiden alten Jungfern aber wollten mehr sehen, als zu sehen war, und so übersahen sie das, was wirklich vor ihren Augen lag.

Es ist indessen merkwürdig, auf welche seltsame Weise bisweilen eine Erklärung zwischen Liebenden erfolgt. Nicht immer ist es die Einsamkeit, die als glückliche Zuschauerin zu einem solchen interessanten Vorgange zugelassen wird, oft ist es gerade die geräuschvolle Welt, die mit ihrem schirmenden Fittich die süße Flamme bedeckt, daß sie nicht allzu hoch auflodere und in aller Gegenwärtigen Augen falle. Hier bei unserem Paare sollte weder die Eine Zuschauerin, noch die Andere Schirmerin, nur zwei klarsehende

Augen und ein einziges fühlendes Herz sollten zu Theilnehmern und Zeugen berufen sein, um diesem stillen Bunde die Weihe zu geben. Die Ursache aber, die diese bedeutungsvolle Wirkung hervorbrachte, sollte von Joseph selbst ausgehen, auf eine Weise, wie weder er selber noch irgend ein Andrer es kurz vorher gedacht hatte, und Werner's im Schmerze der Verzweiflung ausgesprochene Prophezeihung sollte sich also nicht allein bei Rachel, sondern auch bei Sophie und Joseph als Wahrheit erweisen. Die Verwandlung, die einmal mit Rachel begonnen, schritt unaufhaltsam vorwärts, und des so ungerecht geschmähten Zauberers erster Entschluß war bestimmt, eine ganze Reihe ungeahnter und für unmöglich gehaltener Ereignisse herbeizuführen.

Mit tiefgreifendem Wehgefühl betrachtete Joseph Sohn die sich so rasch entwickelnde allgemeine Zerrüttung und die endlose Mißstimmung in einer Familie, in der er sich seit einem Jahre so glücklich gefühlt hatte und wo bisher Alles, wenigstens so weit er es von seiner Stellung aus beurtheilen konnte, in friedlicher Entwickelung vor sich gegangen war. Da diese Zerrüttung und Mißstimmung mit Rachel's Entfernung begonnen hatte, Rachel von ihm selbst aber der Familie zugeführt war, so konnte es nicht fehlen,

daß er bei seiner rechtlichen Denkungsweise und bei seiner bescheidenen Selbstbeurtheilung in seinem eigenen Erscheinen auf Brenkowitz die Grundursache der ausgebrochenen Zwietracht sah. Nachdem dieser Gedanke sich erst einmal in ihm entwickelt und festgesetzt hatte, wurmte er ihn auf eine höchst martervolle Weise, und wie er von jeher gewohnt war, einen Irrthum oder Mißgriff, den er begangen, aus sich selbst heraus anzugreifen und wo möglich wieder gut zu machen, so war er bald so weit mit sich gekommen, darüber zu Rathe zu gehen, wie er das angerichtete Unheil abwenden und vergessen machen könne. Allein, es ist wohl sehr löblich, über dergleichen nachzudenken, aber es ist auch sehr schwer, die rechte Abhülfe dafür zu finden, denn geschehene Dinge lassen sich niemals wieder ungeschehen machen und ein vorhandenes Uebel wird nur selten durch den festen Willen, es auszurotten, beseitigt, oft sogar durch das gewählte Mittel noch übler gemacht. So war es auch bei ihm und mit dem Mittel der Fall, welches er hier allein für unfehlbar hielt.

Joseph Sohn war ein zu redlicher Mensch, gegen sich und Andere, als daß er, wenn sein Handeln einen allgemeinen guten Zweck betraf, an seinen persönlichen Vortheil hätte denken sollen; sein eigenes

Wohlsein galt ihm in solchen Fällen nicht mehr als das jedes Anderen. Daher dachte er auch jetzt nicht an seine eigene gegenwärtige Lage, sondern allein an das Wohl der Familie des Mannes, dessen Brod er aß. Mit einem Wort, er sah kein andres Mittel der Wiederherstellung der früheren Einigkeit der Familie, als wenn er, ein moderner Curtius, sich dem allgemeinen Wohle zum Opfer brächte und um seinen Abschied bäte, wo seine Gegenwart seit Werner's Entfernung nicht mehr unerläßlich erschien. Auch fürchtete er, der Baron, einmal gegen ihn eingenommen und leidenschaftlich aufgeregt, werde nächstens selbst diesen Vorschlag machen, denn daß man ihn ferner noch im Schlosse behalten würde, um einer jungen Dame einigen Unterricht zu ertheilen, die längst über das Alter des Lernens hinaus war, das konnte er sich unmöglich vorstellen, so erwünscht es ihm auch gewesen wäre, noch eine lange Zeit in ihrer Nähe zu weilen, die ihm aus einer Schülerin eine mit ganzer Seele angebetete Geliebte geworden war. Diesem Aufkündigen eines Dienstes, gleich herbe und bitter für Den, den es trifft, wie für Den, von dem es ausgeht, wollte er zuvorkommen. Aber nicht voreilig wollte er hierbei zu Werke gehen, nicht zerreißen wollte er den so fest geschürzten Knoten, nein, sanft auflösen wollte er

ihn, um wo möglich die beiden Enden des Fadens in Händen zu behalten und künftig vielleicht, so Gott es wollte, unter bessern Verhältnissen wieder anknüpfen zu können.

Kaum war dieser Entschluß in ihm geboren, so sann er auch schon über seine angemessenste Ausführung nach. Aber dieses Nachsinnen war nicht in Minuten, Stunden und Tagen vollbracht — es gab Klippen zu umschiffen, Untiefen zu vermeiden und Gefühle zu schonen, die nicht noch heftiger aufgeregt werden durften, daher erforderte es Zeit. Außer der Zeit aber forderte es noch Kraft zu manchem heißen, stürmischen Kampfe mit sich selber. Wieder aber kam dieses Selbst bei ihm nicht in erster Reihe, sondern erst nach vielen Anderen, und endlich war es bezwungen, er sah es zu seinen Füßen überwunden liegen, er fühlte das schmerzliche Zucken des geopferten Herzens, aber es hielt ihn nicht auf, den einmal für richtig erkannten Weg bis zum Ende zu verfolgen.

Allein dieses Kämpfen und innerliche Abarbeiten war so gewaltig in ihm, daß er es nicht auf die wenigen Stunden beschränken konnte, die er mit sich und seinem Schmerze allein zubrachte, es verrieth sich in seinem ganzen Wesen, in jedem mit Wehmuth gesprochenen Worte, in jedem sein ganzes Glück jetzt noch

mit letzter Innigkeit betrachtenden Blicke. Er war still, viel stiller als früher, und weicher geworden, seine innere Beklommenheit sprach sich in äußerlicher Zerstreutheit aus, seine selbstquälerischen Gedanken spiegelten sich in düsteren Zügen auf seiner sonst so glatten und wolkenlosen Stirn wieder. Er selbst sah und bemerkte das freilich nicht, aber Andere sahen, bemerkten es um so mehr. Und vor Allen war es das scharfe Auge der Liebe, das seine kämpfende Anstrengung gewahrte und seine von diesen Kämpfen belastete Seele verstand. Wie aber bei so nahe verwandten Seelen der Rückschlag, die Gegenwirkung nie ausbleibt, die eine fühlt, was die andere empfindet, wie Schmerz und Trübsal, wie Wonne und Seligkeit getheilt werden, so bewirkte seine Verwandlung auch die Verwandlung Sophiens, auch sie ward still, ward traurig, ward von unbestimmten dunklen Ahnungen eines bevorstehenden Schicksalsschlages beklommen. Das nahm so zu, das bewältigte die schwächere Widerstandskraft des weicheren Mädchenherzens so vollkommen, daß sie endlich keinen andren Ausweg wußte, um sich zu retten, als sich eine Vertraute zu wählen, die ihr großes Leid tragen helfen konnte. Diese Vertraute war und konnte keine andere sein, als ihre Mutter, mit der sie, wie durch Blutsbande mit einer älteren Schwester

verbunden, seit ihren Kinderjahren auf das Engste vereinigt war. Zu ihr also flüchtete sie auch jetzt, ihr theilte sie mit, was sie befürchtete, und ohne ihr einen vollständigen Einblick in ihr Herz zu gewähren, der das ganze Räthsel auf einen Schlag gelöst hätte, bat sie sie nur, mit ihrem ganzen Einflusse dahin zu wirken, irgend ein drohendes Unheil abzuwehren, welches ihrem Gefühle nach dicht über ihrem Haupte schwebte.

Die Baronin, tief ergriffen von der Herzensangst des holden Mädchens und ihr jede mögliche Abhülfe zu bringen bereit, faßte Joseph Sohn schärfer in's Auge und, einmal auf den richtigen Weg gewiesen, gelang es ihrer Erfahrung sehr bald, die auffallende Veränderung des ihr so lieb gewordenen Mannes ebenfalls zu erkennen, die das Auge der Geliebten instinktartig errathen hatte. Wenige Tage genügten ihr, zu entdecken, daß hier bald geholfen werden müsse, wenn jede Hülfe nicht zu spät kommen solle, und so beschloß sie, sich vertraulicher Weise an Joseph selbst zu wenden und mit ihm über sein geheimnißvolles Brüten zu reden.

Zu derselben Zeit aber, wo die Baronin zu diesem Gespräche Gelegenheit suchte, schien auch Joseph die äußerste Frist gekommen, seinen Entschluß zur That werden zu lassen, und so begegneten sich Beide in ei-

ner und derselben Absicht, obgleich sie Beide ein ganz verschiedenes Ziel vor Augen hatten.

Es war eines Morgens, nachdem Joseph mit größerer Zerstreutheit denn je seinen Musikunterricht ertheilt, als er der Baronin einen kurzen Besuch abstattete und sie für denselben Abend um eine Unterredung unter vier Augen bat. Mit sichtbarem Behagen nahm sie diesen Antrag auf und verschwieg, daß sie einen ähnlichen an ihn zu richten schon beabsichtigt habe. Sie bezeichnete ihm die neunte Abendstunde, nachdem er seinen gewöhnlichen Dienst bei dem Hausgottesdienst ihrer Schwägerin geleistet haben würde, und damit war Joseph einverstanden.

Kaum hatte er sich entfernt, so trat Sophie bei der Mutter ein und hörte, um was es sich handele. Da war sie denn so tief ergriffen, daß sie die mütterliche Freundin um Gotteswillen bat, sie eine ungesehene Zeugin dieser Unterhaltung sein zu lassen, und nach längerem Hin- und Herreden, Ueberlegen und Abwägen, kamen Beide dahin überein, daß Sophie, hinter der Mutter Windschirm verborgen, hören sollte, was ihr der Hauslehrer mitzutheilen haben werde.

Erst als Sophie sich wieder entfernt hatte, bedachte die Baronin das Gefahrvolle dieses Unternehmens und machte sich Vorwürfe, den Bitten der Tochter zu

schnell nachgegeben zu haben. Denn was es auch war, was Joseph ihr zu verrathen hatte, Das konnte sie sich nicht verhehlen, daß es entweder den jungen Mann allein betraf, ihn also verletzen müßte, wenn er erfuhr, daß auch Sophie eine Zeugin seines Vertrauens gewesen war, oder daß es Sophien selbst betraf, die sich dann in eine Lage gebracht hätte, aus der sie Nichts in der Welt zu befreien im Stande wäre. Allein die Erlaubniß war einmal ertheilt, und mit ihrem nachgiebigen, sanften Herzen, das so gern allen ihren Lieben gerecht wurde, konnte die Baronin sie nicht wieder zurücknehmen. „Wie Gott will,“ sagte sie sich endlich zum Troste, nachdem sie stundenlang darüber hin und her gedacht, „schon so mancher Kelch ist an meinen Lippen vorübergegangen und so wird auch dieser vorübergehen. Sophie aber mag bei Zeiten lernen, daß die Welt kein Eden, sondern ein irdischer Garten, voller Blumen zwar, aber auch voller Dornen und Unkraut ist.“

Die neunte Abendstunde war gekommen. Die Baronin hatte, der Verabredung gemäß, während die Uebrigen noch bei Tische saßen, durch Valentin um Herrn Sohn's Besuch in ihrem Zimmer bitten lassen, damit

Fräulein Sibylle etwaige fernere Ansprüche an ihn aufgebe. Kurz bevor Joseph die Damen verließ, hatte Sophie der Tante und ihrer Freundin gute Nacht gesagt und sich auf ihren Posten begeben. Einige Minuten nach neun Uhr trat der Gerufene bei der Baronin ein und fand sie auf ihrem Sessel dicht vor dem Schirme sitzen, hinter dem Sophie auf einem Stuhle Platz genommen hatte. Der Baronin, vor der ein Tisch stand, gegenüber, etwa sechs Schritt vom Schirme entfernt, war ein Stuhl gestellt, und auf diesen sich niederzulassen ward Joseph nach seinem Eintritt freundlichst ersucht. Die beiden Parteien beobachteten anfangs ein längeres Stillschweigen, als wollten sie sich gegenseitig von dem weittragenden Ernste ihres Vorhabens Rechenschaft ablegen; so gewahrten sie denn Beide die Spannung, die unverkennbar auf ihren Gesichtern ausgeprägt lag. Die Baronin athmete etwas schnell und war rosig angehaucht; das Bewußtsein, daß sie eine doppelte Rolle spiele, machte ihr Herz klopfen, und Joseph sah zu seiner Verwunderung den Busen der sonst so ruhigen Frau in ungewöhnlicher Wallung. Sein Gesicht, in der letzten Zeit bleich und umwölkt, war ebenfalls in beweglicher Aufregung, und in seinen blitzenden Augen lag heute eine fieberhafte Gluth, die die Baronin unwillkürlich

erbeben ließ, denn so, wie der junge Mann jetzt aussah, glich er einem Bilde, das in ihrer tiefsten Seele schlummerte und nie daraus verwischt werden konnte, mit einem Wort einem Bilde, an welches er sie schon oft, aber nie so mächtig wie jetzt erinnert hatte.

„Gnädige Frau," begann Joseph die Unterhaltung, „ich danke Ihnen, daß Sie mir diese Unterredung unter vier Augen bewilligt haben, denn es ist etwas Wichtiges — für mich wenigstens — was ich Ihnen mitzutheilen habe und weshalb ich Sie um Ihren Rath bitten will. Ach, es wird mir schwer, sehr schwer, glauben Sie es mir, Ihnen zu enthüllen, was mich lange im Herzen quält, aber ich kann, ich darf es nicht länger allein bewahren, denn es wird Zeit, daß ich handelnd in mein Leben greife."

Die Baronin athmete tief auf, als sie diese räthselhaften Worte hörte, in deren Gefolge sie etwas ganz Anderes zu vernehmen glaubte, als sie erwartet hatte.

„Vielleicht," fuhr Joseph fort, „erinnern Sie sich der ersten Unterredung, die Sie mir gleich nach meiner Ankunft auf diesem Schlosse zu bewilligen so gütig waren. Ich theilte Ihnen mit, daß ich froh war, ein ehrenvolles Unterkommen gefunden zu haben, nachdem mich das Verhängniß durch den so plötzlichen

und unerwarteten Tod meines guten Vaters aller Hülfsmittel beraubt hatte, auf die gewohnte Weise mein Leben fortzusetzen. Ich fühlte mich glücklich bei Ihnen, nicht allein weil ich von Ihnen freundlich und wohlwollend behandelt wurde, sondern auch weil ich eine meinen geringen Fähigkeiten entsprechende Thätigkeit bei Ihnen vorfand. Diese glückliche Lage wurde mir noch dadurch versüßt, daß Sie die Menschenfreundlichkeit hatten, ein armes verwaistes Kind, welches die Vorsehung mir in die Hände gelegt, ebenfalls zu sich zu nehmen und dadurch ihr Schicksal mit dem meinigen verbunden zu erhalten, wofür ich Ihnen bis an mein Lebensende zum herzinnigsten Danke verpflichtet bin. Leider sind nun aber seit Kurzem Ereignisse in Ihrer Familie eingetreten, die Niemand von uns voraussehen konnte und die auch wohl Niemand durch Fahrlässigkeit oder übelangewendete Nachsicht verschuldet hat. Durch Ihres Herrn Sohnes Entfernung von hier, die ich tief beklage, aber — ich schwöre es bei Gott — auf keine Weise absichtlich veranlaßt oder unterstützt habe, ist nun eine Art Spaltung in Ihrer Familie eingerissen und eine Lücke entstanden, die mich tief schmerzt und die ich durch nichts ausfüllen kann; ja ich fühle sogar und sehe zu meinem Bedauern ein, daß der Grund, mich hierher zu berufen, zu besolden

und zum Nutzen Ihrer Familie zu verwenden, mit jener Entfernung weggefallen ist. Ich möchte nicht undankbar erscheinen für die viele Güte, die ich hier genossen, allein ich muß offen und ehrlich gestehn, daß ich glaube, mit Werner's Austritt aus Ihrem Kreise, so weit es mich selbst betrifft, demselben entbehrlich geworden zu sein."

„Wie!" rief die Baronin erschrocken, und zugleich erschallte hinter ihrem Rücken ein Seufzer, der Joseph in seiner Aufregung entging, „wie, Sie wollten uns verlassen? Wie kommen Sie auf diesen seltsamen Gedanken?"

„Ich bin der Meinung, meine Entlassung wird mir ohne mein Zuthun bald von selbst zu Theil werden, und da sie — vielleicht sogar nothwendig wird, so frage ich Sie um Rath, wie ich am besten aus dem Zwiespalt gelange, in den ich sonach über die Ersprießlichkeit meines ferneren Aufenthalts bei Ihnen gerathen bin."

„Herr Sohn! Was muß ich hören! Sie wollten wirklich fort von hier? Haben Sie denn — o verzeihen Sie mir, daß ich Sie daran erinnere, aber Sie nöthigen mich dazu — haben Sie vergessen, daß Sie sich verpflichtet, drei Jahre in unsrem Hause zu bleiben?"

„Nein, keinen Augenblick; aber ich glaube, daß der

Herr Baron mich unter den obwaltenden Verhältnissen von dieser Verpflichtung sehr gern entbinden wird."

„Was bewegt Sie zu diesem Glauben?"

„Mancherlei, was ich mir kaum anders zu deuten wage."

„So sagen Sie mir das. Oder nein, sagen Sie es mir nicht, denn Das ist es nicht, was Sie von uns entfernt. Sie haben noch einen andren Grund — wie? Sie schlagen die Augen nieder? Verläßt ein edler Mann seinen Posten, ehe er davon abgelös't wird? Nein, nein, das ist es nicht — Sie treibt ein Bedürfniß von hier fort —"

Joseph faßte sich an die Stirn, von der der Schweiß in hellen Tropfen perlte. Er hatte sich mit Gewalt bemüht, seine Regung zurückzuhalten und sein Herz nicht zu verrathen, aber die Baronin sah ihn so bittend, so liebevoll, so vertrauensvoll an, daß er beschloß, auch seinen letzten Grund nicht zu verschweigen, wenigstens ihn anzudeuten.

„Ja, gnädige Frau," sagte er, mitunter stockend, „es giebt noch einen Grund, der mich treibt, Ihnen meine Entlassung nothwendig erscheinen zu lassen. Es könnte der Fall eintreten — welcher Mensch bürgt für seine menschliche Schwäche — daß ich, daß ich vergäße — nicht wer ich bin, nein, wer Ihr Herr

Gemahl ist — ich meine, verstehen Sie mich wohl, es könnten Dinge eintreten, die, indem sie meinen Verstand umnebeln und mein Urtheil gefangen nehmen, die Gefühle meines Herzens entfesselten und meiner Seele freien Lauf ließen, dahin zu strömen, wohin sie strebt, denn ein Mensch wie ich, Frau Baronin, so arm, so verlassen, so ohne allen Rang und Stand auf Erden, so ein Mensch hat auch ein Herz und eine Seele, und diese könnten leicht für sich geschaffen wähnen, was Gott der Herr nur für auserlesene Geschöpfe so reich begabt und ausgestattet hat. — Das ist Alles, gnädige Frau, was ich Ihnen sagen darf und kann, ohne mich selbst bloßzugeben — vielleicht verstehen Sie mich nicht einmal — allein ich kann nicht dafür, daß mich eine Art Ehrfurcht vor Ihnen, eine unbegränzte Hochachtung und das Gefühl eigener Geringfügigkeit abhält, Ihnen klarer auseinanderzusetzen, was wohl in meinem Herzen, aber nicht auf meiner Zunge Platz hat."

Die Baronin sank in ihrem Sessel zurück und hielt sich ihr Tuch vor die Augen. Plötzlich schaute sie auf und sah Joseph Sohn fest an. „Herr Sohn," sagte sie, „sagen Sie mir aufrichtig, hat Ihnen irgend Jemand Veranlassung gegeben, zu glauben, daß wir wünschen, Sie möchten unser Haus verlassen?"

„Bis jetzt kein Mensch, allein es könnte sich leicht ereignen, daß man mir sehr bald meinen Abschied auf eine Weise ertheilt, die ich vermeiden möchte — um Ihretwillen, um des Rufs Ihrer Familie willen und um meinetwillen.“

„Und Sie wollten wirklich unser Haus verlassen? Ist das Ihr fester, Ihr unwiderruflicher Entschluß?“

„Ja, gnädige Frau, ich halte es für unumgänglich nothwendig.“

Die Baronin ließ ihre schöne rechte Hand, worin sie ihr Tuch hielt, auf den Tisch fallen, die andre hielt sie fest auf ihr laut schlagendes Herz gepreßt. So sah sie den vor ihr sitzenden jungen Mann, dessen Herz von namenlosem Schmerze zerrissen wurde, aber der sich dennoch kühn ermannte, den männlichsten Entschluß, den er je gefaßt, auszusprechen, so sah sie ihn nachdenkend, in seinem Herzen lesend und dasselbe prüfend an.

Es entstand eine lautlose Stille in dem traulichen Gemache, nur den Pendel einer Uhr hörte man sich leise auf dem Kamin bewegen. In diesem bedeutungsvollen Augenblick, in dem Joseph seinen Schicksalsspruch mit wachsender Unruhe erwartete, die zum Urtheil aufgerufene Richterin aber zögerte, ein Urtheil

zu fällen, auf das sie nicht vorbereitet war, ließ sich erst leise, dann lauter, ein sanftes Weinen hören, das endlich in stoßweise hervorgebrachtes Schluchzen überging, welches ohne Zweifel aus einer von bittrem Weh erfüllten Brust hervordrang.

Die Baronin erhob sich von ihrem Sitze, vor Angst und Schreck zitternd — Joseph, bleich wie der Tod, wollte sich ebenfalls erheben, aber er konnte nicht, denn die eben vernommenen Schmerzenstöne lähmten seine ganze Kraft. Die Augen weit aufgerissen, die Brust vom beklommenen Athem fast zusammengepreßt, schaute er in die Gegend hin, woher das Schluchzen kam, dann einen Blick auf die verrathene Mutter werfend, sah er sie so durchdringend fragend an, daß sie zur Einsicht kam, sie werde sich der erwarteten Antwort nicht länger entziehen können.

Still, bedächtig, mit gedehnten Schritten trat sie um den Tisch herum auf Joseph Sohn zu, ergriff ihn bei der Hand und zerrte ihn, mehr als sie ihn führte, zu dem Schirm hin, hinter dem das Weinen und Schluchzen laut geworden war.

„Herr Sohn,“ sagte sie mit vor Rührung beinahe unverständlichem Tone, „vergeben Sie mir, ich habe unrecht gehandelt, ich sehe es ein, wie ich es schon lange gefühlt habe — wir sind nicht allein, eine Zeu-

gin ist vorhanden, die Ihre Worte, welche nur für mich berechnet waren, mit angehört hat."

Joseph, zurückstarrend, als befürchte er ein Gespenst zu erblicken, wagte nicht vorwärts zu schreiten. Die Baronin aber, den Schirm bei Seite rollend, wies mit der Hand auf die im Stuhle zurückgelehnt sitzende Sophie, die sogleich emporsprang und sich der Mutter in die Arme warf, als sie sich entdeckt sah.

„Mutter! Mutter, um Gottes willen — was sagst Du, wozu räthst Du ihm?"

„Wozu soll ich ihm rathen, meine Tochter? Ach, Du hast es wohl begriffen, was er so klug verschwiegen hat — Du, Du bist es, die ihn aus diesem Hause treibt."

„Mutter, ich beschwöre Dich —" und sie fiel vor der Mutter auf die Kniee — „erspare es mir, den Rath auszusprechen, den Du von mir hören willst — ich kann nicht, ich kann nicht, denn mein Herz ist gebrochen."

„Sehen Sie da, Joseph Sohn," sagte die Mutter, mit einer Hand auf die knieende und in ihrem Seelenschmerz schön wie ein verklärter Engel erscheinende Tochter deutend — „sehen Sie da, wie ein weibliches Herz auch ohne Worte Ihnen einen Rath ertheilt. Wenn Sie jetzt noch gehen und uns in unsrer Noth verlassen können, so gehen Sie —"

„Gnädigste Frau!" — und auch Joseph Sohn lag zu ihren Füßen — „vergeben Sie mir, was ich verbrochen, wenn ich etwas verbrochen habe. Aber ich kann nicht glauben, daß es Sünde und Verbrechen ist, ein menschliches Wesen zu lieben, das Gott so herrlich geschmückt und so vollkommen gebildet hat, wie dieses hier, obgleich sie die Tochter eines Edelmanns ist und ich nur der Sohn — ja der Sohn von einem vielleicht sehr unbedeutenden Manne bin und Nichts mein Eigen nenne, als was in meinem armen Kopfe und in meinem zerknirschten Herzen lebt."

„Meine Kinder," fuhr die Baronin mit erhabenem Tone fort, der mehr aus ihrer innersten Seele als aus ihrem Munde zu kommen schien: „ich befinde mich Euch gegenüber in einer eigenthümlichen Lage, denn meine Pflicht sollte Eure Neigung verdammen und mein Herz kann sich nicht dazu entschließen. Von mir also erwartet nicht, daß ich ein Richter Eurer von der Welt verpönten Neigung sei. Warum ich dieser Richter nicht sein darf, kann ich Euch jetzt nicht sagen, aber ich fühle mich nicht berufen, ein Unglück — von Euch im andren Sinne vielleicht ein Glück genannt — zu verdammen, was mich einst selbst betroffen hat. Ach, meine lieben jungen Leute, kommt einmal her, setzt Euch ruhig zu mir nieder und hört mich auf-

merksam an, und wenn Euch diese Worte ein Richterspruch zu sein dünken, so nehmet ihn an und handelt danach. Weiß es Gott, ich, ich allein wäre nicht gegen Eure Liebe, denn ich bin weder stolz, noch hochmüthig, noch zu hochfliegenden Plänen geschaffen, mein Herz trachtet vielmehr nach Ruhe und Frieden, um der Erinnerung der kurzen Freuden nachhängen zu können, die mir in meinen jüngeren Tagen zu Theil geworden sind. Also was mich betrifft, so sähe ich Euch gern glücklich vereinigt und den öden Klippen entzogen, die dem Menschen auf dem Ocean des Lebens drohen, allein leider sehe ich augenblicklich keinen Ausweg, wie Ihr dieses Glück erreichen sollt. Vielleicht bahnt der Himmel selbst in Zukunft einen Weg, wie ihn die Menschen nicht zu bahnen verstehn, auf dem Ihr in den Hafen Eurer Sehnsucht gelangt. Aber bis dahin — wozu soll ich Euch rathen? Zu dem Einzigen: seid zufrieden mit der Gegenwart und den Gaben, die sie Euch im Stillen bietet. Ihr habt noch zwei Jahre ruhigen Beisammenseins vor Euch — beschränkt also Eure Wünsche mit weiser Zurückhaltung auf einen geistigen Verkehr und persönliches Zusammensein, thut nichts, was diese Zeit abkürzen oder Euch vor der Zeit von einander reißen könnte. Bis diese Zeit abgelaufen ist, meine liebe Sophie, hat

sich vielleicht Deines Vaters Ansicht über Deine Zukunft anders gestaltet und er betrachtet Deine Wünsche mehr mit meinen Augen. Gott gebe es! Für jetzt aber an eine Verbindung zu denken, ist unmöglich, das werdet Ihr so gut einsehen wie ich. Wenn ich — ich allein Euer Schicksal zu leiten hätte, ja dann! aber ach! ich bin schwach wie ein Kind in diesem Hause und ein Rohr wird nicht leichter vom Hauche der Luft gebeugt, als ich mich dem Willen der hier herrschenden Partei beuge. — Noch Eins aber, meine Kinder; kaum brauche ich Euch im Vertrauen darauf aufmerksam zu machen, denn Ihr werdet es selbst erkennen: nehmt Euch vor Fräulein von Haldrungen in Acht! Wenn sie eine Ahnung, ach, nur eine Ahnung von Dem gewinnt, was in Euren Herzen vorgeht, so dürfte Euer Schicksal nur allzu früh eine herbe Wendung nehmen. Seid also verschwiegen, vorsichtig, und nur wenn Ihr bei mir seid, mögt Ihr Euch sicher in Darlegung Eurer Neigung fühlen.

Weiter habe ich Euch für jetzt nichts zu sagen."

Als die Baronin diese Worte beendet hatte und mit liebevollen Blicken auf die neben ihr Sitzenden schaute, gleichsam als wolle sie aus ihren Mienen ihre Zustimmung lesen, fielen Beide wie auf einen einzigen Antrieb vor ihr nieder und dankten mit thrä-

nenden Augen und gebrochenen Worten für die mütterliche Nachsicht, die sie ihnen hatte angedeihen lassen, und Beide gelobten, ihrem Rathe zu folgen und Gott anheimzustellen, was ihnen von menschlicher Seite für den Augenblick versagt war. —

Von jetzt an war bei Joseph keine Rede mehr von einer freiwilligen Verbannung aus Brenkowitz. Er hatte Sophien versprochen, seine übernommenen Pflichten ruhig fortzusetzen und seinerseits keinen Schritt zu unternehmen, der den Baron auf den Gedanken bringen könne, der Hauslehrer sei mit dem Austritt Werner's aus dem elterlichen Hause überflüssig geworden.

So durchlebten denn die beiden Liebenden einen kurzen Traum irdischer Glückseligkeit, und kein sterbliches Auge sah das zärtliche Entzücken, von dem ihre Herzen insgeheim überflossen. Doch nein — nur von Sophien können wir diesen Ausdruck in seinem ganzen Umfange gebrauchen, auf Joseph dürfen wir ihn sogar nicht anwenden. Denn er war ein zu edles Gemüth, ein zu reines Herz, mit einem Wort ein zu ehrlicher Mensch, als daß er ohne Rückhalt und Nachdenken den Gefühlen seiner Neigung hätte folgen sollen, von der er wußte, daß sie sich innerhalb der

Gränzen der verbotenen Handlungen bewegte. Er wußte, der Baron sei gegen diese Neigung und er habe von seinem Standpunkt aus ein Recht, dagegen zu sein, und dieses Bewußtsein war für ihn hinreichend, den Glanz seines Glücks zu trüben und seinen Blick in die Zukunft zu verdüstern. So war seine Liebe wie sein Leben — denn die Liebe drückt dem Leben des edlen Menschen ihr eigenes Gepräge auf — ein beständiger Kampf, ein Hoffen und Fürchten, ein Sehnen und Bangen, ein sich Abwenden und ein wieder Hingerissenwerden zu dem endlos tiefen Borne, aus welchem dem Sterblichen ebensoviel Wollust wie Trübsal quillt, und nur in den Augenblicken, wo er mit Sophien ungestört und allein war, an ihrer Seite durch die Felder wandelte, oder ihr durch die Töne der Musik sein Inneres erschloß, fühlte er sich wirklich glücklich und frei von der tödtlichen Angst, in die ihn das Bewußtsein seiner Schuld ihrem Vater gegenüber versetzte. Eine nothwendige Folge dieses bald auf Fittichen des Himmels fliegenden, bald matt über die Erde schleichenden Lebens war es, daß er, auch ein zum Genuß desselben strebender Mensch, die düsteren Momente so viel wie möglich abzukürzen und die lichtvollen möglichst zu verlängern strebte, daß er also, so oft es ging, Sophiens Nähe suchte, denn unter

der Einwirkung ihres strahlenden Lächelns, dem Flüstern ihrer nur mit dem zärtlichsten Gefühl getränkten Worte, fühlte er die Last von seiner Brust gerückt und die Qual von seinem Geiste gehoben, der er anheimfiel, wenn er mit seinen Gedanken allein war und das ungewisse Ende dieses glückseligen Traumes bedachte. —

Wochen waren so vergangen und Nichts hatte sich im Allgemeinen im Schlosse zu Brenkowitz verändert. Der Baron, im Ganzen seine frühere Lebensweise beibehaltend und nur in Folge des ihn so tief verletzenden Schrittes seines Sohnes, von dem noch keine Nachricht eingelaufen war, erregt, zu plötzlichen Ausbrüchen seiner reizbaren Laune geneigt und noch weniger jetzt ein gütiger Hausherr, Gatte und Vater als früher, hatte die Leitung des Hauswesens und die Aufsicht über Aeußeres und Inneres wieder seiner Schwester überlassen. Er war theils zu träge, sich dauernd um etwas außer ihm Liegendes zu bekümmern, theils zu sehr dem Lebensgenuß außer dem Hause ergeben, theils auch vollkommen von Sibyllens Wachsamkeit überzeugt, als daß er sich jetzt, wo so Vieles sein Herz bedrückte, um Dinge hätte bekümmern sollen, die nur dazu angethan waren, ihm noch mehr Sorge zu bereiten. Seinem Auge entgingen

daher alle Vorfälle im Hause, die ihm einigermaßen von Bedeutung hätten sein können, — von ihm also hatten die beiden Liebenden sehr wenig zu besorgen, zumal sie besonnen dem Rathe der Mutter folgten und nur in deren Zimmer, die Fräulein Sibylle fast nie betrat, sich ein Asyl ihrer Neigung zu bereiten verstanden.

Allein sie hatten es in der Person der Letzteren mit einem kecken, schlauen und vor keiner Schwierigkeit zurückscheuenden Gegner zu thun. Sie war weder träg, noch bequem, um nicht die Wege zu suchen, die zu ihrem Ziele führten, noch verließ sie sich auf die Hülfe irgend eines Menschen; sie selbst, sie allein war ihre beste Hülfe, und solche Menschen verstehn in der Regel den Zweck zu erreichen, den sie vor Augen haben.

Welchen Zweck aber hatte Fräulein Sibylle vor Augen? Ganz allein den, den verhaßten Hauslehrer zu entlarven, zu stürzen, zu vertreiben, und dazu schien ihr jedes Mittel gerecht, welches sich ihrem erfinderischen Geiste bot. Allein sie brauchte nicht einmal weit zu suchen, ihr Instinkt, ihr weibliches Spionirtalent hatte ihr gesagt: Dieser Mensch, der in allen Dingen so vortrefflich, der ehrlich, gescheidt, unterrichtet, belesen, liebenswürdig im Umgange und bescheiden in seinem Auftreten ist, muß eine Schwäche haben, bei der er zu fassen ist, und diese Schwäche konnte allein in ei-

ner jugendlichen Verirrung seines Herzens gefunden werden, die, wenn sie sich bestätigte, ihm den Boden im Hause ihres Bruders unter den Füßen wegzog.

Diese Schwäche aber hatte sich schon lange in allmälig wachsenden Symptomen an ihm verrathen, und Sibylle war Schlange genug, sich so geschickt zu winden, so lauernd zu beobachten, so unbemerkt in die Nähe der beiden jungen Leute zu schlüpfen, daß sie sie oft mit ihren Argusaugen verschlang, wo Beide keine Ahnung davon hatten. Als sie erst so weit in ihren Entdeckungen gekommen war, sich einzugestehn: ja, hier findet eine stille Liebschaft statt, da steigerte sich ihr Trieb und mit ihm die ihr angeborene Gabe, das Herz der Menschen zu entziffern und dadurch zu verderben, in's Ungewöhnliche, und wer die weibliche Natur auch in ihren Schwächen und Fehlern kennt, die in der Regel mit dem traurigen Talente verbunden sind, die Freude Anderer zu stören, das Glück Anderer zu untergraben, der wird an dem endlichen Erfolge ihrer Bemühungen unter den obschwebenden Verhältnissen nicht mehr zweifeln können.

Genug, endlich war Sibylle über ihre Nichte und den Hauslehrer zur Klarheit gekommen, sie brauchte nichts mehr zu wissen, zu sehen; es handelte sich also blos um sprechende Beweise, um sie dem ungläubigen Bruder vor

Augen zu legen, da er nur solche von ihr verlangt hatte.

Wenn ein schlaues und böses Weib — und leider sind beide Eigenschaften nicht selten in Eva's Töchtern vereinigt — an ein Unternehmen geht, wie Fräulein Sibylle es hier vor sich hatte, so verbindet sie mit ihrem erfinderischen Geiste eine unglaubliche Consequenz, eine Geduld und Ausdauer, deren der männliche Intriguant nur selten fähig ist. Es scheint fast, als wären die guten Eigenschaften des weiblichen Charakters hier sogar den schlechten zu Hülfe gekommen, als ständen sie ihr bei in der Unterjochung, der Vernichtung ihres Feindes.

So hatte auch Fräulein Sibylle ihren Plan gemacht und der Plan war gut; die Grube, die sie den Liebenden gegraben, war so vortrefflich angelegt, so künstlich verdeckt, daß die Unbesorgten sie nicht gewahren konnten und hineinstürzen mußten, um sich rettungslos in der Falle zu sehen. Und mit einer unglaublichen Sicherheit, Ruhe und Ueberlegung ging die vortreffliche Tante dabei zu Werke, nicht einmal ihrer Freundin das Gewebe ihres Truges enthüllend, von der sie nicht ganz überzeugt war, ob sie nicht im Stillen dem Hauslehrer gewogener sei, als sie es ihrer Meinung nach sein sollte.

Siebentes Kapitel.

Auch die Sterne können trügen.

Eines Abends — es war am ersten August — vernahmen Sophie und Joseph Sohn, als sie zum Abendessen in das Speisezimmer traten, daß Tante Sibylle erkrankt sei und daß Fräulein Ursel bereits einen Boten nach Neustadt zum Arzte geschickt habe. Natürlich erschien weder die Eine noch die Andre von ihnen bei Tische. Sophie begab sich, sobald sie vom Tische aufgestanden war, zur Tante und fand sie, in Schweiß gebadet, im Bette liegen. Sie drückte ihr Bedauern darüber aus und bot freundlich ihre Hülfe an.

Tante Sibylle war von diesem gütigen Anerbieten scheinbar tief gerührt, lehnte es aber dankbar ab, da die treue Ursel und Jakobine ihr vollkommen genügten.

Sophie begab sich in das Speisezimmer zurück und berichtete Joseph, was sie vorgefunden. Nach einer

Weile verließen Beide dasselbe und begaben sich in den großen Versammlsungsaal, wo sie sich anfangs mit Musik, dann durch Plaudern die Zeit vertrieben. Vor dem Mittelfenster dieses Saales befand sich ein kleiner Balkon, von dem aus man, da die Bäume davor am Graben weggenommen waren, eine weite Fernsicht über die jenseit ausgebreiteten Felder hatte. Der Mond schien klar und rein und kein Wölkchen trübte den blauen Himmel, aus dem die Sterne in glänzendster Pracht hervorquollen. Lautlose Stille herrschte ringsum, das Leben auf der Erde war erloschen und nur dann und wann zeigte sich dem aufmerksamen Auge eine Sternschnuppe, die vom Himmel zur Erde schoß und wie ein goldener Bote erschien, den die fernen Wolken absandten, um das Treiben auf unsrer kleinen Erde zu erspähen.

Es war den Tag über außerordentlich heiß gewesen, und da nun der Abend kühl und etwas luftig war, so fanden Sophie und Joseph den Aufenthalt auf dem Balkon so überaus angenehm und labend, daß sie wohl eine Stunde daselbst verweilten und im leisen Gespräch ihre Gedanken über die Vorgänge am Himmel und auf der Erde austauschten.

Wenn Liebende in solcher Stimmung und Lage sich unterhalten, haben sie vollauf mit sich selber zu

thun; ihre Sinne gehören ihnen allein und nicht der Außenwelt an. So vernahmen die Beiden auch nicht, daß hinter ihnen ein schleichender Schritt leise durch den Saal huschte und Jemand sie aufmerksam beobachtete. Es war Jakobine, die von ihrer Herrin abgesandt war, um in heimlicher Weise das Treiben der jungen Leute auszukundschaften.

Jakobine hatte genug gesehn und meldete ihrer Herrin den Vorfall. Bald, nachdem sie weggegangen war, erschien eine noch leiser gleitende Gestalt und schlüpfte hinter einen Schirm, der im Saale aufgestellt war, um dann und wann vor ein Fenster gerollt zu werden, wenn man es des Abends öffnete, um die Frische der Luft zu genießen und doch nicht dem Zugwinde ausgesetzt zu sein.

Etwa nach einer Stunde verließen die Liebenden sorg- und ahnungslos ihren Platz und begaben sich in das Zimmer der Mutter, um auch ihr die plötzliche Erkrankung der Tante mitzutheilen und unter ihrem schützenden Fittich ihr Gespräch fortzusetzen.

Am nächsten Morgen erschien der Arzt aus Neustadt, besuchte die Kranke und als er dann zur Baronin kam, erzählte er, daß Fräulein Sibylle anscheinend ein rheumatisches Fieber habe und wenigstens eine Woche das Bett hüten müsse.

Dies that sie und Sophie überzeugte sich mehrere Male des Tages selber davon.

Am zweiten Abend war der Schirm dem Fenster näher gerückt, was Niemandem auffiel und auffallen konnte; am dritten Abend noch näher und beide Male hatten die Liebenden wieder den Balkon aufgesucht, um ihre Beobachtungen am Himmel, so wie ihr glückliches Gespräch fortzusetzen.

So war der vierte August gekommen, an dem der Vollmond am Himmel stehn sollte, und Sophie und Joseph hatten sich schon am Abend vorher vorgenommen, ihn auf seiner durch die Wolken schwebenden Bahn zu verfolgen und sich in die süße Lieblichkeit der Nacht zu versenken, wenn das Wetter wieder so schön und einladend sein sollte, wie an den vorhergegangenen Tagen.

Um fünf Uhr Nachmittags ließ Fräulein Sibylle ihren Bruder bitten, sich gegen Abend zu ihr zu bemühen. Der Baron, über dieses seltene Anliegen erstaunt, glaubte schon, seine Schwester sei kränker geworden, und begab sich ziemlich eilig dahin. Als er aber in ihr Zimmer trat, sie fast ganz angekleidet im Bette liegen und ihr spitzes Gesicht und ihre kleinen Augen fest auf ihn gerichtet sah, machte sie so ganz und gar nicht auf ihn den Eindruck einer Kranken,

daß er sich innerlich schon schalt, so leichtgläubig und schnell bei der Hand gewesen zu sein.

„Nun, Sibylle,“ sagte er, „wie steht es denn eigentlich mit Dir und warum lässest Du mich rufen? Beinahe hättest Du mir einen Schrecken eingejagt.“

Sibylle lächelte verschmitzt und deutete auf einen Stuhl an ihrer Seite, den der Baron auch sogleich einnahm.

„Höre, lieber Bruder,“ sagte sie leise, „über mich hast Du keinen Grund zu erschrecken, um so mehr aber über etwas Anderes. Still, unterbrich mich nicht! Du erinnerst Dich unsrer Gespräche über diesen köstlichen Herrn Sohn?“

„Wie, hast Du ihn schon wieder im Munde?“

„Ja, mein Bruder, und es ist jetzt eine Ehrensache geworden, daß ich von ihm spreche.“

„Eine Ehrensache, Sibylle? Was meinst Du damit? Das ist ein ernster Punkt, kein Spielwerk für die Hände der Weiber —“

„Höre mich nur an — also Du erinnerst Dich unserer Unterhaltungen. Du wolltest mir immer nicht glauben, daß er ein Nichtswürdiger ist.“

„Das glaube ich auch heute noch nicht.“

„Still! und daß er allein das Triebrad ist, welches in unserm Hause Alles wirr durch einander dreht,

so daß sogar Dein eigener Sohn sich daraus entfernt hat. Das hast Du mir nie geglaubt und darum Beweise gefordert, die alle seine Verbrechen sonnenklar an den Tag bringen — nicht wahr?"

„Ja, Sybille, das habe ich," erwiderte der Baron, der nicht umhin konnte, eine gewisse widerwillige Empfindung gegen die katzenartige Weise zu hegen, mit der er jetzt seine Schwester zu Werke gehen sah. „Hast Du etwa diese Beweise zur Hand?"

„Ja, Leopold, ich habe sie. — Schließ aber einmal dort erst die Thür zu."

Der Baron, eben so verwundert wie unwillig über Gott weiß Wen! erhob sich langsam und schloß die Thür. Als er sich wieder umwandte, um zu seinem verlassenen Sitze zurückzukehren, war Sibylle aus dem Bette gesprungen und hatte sich, völlig angekleidet, vor ihm aufgestellt.

„Nun," rief er erstaunt, „was bedeutet denn Das? Bist Du verrückt geworden?"

„Nein, mein Bruder, nicht verrückt, aber sehr gescheidt. Freue Dich, daß Du eine Schwester hast, die es sich angelegen sein läßt, Dein Haus rein und die fleckenlose Ehre Deiner Familie unangetastet zu erhalten."

„Was willst Du damit sagen? Du scheinst mir im Paroxysmus zu sprechen!"

„Ja, aber im Paroxysmus meiner verletzten Frauenehre, so wie Deiner gemißhandelten Mannesehre.“

„Nun, bei Gott, komm zu Ende oder ich gerathe in eine andere Art von Paroxysmus.“

„So laß mich ausreden, unterbrich mich nicht. Sieh, meine vorgebliche Krankheit ist nur erdichtet — ich bin so gesund wie Du, aber ich mußte mich krank stellen, um hinter die Schliche eines gewissen Herrn zu kommen, dessen Aufführung Dir bisher noch keine Veranlassung gegeben hat, ihm Dein Vertrauen zu entziehen und ihn — mit einem Wort — aus dem Hause zu jagen.“

„Oho, Sibylle, er ist ja kein Hund!“

„Aber ein verrätherischer Mensch ist er, vollkommen geschickt und entschlossen, alle Deine im Stillen gehegten Familienpläne über den Haufen zu werfen und Dich eben so Deiner Tochter zu berauben, wie er Dich Deines Sohnes beraubt hat.“

„Was sagst Du da?“ rief der Baron, der endlich Feuer zu fangen anfing, obgleich seiner Schwester List und augenscheinlicher Groll gegen den Hauslehrer ihn widerlich anhauchte.

„So ist es, mein Lieber. Dieser Mensch, Herr Sohn mit Namen und vielleicht des Teufels Sohn, hat es verstanden, mit Hülfe seines glatten Gesichts,

seiner schwärmerischen Augen und gleißnerischen Worte, das Herz Deiner Sophie zu berücken, und sie ist so unverständig gewesen, sich mit ihm in ein geheimes Liebesverhältniß einzulassen."

„Sibylle! Mache mich nicht rasend — kannst Du das beweisen?"

„Ja, mein Bruder, ich kann es. Wie gesagt, ich stellte mich absichtlich krank, und dadurch gewann der Narr Spielraum, seine eifrigen Bewerbungen fortzusetzen und mit Deiner Tochter die Abendstunden zu verkosen, die dem Gebete geweiht gewesen wären, wenn ich unter ihnen geblieben wäre."

Der Baron hatte keine Worte mehr, aber sein Gesicht schwoll braunroth auf und seine Lippen bebten, so daß Sibylle ihren Triumph schon in diesen ihr bekannten äußeren Anzeichen wahrnahm.

„Ja," fuhr sie fort, „schon drei Abende hinter einander, während sie mich im Bette glaubten, haben sie sich auf dem Balkon im großen Saale ein Rendezvous gegeben, um über die Sterne und ihr eigenes künftiges Schicksal zu sprechen. Dort habe ich sie hinter dem zur Seite aufgestellten Schirme selber belauscht, und was ich da gehört, hat mir die Beweise der Schuld des Hauslehrers in die Hände geliefert."

Ein einziges übel gewähltes Wort in dieser Rede hatte den Baron wieder mit Zweifeln erfüllt.

„Rendezvous?“ sagte er. „Das klingt mir beinahe lächerlich. Sie sind ja den ganzen Tag beisammen, warum sollten sie sich denn noch ein besonderes Rendezvous geben?“

„Aber bei Tage sind sie nie ganz unbeachtet, Leopold — mein Gott, wie kann man so thöricht sein und das nicht einsehen!“

„Ereifere Dich nur nicht noch gegen mich! Daß Du den Hauslehrer nicht liebst, der mir und allen Anderen gefiel, weiß ich nur zu gut, und so kannst Du Dich auch jetzt in Deinem Eifer zu weit vorgewagt haben.“

„O, über die Männer!“ seufzte Sibylle mit gegen die Decke des Zimmers gerichteten frommen Lammesaugen. „Sie sind oft blind in ihrem Zorne, warum sind sie es auch, wo es die Ehre ihres Hauses und ihrer ganzen Familie gilt!“

„Komm zu Ende, ich habe das Ding satt. Liefere mir die versprochenen Beweise in die Hand und ich werde handeln, wie es die Ehre meiner Familie verlangt!“

„Gut, das will ich. Ich habe für Alles gesorgt. Heute Abend nach Tische laß die Beiden allein

— ich bitte Dich. Dann begieb Dich fort und schleiche hinter den Schirm, er wird an gehöriger Stelle stehen."

„Das gefällt mir nicht, Sibylle, ich bin kein Bravo, kein Spion!"

„Dann kann ich Dir auch die Beweise nicht liefern," — brummte Sibylle und wandte sich unwillig ab. „Wie," sagte sie plötzlich, sich auf dem Absatz herumdrehend, „wenn der brutale Mensch nun morgen mit Deiner Tochter auf und davon ginge, wie dann? Dann würdest Du toben und rasen, daß Dir — Dir so etwas geschehen konnte, dann aber wirst Du auch vergebens bedauern, meinen Wink nicht befolgt zu haben."

Der Baron biß sich vor Wuth auf die Nägel. Ihn in eine solche Lage zu bringen, war in seinen Augen ein Hochverrath an seiner Bequemlichkeit, seiner Trägheit, seinem genußreichen behaglichen Leben. Aber dennoch ergrimmte ihn fürchterlich eine solche Büberei, wenn sie wahr wäre, und er beschloß, seinen ganzen männlichen Zorn und seine ganze freiherrliche Macht über den Musikanten auszugießen, wenn er ihn auf so faulem Pferde betreffen sollte.

„Gut," brummte er, „ich werde thun, wie Du sagst. Aber Eins will ich Dir sagen: hast Du mich

diesmal getäuscht und höre ich mit meinen eigenen Ohren, daß dieser Sohn kein so verruchter Mensch ist, dann — dann verlässest Du selber mein Haus — ich bin der ewigen Quälereien und Aufhetzereien müde."

„Hoho!" lachte das böse Weib in ihrer ganzen abscheulichen Häßlichkeit, „Das sieht Dir ähnlich, Herr Bruder! Ja, ja, jag' uns nur Alle zum Teufel, und dann, dann bleib' mit dem sauberen Herrn allein im Hause, der Dir nicht allein Deine Frau verdirbt, son- auch Deine Tochter besudelt!"

„Sibylle! Du bist ein schlechtes Frauenzimmer!"

„Und Du ein Strohmann, vor dem keine Mücke Respekt hat — das ist mein letztes Wort heute — gute Nacht, Herr Baron!" —

Sibylle ging in das Nebenzimmer, wo Ursel sich in aller Stille auf die Lauer gelegt hatte. Der Baron aber, im Herzen zerschmettert, vor Wuth schnaubend, lief spornstreichs davon, um in seinem Zimmer über das Gehörte weiter nachzudenken und dann seinen Entschluß zu fassen.

Man war um den Abendtisch versammelt, zu dem der Baron nur mit Widerstreben gegangen war, nachdem er sich zum energischen Handeln gekräftigt hatte.

Er war daher still wie das Grab und, von seinem Gewissen gepeinigt, die schöne Tochter und den wackeren Mann, die in ihrem reinen Unschuldsgefühle so ruhig vor ihm saßen, an diesem Abend auf eine so hinterlistige Weise belauschen zu sollen, wagte er es kaum, einen Blick zu ihren harmlosen Gesichtern zu erheben. Diese, an des Hausherrn Einsylbigkeit gewöhnt, wenn er nicht in Weinlaune war, verhielten sich ebenfalls ziemlich still, endlich aber, um der Diener willen nicht ganz wortkarg dazusitzen, fragte Sophie ihren Vater, ob er ihnen heute Abend Gesellschaft leisten wolle, wenn sie Musik machten.

Der Baron, schon wieder halb unentschlossen, denn der sanfte und natürliche Ton seiner Tochter hatte ihn wunderbar betroffen, erhob sein Auge zu ihr, allein seines einmal gefaßten Vorsatzes eingedenk, sagte er halblaut und brummend: „Nein, ich danke, ich will noch einen Spaziergang auf's Feld machen, ich bin den ganzen Tag nicht im Freien gewesen."

„Es ist eine schöne Nacht zum Spazierengehen," nahm Joseph das Wort. „Wir haben Vollmond und die Luft ist so warm wie an einem schönen Maimittag."

„Vielleicht machen Sie auch noch einen Spaziergang?" fragte der Baron lauernd und mit schwer verhaltenem Grimm.

„Wenn Sie befehlen, daß ich Sie begleite, ja, herzlich gern.“

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören, ich werde allein gehen.“

Allein trotzdem er es sagte, ging er nicht. Er blieb immer noch sitzen, viel länger, als es seine Gewohnheit war. Es war ihm zu Muthe, als zöge ein bleiernes Gewicht ihn auf den Stuhl nieder, wenn er sich erheben wollte, und sein guter Engel raunte ihm zu, er müsse dem jungen Manne, der ihm heute Abend so redlich, so rein, so unbefangen wie nie erschien, eine Warnung zukommen lassen. Aber nein, er bezwang diese Regung wieder, seiner Schwester unheilvolle Saat hatte zu tiefe Wurzeln geschlagen und sein jähzorniges Temperament dürstete, an Einem von Beiden, an Sohn oder seiner Schwester, seine Wuth auszulassen.

Seufzend erhob er sich endlich, bot den Zurückbleibenden eine gute Nacht und ging davon wie ein im Rausche Wandelnder, obgleich er an diesem Abende keinen Tropfen Wein getrunken hatte.

Als er fort war, erhoben sich auch Sophie und Joseph, um sich in den großen Saal zu begeben, an den Flügel zu setzen und die Geige zur Hand zu nehmen. Etwa eine Stunde spielten sie in der gewöhn-

lichen Weise. Dann, als ob es sich von selbst verstände, legten sie ihre Noten fort und traten auf den Balkon, dessen Flügelthüren, wie die Abende vorher, durch Fräulein Sibyllens Fürsorge weit geöffnet waren.

Es ist Nacht. Nacht, du wunderbare, geheimniß- und bedeutungsvolle Hälfte des Lebens, düstere Kehrseite der Natur, wenn man sie mit oberflächlichen Augen betrachtet — Du bist oft unheimlich, trüb, dunkel wie der Tod — bist Du der Tod selbst? Nein, das bist Du nicht, Du bist erst recht das Leben, ein verdoppeltes, zehnfach potenzirtes Leben, denn unter Deiner unheimlichen düsteren Farbe, die nur der Mantel ist, der Deine unergründete Werkstatt bedeckt, keimt ungesehen und unbeobachtet das Leben in Millionen neuer Gestalten und Geschlechter hervor; gerade die Nacht ist das Geburtsfest von ungezählten Millionen von Wesen, Kräften und Ereignissen.

Aber heute war diese Nacht wenigstens nicht in dem ausgesprochenen Sinne unheimlich und düster, obgleich bedeutungs- und geheimnißvoll genug. Der Mond schwamm, wie das große Nachtauge Gottes, klar und hell in seinem flimmernden Aethermeere, und die kleinen Sterne, wie Engelaugen glänzend und lächelnd, funkelten in wunderbar himmlischer Pracht von den fernen Höhen hernieder. Meilenweit sichtbar lag

das fruchtbare Land geöffnet und in den Blättern der Bäume und den Gräsern der Flur wehte und lispelte süß der kosende Nachtwind.

Eine Weile stand das liebende Paar dicht neben einander und schaute mit jenem wonnevollen Schauer, der einen fühlenden Menschen immer durchbebt, wenn er Gottes Größe mit der Kleinheit der Menschen vergleicht, auf die Erscheinungen hin, die eine sternen- und mondhelle Nacht dem verständigen Auge zu bieten vermag. Noch schwiegen sie und blickten sich rings um in der weiten Fläche, denn noch wollte keine Sternschnuppe sich zeigen und als der Bote Gottes verkündigen, der ihnen die Kunde brächte, daß auch heute der Schöpfer der Welt ihrer liebend und wachend gedenke. Es fiel in der That keine und endlich nahm daher Sophie das Wort, indem sie leise seufzend den Arm Joseph's berührte und mit gedämpfter Stimme sagte:

„Wir warten heute vergebens, es will uns keine den Gefallen thun und uns einen Gruß bringen von dort oben."

„Da," sagte Joseph und deutete mit der Hand nach Westen hin, „da fiel eben eine — sie kam noch zur rechten Zeit, um unsere Erwartung nicht so ganz vergeblich sein zu lassen."

„Ich habe sie nicht gesehen, für mich ist sie also nicht dagewesen."

„Aber für mich, Sophie; ich nehme ihre Botschaft für uns Beide an."

„Ich möchte doch eigentlich wissen, woher diese Sternschnuppen stammen und wohin sie gehen, denn — mag die Wissenschaft sagen, was sie will, es befriedigt mich nicht und die Naturforscher sind ja selbst noch darüber uneinig."

„Das sind sie freilich, und viele Räthsel und Geheimnisse der Schöpfung werden selbst die klügsten von ihnen niemals lösen können, weil ihnen nur der menschliche Geist als Hülfe zur Seite steht, und er ist nur ein schwacher, kleiner Theil des großen Weltgeistes, der die Erde und alle diese Welten da über uns geschaffen hat."

„Joseph," sagte Sophie ganz leise und schmiegte sich dichter an seine Seite an, „ich bitte Dich, Du thust mir heute wieder den Gefallen nicht, Du vermeidest es, mich mit dem traulichen Du anzureden, um das ich Dich so oft gebeten habe. O, thu' es doch, wir sind ja allein und Gottes Sterne, wie Rachel sie nennt, dürfen es hören."

Joseph sann einen Augenblick nach, ehe er antwortete, dann sagte er in tiefem Tone, der hinläng-

lich bezeugte, wie besorgt seine Seele war: „Sophie, ich zwinge mich oft dazu, aber das kleine Wort will nicht recht über meine Lippen. Du bist immer noch in meinen Augen die Tochter meines Herrn, wenn auch in meinem Herzen das höchste, verehrteste, geliebteste Wesen auf Erden, und ich kann mich von dem Gedanken nicht loslösen, daß ich ein Unrecht begehe, welches einst schwer auf mich niederfallen könnte."

„Ich danke Dir, Du hast mich Du genannt, alles Uebrige ist mir jetzt Nebensache. Fahren wir nun fort, nach dem Himmel zu blicken und uns über jene Lichter zu unterhalten, die wir Sterne nennen und die doch, wie Du uns belehrt, Welten und größere Welten sind, als unsre kleine Erde ist. Joseph, thu' mir noch einen Gefallen: sieh, Du hast uns oft die Sternbilder genannt, ihre Größe, ihre Entfernung und ihr Verhältniß zur Sonne und Erde bestimmt, auch hast Du uns ihren Lauf beschrieben und warum sie jeden Abend an demselben Orte stehen und jeden Morgen in die Dunkelheit ihrer Himmel, oder eigentlich in das Licht des Tages zurückkehren — allein das hast Du selbst mir noch nicht gesagt, wie Du Dir die oberflächliche Gestalt derselben und die Wesen denkst, die darauf leben und weben wie wir auf der Erde. Bitte, sage mir Deine Meinung darüber, viel-

leicht ist sie auch mir klar und ich habe dann wieder einen schönen Gedanken mehr, in dem ich mit Dir übereinstimmen kann."

„Du hast Recht, Sophie, ich habe bisher noch nie darüber gesprochen und zwar deshalb nicht, weil es beinahe eine Glaubenssache ist und man seinen eigenen Glauben nie andren Leuten aufdrängen muß, da er so gut falsch sein könnte, wie der entgegengesetzte vielleicht richtig. Sieh, darüber weiß man eben nichts Bestimmtes, und der Wissenschaft stehen nur wenige Anhaltspunkte zu Gebote, darüber zu urtheilen, als höchstens nach Schlußfolgerungen, wie zum Beispiel: daß auf den wasserlosen Gestirnen Geschöpfe mit Organen leben müssen, die des Wassers entbehren können, und auf den in ewigem Eise starrenden Weltkörpern Geschöpfe, die der Kälte zu trotzen begabt sind."

„Ja freilich, aber ich möchte gern wissen, wie Du Dir die Auferstehung denkst, die Du doch, als etwas Unumstößliches, fest in Deine Ueberzeugung aufgenommen hast."

„Sieh, meine süße Sophie, es ist schwer, dergleichen unbestimmte Gedanken in verständliche oder unantastbare Worte zu kleiden, und ich spreche nicht gern aus, was man mit einem Hauche des Zweifels aus-

blasen oder mit dem Kopfschütteln des Unglaubens umwerfen kann."

„O, ich zweifle nicht und schüttele nicht den Kopf. Also, ich bitte Dich, wie denkst Du Dir die Umwandlung unsres Lebens, wenn wir von dieser Welt scheiden, um eine andere zu betreten?"

Joseph sann eine Weile nach, dann sagte er lächelnd: „Eine Auferstehung, im Allgemeinen und Großen, gleichsam eine Versammlung aller Derer, die einmal hier gelebt haben, in einem neuen, großen abgetrennten Raum — die glaube ich nicht und kann ich mir nicht denken. Vielmehr stelle ich mir vor — aber nimm es höchstens als einen Gedanken an, den ich mir eigentlich selbst jetzt erst im Einzelnen durchdenke — daß eine einzelne Auferstehung stattfindet, je nach der Reihe, wie wir sterben, das heißt, je nachdem der Geist, die Seele, das Göttliche des Menschen den menschlichen Leib verläßt und dahin zurückkehrt, woher er gekommen ist — zu Gott."

„Was heißt das? Das verstehe ich nicht — zu Gott! Denn Gott ist doch keine einzelne persönliche Größe, vielmehr ein das ganze All durchdringender, Weltenumfassender Geist."

„Gut; so will ich mich weniger biblisch und mehr wissenschaftlich ausdrücken. Ich denke mir unsre Erde

weder als den unbedeutendsten noch den bedeutendsten Planeten auf dieser Welt, er ist nur einer von vielen und mag etwa auf einer mehr oder minder hohen Stufe der Entwicklung der im Weltenraume schwebenden Weltkörper stehen. So glaube ich also, daß wir hier nicht zum ersten Male leben, sondern daß wir schon eine Reihe von Leben auf anderen Gestirnen, mit vielleicht weniger begabten Wesen bevölkert, im Laufe von Jahrtausenden durchwandert haben. Wenn nun unsere Seele unsern Leib verläßt, so verläßt sie mit ihm diesen Planeten und begiebt sich, d. h. schwingt, fliegt oder wie man sonst sich ihre Fortbewegung vorstellen will, zu einem andern Planeten, um in einer durch ihr Erdendasein geläuterteren Form in höherer Begabung in ein anderes lebendes Wesen überzugehen, welches mit den Organen begabt ist, die für den Planeten erforderlich sind, auf den man zufolge der göttlichen Bestimmung oder der Berechnung des allweisen Weltenbaumeisters gelangt ist."

„Das scheint mir zwar nicht so unmöglich und ich könnte mich wohl auch zu der Ansicht verstehen, wenn ich sie mir auch nach meiner geringeren Einsicht und nach meinen Gefühlen, vielleicht auch nach meinen Wünschen modele."

„Das thut jeder Mensch, natürlich, und keiner muß

so dünkelhaft sein, verlangen zu wollen, daß Jedermann glaube, was er glaube, und daß seine Ansicht die allein richtige sei."

„Wohin gelangen wir aber nach Deiner Ansicht zuletzt?"

„Zu Gott! Wirklich zu Gott!" sagte Joseph, freudig lächelnd.

„Du drückst Dich wieder biblisch aus — ich möchte den wissenschaftlichen Ausdruck hören."

„Ich habe und weiß keinen, wenn ich nicht sagen soll, daß ich glaube, daß wir auf die letzte, höchste Stufe der Vollkommenheit gelangen, ausgerüstet mit Sinnen und Organen, die im Stande sind, Gott selbst zu schauen, neben ihm auf seinem Wolkenstuhle zu sitzen und zu sehen, wie er richtet die Lebendigen und die Todten. Dann, Sophie, ja nur dann, wird es keinen Trennungsschmerz mehr geben, dann werden alle Seelen, die durch Gottes Rath zusammengeschlossen sind, ewig zusammen=bleiben, sie werden den Urquell aller Liebe trinken und es wird keinen Haß, keinen Neid, keinen Dünkel, keine Hinterlist, mit einem Wort Nichts mehr geben, was ihre Herzen auseinanderreißt."

„Ah, dort werden also auch wir verbunden sein, Joseph?"

„Ja, meine Liebe, dort wird es keine Väter mehr geben, die Edelleute sind und die einen Mann verachten und verschmähen, weil er arm, weil er nach menschlichen Begriffen von unberühmter Herkunft und nicht mit Kleinigkeiten ausgestattet ist, die leider hier auf der Erde viel gelten und oft über das Glück oder Unglück eines Menschen entscheiden; dort giebt es keinen Stand, keinen Rang, keinen Unterschied, dort sind wir Alle gleich, vor Gott und vor uns selbst, dort wird selbst kein Priester die Anmaßung besitzen, prahlerisch von sich zu sagen: nur durch mich wird Euer Bund ein geweihter sein — ha! ja, dort wird Gott allein, das höchste Wesen, der Urquell alles Daseins uns vereinen und wir werden nicht vergeblich um Erhörung unsrer Bitten zu flehen haben, da die Gewähr aller unserer Wünsche und Hoffnungen mit eine Eigenschaft unserer geläuterten Existenz sein wird." Amen.

„Welch köstliches Dasein muß das sein, Joseph, o wären wir doch erst dort! Ach, wie tröstend hast Du zu meinem Herzen gesprochen — aber die Zeit ist lang bis dahin — das hätte ich beinahe vergessen. Schade, daß mein Vater diese Worte nicht hören konnte, ich glaube, ja, ich bin gewiß, Du hättest sein Herz erweicht und er hätte —"

In diesem Augenblick geschah ein schrecklicher Schlag

hinter ihrem Rücken. Der Schirm, der unweit der Thür stand, wurde mit Gewalt an die Erde geworfen und ein Mann sprang hervor, der an der Seite der beiden erstarrten jungen Leute stand, ehe sie sich von ihrem tödtlichen Schrecken nur sammeln und erholen konnten.

„Höre auf mit Deinem Unsinn,“ schrie der Baron. „Dein Vater hat diese Worte gehört und sie haben sein Herz erweicht und seine Augen erhellt, auf eine Weise, daß er einen Buben entlarvt sieht, der unter der gleißenden, glatten Oberfläche eines unterwürfigen Hundes das Innere eines Wolfes verbirgt, der einem ehrlichen Manne das Herz seines Herzens raubt!“

„Mein Herr!“ rief Joseph, mit einer Gewalt gegen den Baron vortretend, daß dieser zwei Schritte zurückprallte. „Bedenken Sie Ihre Worte, ehe Sie sie sprechen, oder ich vergesse, daß Sie Derjenige sind, dem ich bisher mit Achtung, aber nicht mit knechtischer Ergebung oder wohl gar mit der gleißnerischen Miene eines unterwürfigen Hundes meine Dienste geweiht habe.“

Und er hatte seine Hand drohend gegen den Baron erhoben, der starr vor ihm stand und im bleichen Scheine des Mondes eher einer Bildsäule als einem lebendigen Menschen glich.

Da führte die beiden von ihrer Leidenschaft hingerissenen Männer das leise Weinen Sophiens in das beinahe vergessene Geleise der Sitte und des Herkommens zurück. Sie hatte sich dem Vater an die Brust geworfen und seinen Hals umklammert. „Mein Vater," schluchzte sie, „mein Vater, verzeihe ihm, er hat keine Schuld."

„Das ist nicht wahr, Sophie," rief Joseph Sohn, „er hat wohl Schuld, denn er war ein Mann und konnte sein Thun bedenken — ach, er hat es oft bedacht, wiewohl vergeblich, denn sein schwaches Herz war gewaltiger als seine starke Vernunft."

Unterdeß hatte sich der Baron gesammelt. Er rüttelte sich, wie ein Bär sich rüttelt, wenn er einen Menschen umpacken und erdrosseln will, und plötzlich eine ganz eigenthümlich ruhige Miene, die aber nur scheinbar war und seine innerlich kochende Wuth verhüllte, annehmend, sagte er kurz, derb und mit einer Würde, die er noch nie im Umgange mit Sohn hatte blicken lassen:

„Sophie, folge mir. Auch Sie, mein Herr, mögen mir folgen."

Er hatte seine Tochter bei'm Arm genommen und führte sie, von dem Hauslehrer auf dem Fuße gefolgt, mit sich fort. Er ging auf ihre Zimmerthür los.

„Hier," sagte er, nachdem er sie geöffnet, „tritt ein!" Und als Sophie weinend und schluchzend eingetreten war, schloß er hinter ihr die Thür zu, zog den Schlüssel ab und schritt mit dem ihm unbedenklich folgenden Joseph weiter.

„Jetzt habe ich mit Ihnen zu thun," sagte er, „folgen Sie mir auf mein Zimmer, ich habe einige Worte mit Ihnen allein zu sprechen."

Joseph, nicht wissend, was mit ihm geschehen solle, aber instinktmäßig ahnend, daß auch ihm irgend ein Ereigniß von Wichtigkeit bevorstehe, was mit seiner ferneren Existenz zusammenhänge, folgte mit stolzem Schritte, so heftig sein Herz auch in seiner Brust hämmern mochte. Als der Baron sein Zimmer erreicht hatte, trat er in dasselbe ein, und als nun auch der Hauslehrer darin vor ihm stand, schloß er die Thür fest zu und sagte mit schneidendem Tone, wie ihn Joseph nie, selbst in seinem höchsten Zorne nicht, von ihm vernommen:

„Mein Herr! Ich will nach dem eben Vorgefallenen nur wenig Worte mit Ihnen machen; Sie scheinen mir der Mann zu sein, eines Vaters Zorn zu begreifen, dessen Nachsicht und Güte gegen Sie und seine Kinder Sie nicht zu würdigen verstanden. Sie haben meinem Hause einiges Gute zugefügt, was ich

dankbar anerkenne, aber dafür auch viel Uebles, was ich bestrafen muß, um seine Widerholung für alle Zukunft zu verhüten. Nicht allein meinen Sohn haben Sie so schlecht geleitet, daß er wider meinen Willen mein Haus verlassen, nein, auch meine bisher so unschuldige Tochter haben Sie verführt, einem Gefühle nachzuhängen, das hier bei mir und Ihnen gegenüber am wenigsten am Platze war. Man hatte mir schon lange gesagt, daß Sie ein gefährlicher Mensch seien, ich habe es aber Angesichts Ihres guten Betragens nicht geglaubt, bis ich mich mit eigenen Augen und Ohren davon überzeugte. Gehen sie jetzt zu Ihrer göttlichen Urkraft da oben auf dem großen Planeten und lassen Sie sich dort copuliren mit Engeln oder Erzengeln — mir gilt das gleich — für jetzt aber leben Sie noch auf der Erde, wo es weniger nachsichtige und gütige Väter giebt, und stehen hier auf meinem Planeten, das heißt in meinem Hause, wo allein meine Urkraft gebietet. Mit andern und verständlicheren Worten gesprochen — Sie sind aus meinen Diensten entlassen und zwar auf der Stelle. Allerdings sind Sie auf drei Jahre für mich gebungen und ich fühle mich verpflichtet, Ihnen Ihr Gehalt für diese ganze Zeit zu zahlen, obgleich Sie es zehnfach verwirkt haben, aber ich will mich nicht in

das Gerede der Leute bringen lassen, als hätte ich Ihnen gegenüber geknausert, der Sie mir gegenüber so verschwenderisch mit Ihrer wissenschaftlichen Leuchtkraft gewirthschaftet haben. Sie werden hoffentlich auf diese meine Entschließung nicht viel zu erwidern haben?"

Jetzt war Joseph im Klaren, um was es sich handelte, und mit dieser Einsicht seiner Lage kam auch die ganze ursprüngliche Kraft seiner Selbstbeherrschung und des ihm innewohnenden Stolzes über ihn.

„Kein Wort, Herr Baron," sagte er, „es wäre nur Ueberfluß, mit Ihnen rechten und mein Verfahren in das einzig richtige Licht stellen zu wollen; nur bitte ich, die Summe Geldes für sich zu behalten, für die ich bei Ihnen nur verdungen war. Ich bitte mir mein Gehalt bis auf diesen Tag aus und weiter nichts."

„So — auch gut — wie Ihnen beliebt. Die Rechnung wird bald gemacht sein, da Sie erst am ersten Juli Ihre letzte Besoldung empfangen haben. Der Monat Juli macht sechszehn Thaler acht Silbergroschen, und vier Tage vom August dazu machen etwa drei Thaler — da sind sie."

„Nur zwei Thaler und einige Groschen — ich begnüge mich jedoch mit den Thalern!" Und er schob

mit einer entschiedenen Bewegung den geschenkten dritten Thaler zurück.

„Bitte, wir wollen nicht um Pfennige mäkeln. Doch gut — so weit sind wir, jetzt folgen Sie mir abermals."

Joseph Sohn, von dem wie eine Gewitterwolke plötzlich über ihn hereinbrechenden summarischen Verfahren wieder halb betäubt, erschüttert, aber nicht gedemüthigt und entwürdigt, erholte sich allmälig während des kurzen Ganges, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, wohin er nun geführt werden sollte.

Der Baron ging mit ihm nach seinem eigenen Zimmer, trat mit ihm in dasselbe ein, wo der Pudel seinem Herrn mit sichtbarer Freude entgegensprang, schloß auch hier die Thür zu und setzte sich gemächlich auf das Sopha.

„So," sagte er, sich mit innigem Behagen an der Verwunderung und Ueberraschung des entlassenen Hauslehrers weidend, „jetzt werde ich Ihnen schweigend Gesellschaft leisten, bis Sie — bis Sie alle Ihre Sachen eingepackt haben."

Joseph warf nur einen Blick auf das höhnisch lächelnde Gesicht und die gebieterisch ausgestreckte Hand des Barons und er hatte auch hier den kurzen Prozeß begriffen, dessen Opfer er war.

Da seine Koffer und Bücherkisten im Schlafzimmer standen und sein Kleider- und Wäschevorrath wohl geordnet war, so dauerte es kaum eine Stunde, bis das, unter geheimnißvollem Schweigen des gemächlich dabei sitzenden Barons unternommene Geschäft vollbracht war. Als es geschehen, stand Joseph still und sah schweißtriefend den aufmerksam ihn beobachtenden irdischen kleinen Herrgott an. „Ich bin fertig, Herr Baron," sagte er.

„Nun noch die Vögel!"

„O, die vergesse ich nicht — und meine Instrumente befinden sich im Musiksaal."

„Gut. Wollen Sie die Kisten nicht versiegeln?"

„Man wird mich in Ihrem Hause nicht bestehlen; die Sorge, darüber zu wachen, ist die Ihrige."

„Wohl! Wohin soll ich Ihnen morgen diese Gegenstände senden?"

Joseph stand abermals betroffen da — auf diese Frage war er nicht gefaßt gewesen. Da kam ihm ein Gedanke, den ihm ein guter Geist mußte eingegeben haben, und schnell sagte er, als wäre seine Antwort längst überlegt gewesen: „Senden Sie sie nach Downs-Castle, unter Lord Shorncliffe's Adresse."

Der Baron fuhr zusammen. Diese Antwort hatte auch er nicht erwartet und sich schon im Voraus an

der Rathlosigkeit seines Opfers geweidet. „Es soll geschehen," sagte er, „wie Sie wünschen, vorausgesetzt, daß Mylord Sie aufzunehmen bereit ist —"

„Das ist meine Sache; um Sie aber zu beruhigen, theile ich Ihnen mit, daß mich Seine Herrlichkeit längst in seiner Nähe zu haben gewünscht hat."

„So — ah, nun gut! Morgen früh werden Sie in Besitz Ihres Eigenthums sein. Jetzt nehmen Sie Ihren Hut und Stock."

Joseph hatte nach dem Vorangegangenen nichts Anderes erwarten können. Schon stand er an der Thür, blickte sich noch einmal in dem Gemache um, das ihm ein ganzes Jahr lang eine zweite Heimat gewesen, und folgte dann mit seinem aufmerksam neben ihm gehenden Hunde dem rasch voraufschreitenden Baron.

Dieser stieg die Treppe des Herrnflügels hinab, überschritt den Hof, die Brücke des Grabens, und — als er so weit vom Gehöft entfernt war, daß ihn Niemand mehr hören konnte, blieb er stehen und sprach mit brüskem, herrischem Tone folgende Worte:

„Bis hierher habe ich Sie geführt, mein Herr; Sie können, denke ich, zufrieden sein mit diesem ehrenvollen Geleite. Schauen Sie sich noch einmal um — das da, was hinter Ihnen liegt — ist mein Eigen-

thum, ich habe also darüber zu bestimmen, wer es mit mir genießen soll — das da, was draußen liegt, die ganze große Welt, gehört fortan Ihnen. Benutzen Sie es, wie Sie können, und damit — glückliche Reise! Ich wünsche Ihnen einen guten Abend, mein Herr!"

Joseph Sohn nahm, wie der Baron, höflich seinen Hut ab, aber zu sprechen vermochte er kein Wort, die Zunge klebte ihm am Gaumen, er hatte beinahe die Fähigkeit des Denkens verloren. Gleich darauf sich umwendend, schritt er in die sternenhelle Nacht hinaus, die groß, hehr und geheimnißvoll vor und über ihm lag.

Achtes Kapitel.

Ein Blick hinter den Vorhang.

Mechanisch, ohne Gedanken an das rückwärts, ohne Sinn für das vorwärts Liegende, schritt der so schnell wie eine Sternschnuppe vom Himmel zur Erde gefallene Hauslehrer von Brenkowitz seines Weges fort. Er sah nichts vor und um sich, er hörte nichts, nichts als das dumpfe Hämmern seines mit beinahe convulsivischer Heftigkeit gegen seine Brustwandung schlagenden Herzens. Immer weiter, weiter wandelte er so in der thauigen Nacht dahin, bis er Rachel's einstigem Lieblingsplatze am Bache gegenüber angekommen war und sich die Stelle anschaute, wo er früher so glücklich mit ihr gesessen hatte. Da erst überfluthete ihn eine nicht länger zurückzudrängende Gefühlswoge — laut aufseufzend, wie ein Mensch, der einer Todesgefahr entronnen, oder wie einer, der Al-

les, was er sein auf dieser Welt nannte, so eben im Schiffbruche verloren und nur das nackte Leben gerettet hat, nahm er den Hut ab, wandte sein Haupt gegen den sternenbesäeten Himmel, und mit thränenden Augen, die sein ganzes Weh ausströmen zu wollen schienen, sagte er ergeben und gleichsam mit gebrochener Kraft: „Vater da Oben — ich beuge mich! Du hast es gut mit mir gewollt und ich — ich habe mich nicht in mein Glück zu finden gewußt, daher muß ich jetzt die Strafe erdulden. Strafe mich also, wie ich es verdiene, ich empfange die Streiche mit ergebenem Herzen, mit zerknirschter, aber einsichtsvoller Seele!"

Als er diese Worte im leisen Gebet gesprochen, kam es wie Harfenton und Sphärenklang über ihn; sein Gehirn war wieder befreit von dem Drucke, er konnte wieder denken — aber ach! er konnte auch fühlen, was ihm geschehen war, und dieses Gefühl brach jetzt mit ungestümer Heftigkeit aus allen Schleusen seines Wesens hervor. Da lag vor ihm, in der von den Schatten der Nacht verdunkelten Ferne, halb hinter den Blättern der Bäume verborgen, das Schloß Brenkowitz, worin er so lange so glücklich und zufrieden gelebt hatte und aus dem er jetzt so plötzlich, so unvorbereitet auf diese Trennung, vertrieben

worden war. O, dieser eine Anblick genügte, ihn empfinden zu lassen, was er in dieser Nacht verloren. Verloren das Glück des Lebens, die Hoffnung der Jugend, die Zufriedenheit der Seele — und das ist Viel — Viel, selbst wenn man nicht einmal das irdische Behagen in Anschlag bringt, was mit diesem höheren Verluste verbunden war. „Sophie!" rief er schluchzend und streckte beide Arme nach dem fernen Gehöfte aus, „Sophie, ich gehe, ich muß gehen — verzeihe mir, daß ich Dich liebte und dieses Schicksal auch über Dich brachte, aber ich konnte nicht anders, ich mußte Dich lieben, denn Du schienst mir von Gott selbst gegeben, das Sehnen meiner unsterblichen Seele zu erfüllen. Jetzt lebe wohl, Geliebte meines Herzens — Gottes Sterne da oben bewachen und behüten Dich — ich bin nur ein armer, schwacher Mensch, ohne Kraft und Macht — ich kann Dich ferner nicht behüten. O, sei glücklich, sei ruhig und zufrieden mit des gebrechlichen Menschen Erdenloose, harre geduldig aus in diesem Leben, was wohl selten einem vom Weibe Gebornen ein Paradies gewesen ist, bis wir einst in jene lichten Höhen gelangen, wo wir Gott schauen und die Werke seiner Allmacht uns offenbar werden sollen.. Gute Nacht — gute Nacht!"

Er wollte gehen, aber er konnte nicht; seine Füße

waren wie an den Boden gewurzelt, seine Augen hingen thränenschwer an der im Mondenlicht matt schimmernden Ferne, und seine Seele konnte sich noch immer nicht losreißen von der Stätte, wo die zweite Hälfte dieser Seele athmete.

„Mein Gott, mein Gott!“ schluchzte er wieder, „ich kann ja nicht fort! Daß sie so fest mit meinen Lebenswurzeln verschlungen, daß sie so tief in meine Seele gegraben — wer hätte das gedacht, wer hätte es im Voraus gewußt! Ach, wie arm, wie unendlich arm gehe ich von hier fort, viel ärmer als ich gekommen bin, denn damals hatte ich doch Rachel, die ich mir selbst erworben — und jetzt, und jetzt — was habe ich nun? Das schmerzliche Bewußtsein, den Willen Gottes nicht verstanden zu haben, den er mir durch seine Fürsorge für mich verkündigt, das Bewußtsein, niemals wieder erreichen zu können, was ich jetzt hinter mir lasse. O, noch einmal gute Nacht für dieses ganze Leben — ha, welche Ewigkeit, die ich vor mir habe, denn ich bin noch so jung — und schon so zerschmettert, so jung, und schon so ganz und gar verlassen!“ — —

Als er so, in sich gekehrt, von aller Welt abgelöst und von keinem Menschen getröstet dastand, da war es ein thierisches Wesen, welches ihm Trost brin-

gen und verkünden sollte, daß er nicht ganz verlassen sei. Der kluge Pudel, der nicht wußte, was dieser späte Nachtgang und das lange Stillstehen auf einer Stelle bedeute, fing an ungeduldig zu werden. Er erhob sich auf die Hinterbeine, legte seine Pfoten an seines Herrn Schulter und versuchte seine Wange zu lecken. Diese thierische Zärtlichkeit wirkte elektrisch auf ihn. Er drehte sich nach dem Hunde um, umschlang ihn mit der Rechten und drückte ihn wie einen Freund an seine Brust. „Hektor," sagte er, „Du bist mir jetzt Alles — das willst Du mir vielleicht mit Deiner Liebkosung sagen. O, ich verstehe Dich und ich danke Dir. Komm, wir müssen weiter. Fort in die Welt, und die Welt ist groß — weiter vor in's Leben, und das Leben ist geheimnißvoll. Komm, mein Hund!" —

Mit raschen und energischen Schritten, wie die von kühnen Entschlüssen getragene Jugend sie so leicht wieder annimmt, wenn der innere Kampf ausgekämpft und das Bewußtsein des Nothwendigen sich zur That emporgerungen hat, wandte sich Joseph Sohn jetzt dem Ziele seiner Nachtwanderung zu. Ueber ihm leuchtete in voller Pracht der nächtliche Himmel, denn

der Vollmond erhellte seinen Pfad und die Engelaugen der Sterne schienen seinem Vorhaben ihre Zustimmung zuzunicken. Den ihm bekannten Weg rasch verfolgend, kam er nach halbstündiger Wanderung vor der Eingangspforte des englischen Parks an, und schon lag seine Hand an dem Ringe, den das Doggenmaul hielt, als er plötzlich inne hielt und noch einmal überlegte, was er thun wollte.

„Nein," sagte er zu sich, „ich will es lieber nicht thun, jetzt wenigstens nicht. Es ist Nacht — beinahe Mitternacht. Warum sollte ich die Schläfer stören, die so süß ruhen und keine Ahnung von meiner Noth haben, warum so spät noch Andre in Wallung versetzen, die nichts verschuldet haben? Es hat Zeit bis zum anbrechenden Morgen. Lord Shorncliffe ist überdies nicht zu Hause, und um mich nach seinem Aufenthaltsorte zu erkundigen und seinen Dienern irgend eine Ursache meiner Ankunft anzugeben, dazu gewährt der morgende Tag Zeit genug. Nein, bleibe ich für diese Nacht allein. Der Sturm in mir ist noch nicht bewältigt, und nur in Gottes freier Natur, die mir so oft Beruhigung und Kraft gebracht, will ich meinen Kampf auskämpfen. Die Nacht ist schön, die Luft milde, der Mond und die Sterne beleuchten meinen Pfad, und unter den gewaltigen Bäumen drüben

am Meeresufer ist Schutz gegen den Morgenwind, wenn er kühl über die Fluthen streicht. Dahin will ich gehen und meinen nächsten Tag mit dem Aufgang der Sonne beginnen, vielleicht flößt mir Gott einen Gedanken ein, der mich richtig steuern läßt auf dem dunklen Ocean des Lebens."

Gedacht, gethan! Er schritt sogleich den Weg am Parkgitter entlang und schlug die Richtung nach dem moosbedeckten Waldabhange ein, den wir früher mit den heiligen Hallen im sächsischen Gebirge verglichen haben. Noch war keine Viertelstunde verstrichen, so hatte er die Stelle erreicht, die ihm früher so lieblich erschienen, und hier, unter den vom Nachtwinde rauschenden Baumwipfeln, auf dem kühlen vom Thau angehauchten Moose suchte er sich eine Stelle aus, wo er die Nacht verbringen wollte. Bald hatte er sie gefunden und, athemlos vom raschen Gehen, einen Augenblick still stehend, gönnte er seinem glühenden Auge Rast, über das vor ihm liegende Nachtgemälde hinzuschweifen. Und schön, groß und gewaltig war es, was er sah und mit allen Sinnen in seine aufgeregte Brust einsog. Das Meer, von einer gelinden Ostbrise bestrichen, rollte seine schweren Wogen langsam auf und nieder, es athmete leise wie ein schlafender Riese, der sich ausruht von seiner Tageslast und

neue Kräfte sammelt, um die Mühen und Gefahren des kommenden Tages siegreich zu bestehen. Still war es und öde um ihn her, nur die ewig fluthende Brandung warf ihre Schaumperlen unermüdet über die langgestreckten Dünen und ließ ihr schauriges Nachtlied bis zur Höhe des Waldberges hinaufdröhnen. In den düster gefärbten Wasserfluthen glitzerte das funkelnde Mondlicht, dessen glührothe Riesenkugel langsam dem fernen Westen entgegenschwebte, aber auch die funkelnden Sterne sprühten ihr schwächeres Licht über die Wogen aus und in ihrer unergründlichen Tiefe spiegelten sich die kleinen Flammenblitze wider, welchen Gott der Herr ihren Sitz an dem blauen Gewölbe des Nachthimmels angewiesen hat.

Als Joseph dieses Bild in seiner ganzen hehren Pracht und Herrlichkeit betrachtete, fühlte er sich wunderbar ruhig werden; der unendliche Schmerz seiner Brust löste sich in weiche Wehmuth auf und sein Herz fing um so langsamer an zu schlagen, je klarer und deutlicher sich seine Gedanken in seinem Hirn erzeugten.

„In der Schöpfung ist Gott überall," sagte er sich, „warum sollte er also nicht auch in meiner Brust sein, die er ebenfalls geschaffen hat, ja, er ist auch in mir, wie er außer mir ist, und da bleibt er haften,

da wird er wirken, denn Gott verläßt die Kinder der Liebe nicht, da er selbst die unergründlichste Liebe ist."

Als er sich das gesagt und unzählige Male zu seiner inneren Kräftigung wiederholt hatte, ließ er sich gedankenvoll auf seinen Moossitz nieder, sein Hund kauerte sich dicht neben ihm zusammen und so wollten sie Beide die Morgenröthe des kommenden Tages erwarten.

Um die für den Verlauf unserer Erzählung höchst wichtigen Begebenheiten, die in den nächsten Kapiteln ihre Stelle finden werden, zu erklären, müssen wir unsern Freund hier verlassen und zu dem Tage zurückkehren, welcher auf Rachel's Abreise von Brenkowitz folgte und der einzige ganze Tag war, den sie in Downs-Castle verlebte, denn schon am nächsten Morgen ging sie mit ihrer Begleiterin nach dem Orte ihrer Bestimmung ab. Bis die Sonne, die Joseph erwartete, über das baltische Meer heraufsteigt, werden wir Zeit genug haben, dem Leser einen Theil des geheimnißvollen Schleiers zu lüften, der Lord Shorncliffe bis jetzt noch umgiebt, und die Ursachen zu erklären, die ihn nach Brenkowitz trieben und davon wieder zurückhielten, nachdem er einen scharfen Blick in die dortigen Verhältnisse geworfen hatte.

Es war Abend. Der Tag war sehr heiß gewesen und man konnte ein Gewitter voraussehn, da die Luft ungemein schwül war und dick und schwer über dem Meere lag. Von Norden her kamen gewaltige Wolkenschichten gezogen und breiteten eine trübe Färbung über den wallenden Seespiegel aus, dessen dumpfes Grollen bedrohlich klang und dessen sonst unabsehbarer Horizont sich eng zusammengezogen hatte, da eine nebelartige Dunstbank eine Meile in die See hinaus das Wasser mit der Luft zu einem undurchdringlichen Ganzen verband und die Strahlen des Mondes bedeckte, der, in seinen Regenmantel gehüllt, in melancholischer Abgeschlossenheit seinen einsamen Weg zog.

Auf dem Schlosse des englischen Lords lag eine elegische Stille, die der Trauer um einen so eben verschiedenen Todten glich, denn keine Bewegung, kein Ruf, kein lautes Gespräch ließ innerhalb der weiten Gemächer verrathen, daß ein reicher und vornehmer Mann mit seiner zahlreichen Hofhaltung darin seinen Aufenthalt genommen habe.

Aber nicht immer verhielt man sich in Downs-Castle so still; die Dienerschaft, die ihres guten Herrn Liebhaberei kannte und achtete, pflegte nur um diese späte Abendstunde sich stets in gewissen Schranken zu halten, da sie die sogenannte Musikstunde in sich schloß,

in der Seine Herrlichkeit es liebte, in vollster Abgeschiedenheit und Stille sich seinen Gedanken zu überlassen und sein Ohr den sanften Tönen zu weihen, die sein Cello wie kein andres hervorzuzaubern verstand.

Begeben wir uns denn in den bekannten Musiksaal und sehen wir, in welcher Stimmung sich Lord Shorncliffe selber befindet. Die Fenster, die von diesem Gemache aus nach der See führten, waren weit geöffnet und ließen den Blick frei bis zu den Wolkengebirgen schweifen, die sich vom Norden daherwälzten, so wie sie dem Gemurmel des Meeres Eingang gestatteten, das sich schwer über die Dünen wälzte und mit ungewöhnlich heftiger Bewegung an denselben brandete. Der Flügel, auf dessen Pult noch ein aufgeschlagenes Notenbuch lag, das von zwei dreiarmigen Wachskandelabern hell beleuchtet wurde, war geöffnet, der Platz vor demselben aber war leer, denn Rachel, die ihn bis vor Kurzem eingenommen, hatte sich mit Mrs. Barton verabschiedet und war früh zur Ruhe gegangen, um sich zu der bevorstehenden Reise zu rüsten.

Nicht weit vom Flügel auf einem Rohrstuhl sitzt Lord Shorncliffe, das Cello neben sich an einen Sessel gelehnt. Das mit Schildpatt und Perlmutter aus-

gelegte Notenpult vor ihm ist zur Seite geschoben, und in nachlässig zurückgelehnter Stellung schaut der Lord, dessen Figur sich heut' in einem kurzen Sammtrock stattlich ausnimmt, zum Fenster hinaus, um den heranziehenden Sturm zu beobachten, der von Schweden's Küsten her sich über Deutschland's Fluren zu wälzen droht.

Wenn der Lord, wie einst der Baron den Seinigen erzählt, melancholisch war und unter den traurigen Einwirkungen des englischen Spleens litt, so war er es nur, wenn er allein war, nicht wenn er sich unter Menschen befand, und das mochte ihm wohl Niemand verwehren, da er Niemandem hiermit Abbruch that. Auch war seine melancholische Stimmung nicht eine Folge des sogenanten Spleens, der eine natürliche endemische Gemüthsstimmung des unter den Einflüssen seines Klima's leidenden Briten ist, nein, sie war vielmehr das Resultat vergangener kummervoller Zeiten und trauriger Lebenserfahrungen, denen der edle Mann vor Jahren unterworfen gewesen war. Er war traurig, nicht weil er vergebens nach aufregenden Genüssen eines fremdartigen Lebens trachtete oder der genossenen Freuden seiner Jugend überdrüssig war, sondern weil er ein sehnsuchtsvolles Herz besaß, das, vergeblich nach Erfüllung seiner gerechtfertigten Wünsche

ringend, in seiner Einsamkeit und Abgeschiedenheit sich selbst verzehrte und außer sich keine Hülfe sah, das Weh seiner Seele zu lindern und den Schmerz zu besänftigen, der nun seit mehr als zwanzig Jahren an seinem Herzen fraß. Er hatte also ein Recht, traurig zu sein, denn er entbehrte des Lebens süßesten Genuß, die Theilnahme einer gleichgestimmten Seele und die Neigung eines Herzens, wie sie das seine in einer so lebhaften Fülle bewahrte, als wäre sie erst am vorigen Tage darin hervorgerufen worden.

So saß er träumerisch, den Kopf in die Hand gestützt, die heranziehenden Wolkenberge beobachtend und dem Gemurmel der schwer ziehenden Wogen lauschend. Die eben gehörte Musik hatte alle seine schlafenden Empfindungen geweckt und seine Sehnsucht nach einem fernen heißgeliebten Wesen von Neuem angefacht. Die Vergangenheit mit allen ihren Reizen und Hoffnungen war in ihm lebendig geworden und die öde Gegenwart ließ keinen Wiederhall derselben vernehmen.

„Wenn ich sie hätte," murmelte er halblaut vor sich hin, „hier neben mir hätte, wie sie da drüben in gleich öder Einsamkeit und Verlassenheit ihre traurige Jugend beklagt — ich gäbe mein ganzes Vermögen darum und sollte ich von vorn anfangen zu ringen,

zu hoffen, zu kämpfen. O Jugendtraum, o Jugendtraum, warum besuchst Du mich so oft und bringst mir doch niemals die Stunden zurück, wo ich der arme Emery Glandon und sie die noch ärmere Henriette von Bergen war. Aber still, still, still — verschließe diese Namen mit Deinen Träumen und Erinnerungen in Deine Brust, Emery, sie klingen nicht wieder in Wirklichkeit herauf, sie sind in des Lebens Wogen verschwunden, die erbarmungsloser sind als die Wogen des Meeres.

Ha! und nun die andere Nachtseite meines Lebens — o, ich bin doppelt belastet! — Diese Rachel, dieses Wunderkind, das ich nun mein nenne, um es mit meiner Liebe Brosamen zu füttern, wie hat sie heute durch ihr köstliches Spiel meine Seele bewegt und meine Erinnerungen aus ihrem langen Schlummer geweckt. Welches Feuer, welcher Reiz, welche Harmonie in ihren Tönen, wie in ihrer Sprache, wenn sie von ihrem Freunde, dem wackeren Joseph Sohn spricht! Schade, daß er nicht auch mein ist, ganz mein, und doch — ich kann ihn nicht jetzt schon aus seinen Verbindungen lösen, er ist auch da von Nutzen und wohlthätigem Wirken, wo er augenblicklich weilt, — Dieser Mensch — wunderbar! wenn ich mir sein Gesicht vor die Seele rufe, wie hat es mich gleich

von Anfang an erquickt, wie hat seine Stimme meinem Ohre so wohl gelautet — ist es nicht, als ob er mich lehren wollte, daß es wirklich Sympathieen auf Erden giebt, daß wir lieben können, ohne zu sehen, daß wir bewundern können, ohne zu hören? Wer ist er? — Ich muß mir immer diese Frage wiederholen und sie beantworten, wie er selbst es mir gesagt: er ist der Sohn eines armen deutschen Professors, in Enthaltsamkeit erzogen, in beschränkter Lage aufgewachsen, und doch, doch zu solch' einer seltenen menschlichen Vollkommenheit gediehen! Ich kann es mir kaum denken — ja, nein! o hätte ich einen Sohn, dann, dann — doch hinweg, ihr Träume, hinweg ihr Hoffnungen — quält mich nicht, erdrückt mich nicht, — halt! — Was ist das? Man klopft? Wer wagt, mich in meinem stillen Nachdenken zu unterbrechen? Herein!"

Der Lord, sein Haupt von seiner Rechten erhebend, schaute nach der Thür, um den Störenfried zu erspähen, der sich unberufen in seine Einsamkeit drängte. Er hatte in seinem tiefen Grübeln es überhört, daß schon vor einer halben Stunde ein Wagen auf den Hof gerasselt war und einen Gast gebracht hatte, den er heute und jetzt am wenigsten erwartete.

Die Falten der Portiere wurden langsam bei Seite gedrückt und herein trat ein kleiner grauhaariger

Mann von mäßigem Leibesumfange mit bescheidenen, wohlwollenden Mienen und einer Haltung, die bewies, daß er sich seiner untergeordneten Stellung Lord Shorncliffe gegennüber bewußt war, trotzdem dieser ihn lieb und werth hielt, wie selten ein Herr seinen Diener. Es war William Baxton, der langjährige Begleiter Sr. Herrlichkeit, jetzt sein Haushofmeister, und durch seine ein halbes Menschenalter erprobte Treue und Hingebung in den Rang seines vertrauten Freundes erhoben.

Kaum erblickte der Lord die ehrwürdige Gestalt, die noch in Reisekleidern hereintrat, so sprang er von seinem Sitze auf, schritt ihm lebhaft entgegen und verrieth schon durch diese Bewegung, daß ihm keine Störung willkommener sein könne als diese.

„William Baxton!“ rief er erfreut, „Du bist es, Du — und jetzt? Sei mir zehnfach willkommen! O, sprich, wo kommst Du her? Was bringst Du? Bist Du glücklich gewesen auf Deiner Reise?“

Und den Alten zu einem Sessel führend, der in der Nähe des seinigen stand, nöthigte er ihn halb mit Gewalt, darauf Platz zu nehmen, was der getreue Diener jedoch erst nach geraumer Zeit wagte.

„Ich danke, Mylord, ich danke für Ihren Bewill-

kommungsgruß! Ja, ich bin da und geraden Weges von England, unserm Vaterlande, komme ich."

„Von England? Was hast Du da zu thun gehabt?"

„Es machte sich nöthig, Mylord, Sie werden es gleich hören. Aber dennoch bringe ich nicht viel Neues und Gutes, denn im Ganzen ist auch diesmal meine Forschung — mißglückt!"

„Ah! Und von Thomas Morris keine Spur?"

„Ja, das ist das Einzige, was ich ausgerichtet habe und eben darum ging ich nach England. Hören Sie nur. Ich begab mich, wie Sie wissen, nach Göttingen, wo Sie Thomas Morris damals verlassen hatten. Ich forschte überall, wo er einst verkehrte, nach ihm, aber Alles, Alles war entweder verstorben oder verzogen, oder erinnerte sich seiner nicht mehr."

„Das alte Lied, William, es kann nach so vielen Jahren kaum anders sein. Weiter!"

„Allein endlich traf ich zufällig einen Landsmann, der einen Oheim in England besaß, den ich schon in jungen Jahren in Portsmouth kennen gelernt hatte; dieser Oheim, Rosmond mit Namen, sollte Kunde von Thomas Morris haben und so begab ich mich zu ihm nach Portsmouth, traf ihn zu Hause und hörte, daß er sich Ihres Freundes sehr wohl erinnerte."

„Ha! Gut! Weiter!"

„Er erzählte mir, daß — verzeihen Ew. Herrlichkeit — wie ich schon früher einmal anzudeuten mir erlaubte, daß Thomas Morris nicht der Gentleman wäre, den Sie einst in ihm kannten und liebten, daß er vielmehr ein leichtsinniger, verschwenderischer und herzloser Mann geworden, so daß er selbst ihm weder ein Vermögen, noch irgend etwas Anderes anvertrauen würde, wenn sich jemals die Gelegenheit dazu böte."

„Brachte er Beweise vor, Barton?"

„O ja, Beweise genug. Thomas Morris lebte in Saus und Braus und, wie Sie wissen, besaß er nichts als seine hundert Pfund jährlich, die er von seinem Vater geerbt, und die freilich, auf dem Festlande verzehrt, weiter reichten als auf englischem Boden, allein doch nicht genügend waren, um ein so verschwenderisches Leben zu gestatten, als er nach jenes Mannes Aussage geführt haben soll."

„Woher sollte er den Ueberschuß genommen haben, William?"

Der Alte schwieg und heftete sein Auge forschend auf das unruhige und betretene Gesicht seines Herrn.

„Woher kann er es anders genommen haben, als von den Geldern, die Sie ihm behufs der bekannten Zwecke pünktlich von England und Indien zusandten?"

„Hast Du auch dafür Beweise?"

„Leider nein, Mylord, diese Beweise fehlen. Aber ich komme jetzt zur Hauptsache, die ich nach langem Fragen von meinem Landsmann erpreßte. Thomas Morris hatte eine alte Verwandte, ich glaube seines Vaters Schwester —"

„Ha, das weiß ich, die hatte er."

„Ich weiß es auch, denn ich habe sie selbst bei ihm früher in Toyer-Hall gesehen. Diese Schwester nun soll irgend wo in Schottland leben und von ihm und seinen Irrfahrten wissen —"

„Wo, wo lebt sie, William? Das ist wichtig."

„Das konnte ich leider nicht erfahren, aber mein Landsmann versprach mir, Erkundigungen einzuziehen und dieselben mir hierher zu senden."

„Wenn das geschieht, müssen wir sogleich selbst nach Schottland gehen oder irgend einen gewandten und vertrauten Menschen, den Niemand kennt, dahin abschicken."

„Letzteres wäre bei Weitem das Beste, denn Thomas Morris, wenn er sich vor uns verbergen will, wird Sorge getragen haben, gerade uns seinen Aufenthaltsort zu verschweigen, und so würde seine Verwandte uns am wenigsten denselben verrathen."

„Du hast Recht. Ha! Wen aber senden wir?"

„Die geeignete Person findet sich vielleicht. Mein Gesicht ist der Alten gewiß bekannt, denn sie hat mich einige Mal gesehen, und Sie, trotzdem Sie Lord Shorncliffe geworden sind, befinden sich sicherlich bei ihr in eben so gutem Angedenken, wenn, was ich bestimmt voraussetze — mit Ihrer Erlaubniß — Thomas Morris ein Schurke war.“

Der Lord runzelte die Stirn, doch da er gegen des Alten Ansicht nichts Schlagendes vorzubringen wußte, sagte er nichts und begnügte sich, ungläubig den Kopf zu schütteln.

„Mag es sein,“ sagte er endlich. „Zuvörderst müssen wir die Nachricht von Deinem Landsmann abwarten. Ist er zuverlässig?“

„Ich bürge für ihn wie für meinen Bruder, bin aber der Meinung, daß wir, wenn diese Nachricht in vier bis sechs Wochen nicht eintrifft, jedenfalls einen Boten an ihn senden, um ihn zur Eile zu treiben.“

„Der Ansicht bin ich auch. Das wäre das Eine — jetzt zum Anderen.“

„Da werden Sie mehr zu erzählen haben als ich, Mylord.“

„Das habe ich — ja!“

„Aber es ist nichts Angenehmes — das sehe ich. Haben Sie gefunden, was Sie hier suchten — die

Ruhe — und hat die Einöde Ihr gequältes Herz so besänftigt, wie Sie gehofft hatten, als Sie sich in diese abgelegene Gegend zurückzogen?"

„Ach, William, wenn das Herz stürmisch bewegt und ohne allen Frieden ist, dann ist es einerlei, wo wir sind, ob in einem Paradiese oder in einer Wüste. Mit trostlosem Herzen sehen wir die Reize der schönsten Gegend und fühlen wir die Einsamkeit der wüstesten Einöde nicht. Erst unsers Herzens süßes oder herbes Gefühl drückt der Umgebung, in der wir leben, den Stempel auf. Darum bin ich überall, wo ich bin, gleich gestimmt, weil derselbe nagende Wurm an meiner Seele zehrt. So habe ich auch hier gefunden, was ich suchte, Du weißt es ja, denn nach jahrelangem Forschen erfuhren wir, wohin Henriette von Bergen vom Schicksal verschlagen, und da siedelte ich mich in ihrer Nähe an, um wenigstens die Luft zu athmen, die sie athmet, wenn sie auch meiner vergessen haben sollte."

„Haben Sie danach geforscht, Mylord?"

„Ja, William, und in dieser Beziehung bin ich zufrieden, denn sie hat mich noch nicht vergessen."

„Wie, das wissen Sie? Haben Sie sie gesehen?"

„Nein, das wäre gegen meine ganze Sinnesart. Aber nachdem ich sie mit meinen Kundschaftern um-

geben, habe ich Alles erfahren, was auf Brenkowitz vorgeht, und als ich erfuhr, daß Henriette krank sei und ihr Zimmer nicht verlasse, bin ich hinübergeritten und habe mir den Baron Haldrungen mit eigenen Augen angesehn."

„Das konnten Sie, Mylord? O, dann fließt Ihr Blut nicht mehr so ungestüm, wie es vor Jahren floß."

„Ich konnte es, denn das Nachdenken und der Jahre lang ununterbrochen wühlende Schmerz haben mir Kraft, Fassung und Ruhe gegeben, und kein Mensch, Einer vielleicht ausgenommen, ahnte, daß mich nicht das Ungefähr, sondern eine bedeutungsvolle Absicht nach Brenkowitz gezogen."

„Und was haben Sie daselbst erfahren?"

„Auch das verdanke ich diesem Einen, von dem ich Dir nachher erzählen will. Henriette ist, was sie war, das edle, still tragende, aber nur mit schwachen Kräften gegen das allgewaltige Schicksal ringende Weib. Die Noth — ja, die Noth, William, und verflucht sei Thomas Morris, wenn er sie verschuldet — und wahrscheinlich der Glaube, ich sei nicht mehr am Leben, oder wohl gar die Ueberzeugung, ich habe sie verlassen, um sie zu vergessen und zu erniedrigen — hat sie in die Arme dieses deutschen Barons getrieben,

der nicht weiß, daß er eine Perle in seinem Besitze hat, die ich ihm mit einer Million bezahlen würde, wenn er sie mir veräußern könnte."

„Und Sie lieben sie immer noch, trotzdem —"

„Trotzdem sie das Weib dieses Haldrungen ist, ja! Emery Glandon, William, liebt nur einmal in seinem Leben, und da er überzeugt ist, daß er eine Würdige und nur eine Unglückliche liebt, so liebt er sie eben so innig, wie vor fünfundzwanzig Jahren, da er sie verlassen, in Schmach und Jammer verlassen — und nicht wieder hat auffinden können."

Es entstand eine Pause Der Diener senkte den grauen Kopf, wie der Herr seinen blonden gesenkt hielt, und sann über das menschliche Herz nach, dem Gott so wunderbare Tiefen und Quellen der Liebe gegeben hat, daß sie nie zu ergründen, nie zu erschöpfen sind.

Endlich begann William Barton wieder: „Sie wollten mir von einem Menschen erzählen, der Ihnen über Frau von Haldrungen Aufschluß gegeben hat."

„Ja, Du hast Recht, das will ich jetzt. Wie lange bist Du in Downs-Castle, William?"

„Etwa eine halbe Stunde, Mylord."

„Hat man Dir nicht gesagt, daß mein Haushalt eine Person mehr zählt als früher?"

„Ja, Mylord, man hat es mir erzählt."

„Nun gut. Dieses junge Mädchen, welches morgen früh mit Deiner Schwägerin nach Berlin abreisen wird, um ihre Studien zu vollenden, ist eine eben so interessante Persönlichkeit, wie die, der ich sie verdanke. Denke Dir, ein armer Mensch, Joseph Sohn mit Namen, der jetzt drüben in Brenkowitz die untergeordnete Rolle eines Hauslehrers spielt, hat sich dieses Mädchens, als sie im Elend war, erbarmt, sie mit sich nach Hause genommen, ernährt, erzogen und den göttlichen Funken der Kunst in ihr angefacht, noch dazu einer Kunst, die ich über Alles liebe. Wie nennst Du eine solche Handlung?"

Der alte Haushofmeister lächelte. „Es war eine Handlung, Mylord," sagte er dann, „die, wenn sie noch zu vollbringen wäre und sich jetzt Gelegenheit, sie zu vollbringen, böte, ganz für Ihr eigenes großmüthiges Herz geschaffen sein würde."

„Genug! Du hast meine Gedanken errathen. Aber die Gelegenheit, hier Gutes zu thun, wie ich es immer so gern im Leben that, ist noch nicht vorüber. Ihr ehemaliger Lehrer und Erzieher, Joseph Sohn, hat sie mir übergeben und ich lasse sie auf meine Kosten ausbilden."

„Ah, nun errathe ich, wer jener Eine ist. Es ist der Hauslehrer selber.“

„Er ist es. Ein Mann, Barton, den ich wahrhaft stolz bin, in wenigen Stunden zu meinem Freunde gemacht zu haben. Leider ist er noch zwei Jahre an Brenkowitz gekettet und ich mag ihn auch dort nicht missen, da er der einzige Trost der unglücklichen Henriette ist; denn so lange er in ihrer Nähe verweilt, hat sie einigen Ersatz für alles ihr Fehlende; ich aber habe in ihm dort ein Herz, das mir wohl will und das ich befragen kann, wenn ich etwas zu wissen wünsche. Wäre er frei, so dürfte kein Mensch ihn sein Eigen nennen als ich — und er, gerade er wäre am meisten dazu geeignet, um nach Schottland zu gehen und unsere Spur weiter zu verfolgen, da er eben so gut Englisch wie Deutsch spricht, treu wie Gold und edel wie Diamant ist.“

„Schade, daß er nicht an zwei Stellen zugleich verwandt werden kann.“

„Es geht nicht, leider, nein! Doch genug hiervon. Morgen, William, gehe ich von hier fort. Ich will einmal wieder selbst nach Hannover und von da nach Berlin, um meine kleine Rachel zu besuchen. Du bleibst aber hier und ruhst Dich aus von Deinen Strapazen. Aber, Alter, ich verlasse mich auf Dich

— Du bist hier mein einziger Vertrauter. Begieb Dich vorsichtig von Zeit zu Zeit nach Brenkowitz, und was Du erforschest, Gutes oder Schlimmes, das berichtest Du mir. In jedem meiner Briefe werde ich Dir mittheilen, wo und wie lange ich mich an einem Orte aufhalte. In Hannover bleibe ich einige Wochen, in Berlin aber längere Zeit. Uebrigens lasse ich Dir unsern Francis hier; er ist ein gewandter Bursche, und wenn Du Dich nicht selbst in Brenkowitz umschauen kannst, so wird er seine Bekanntschaften dort benutzen und Dir von allem Vorgehenden Nachrichten geben. — Du willst gehen, Du bist müde, nicht?"

„Ja, Mylord, ich bin es und hungrig zugleich."

„Noch Eins, Barton. Vergiß nicht, was ich Dir von Herrn Joseph Sohn gesagt habe. Er besitzt mein Vertrauen. Ich habe ihn an mich gewiesen, wenn er in irgend eine Verlegenheit gerathen sollte. Sein jetziger Herr ist ein heftiger, jähzorniger Mann, und im Schooße seiner Familie gehen seltsame Dinge vor, von denen ich Dir ein andermal erzählen werde. Sollte der Fall eintreten, der junge Mann käme und suchte meine Hülfe nach — so hilf ihm, mit Allem, was Dir und mir zu Gebote steht."

„Und er sollte nach Schottland, für den Fall daß —"

„Ja, aber das sind nur Ideen, die wohl nicht zur Ausführung gelangen werden.“

„Schadet nicht — aber wenn ich ihn dahin schickte in unsrer Angelegenheit, wie weit könnte ich ihn einweihen in Ihre Geschichte?“

Der Lord besann sich. „O,“ sagte er, „dann schenke ihm volles Vertrauen. Er wird mich nicht täuschen und kann mir nicht schaden. Und um so ergebener wird er uns sein und um so unermüdlicher handeln, je tiefer er in mein Herz und das Herz meines Lebens blickt. Jetzt gute Nacht, Barton, gute Nacht!“—

Am nächsten Morgen in aller Frühe hatte Rachel und Mrs. Barton Downs-Castle verlassen, und etwa eine Stunde später war Lord Shorncliffe nach Hannover abgereist. Beinahe sechs Wochen aber waren verstrichen, ehe die Idee des Lords sich in Wirklichkeit verwandelte, und nun erst kehren wir wieder zu Joseph Sohn zurück, den wir in stiller Mitternacht am Strande der Ostsee verlassen hatten.

Neuntes Kapitel.

Joseph Sohn geht eine neue Lebenssonne auf.

Joseph Sohn hatte während der im Freien verbrachten Nacht keinen Augenblick wirklich geschlafen, nur bisweilen war er in eine Art Halbschlaf versunken, der mehr eine Erquickung der Seele als eine Stärkung des Leibes ist. In diesem Halbschlafe hatte er ein gewisses Traumleben geführt, wie es uns unbewußt überkommt, wenn unsre geistigen Fähigkeiten durch ein großes äußerliches Mißgeschick oder einen tief innerlichen Schmerz gewissermaßen gelähmt sind, aber noch so viel Kraft behalten haben, um die Erscheinungen des Lebens gleichsam in einer visionartigen Gestaltung aus sich selbst herausbilden zu können. Es entsteht in solchen wichtigen Lebensmomenten dann in uns oft das Gefühl, als wären wir auf einen hoch gelegenen Gipfel erhoben und besäßen das

Vermögen, mit einem Blick über die weite Fläche des vor uns liegenden vergangenen Lebens hinabzuschauen. Was wir nie vorher gesehn, sehen wir jetzt klar und rein wie im himmlischen Morgenlicht, was wir gewollt, gethan, gelitten — Alles, Alles ist vor unserm verklärten Auge aufgerollt, der geheimnißvolle Nebel, in den uns die Gewohnheit des Alltäglichen hüllt, ist verflogen und man wundert sich nicht mehr, daß alles Erlebte gekommen ist, wie es kam, sondern man fühlt sich überzeugt, daß es so und nicht anders kommen mußte. Wohl dem Menschen, der in solchen Augenblicken, die vielleicht das Spiegelbild eines höheren, potenzirten Seins sind, dann nur auf Thaten und Handlungen schaut, die er auch jetzt noch billigen und vertreten kann; aber es mag wohl selten so sein, denn wir haben Alle unsere Schwächen, begehen Alle Irrthümer, werden nur zu oft von unsrer irdischen Beigabe der Leidenschaft in die düster verschlungenen Pfade gelockt, aus denen das Labyrinth, welches wir Leben nennen, zusammengesetzt ist.

Die Vision, die in ähnlicher Weise Joseph Sohn umschwebte, war auch nicht rein von Flecken und Irrthümern, auch er sah ein, wo der Keim seines jetzigen hülflosen Zustandes lag. Sein Herz hatte gesprochen, wo es nicht sprechen durfte, er hatte sich einer zärt-

lichen Neigung hingegeben, die er an Werner getadelt, und so wunderte er sich nicht, daß auch ihm Etwas begegnet war, was ihm gestern noch schrecklich, heute aber ganz natürlich und sogar nothwendig für seine fernere gereinigtere Lebensbahn schien.

Gab er aber den Irrthum, den er begangen zu haben so fest überzeugt war, auf? Erkannte er Sophie ein für alle Mal für sich verloren? Gelobte er sich, sie zu vergessen und ihren Zauber nicht mehr auf sein wünschevolles Herz wirken zu lassen? Ach nein! Gerade weil er jetzt gedemüthigt, zerstückt, halb vernichtet war, faßte er den Entschluß, sich wieder ganz aus seiner Erniedrigung zu erheben und dann mit neuen Kräften und gesteigerter Anstrengung das bis jetzt Unerreichte zu erringen. So war denn seine Liebe am Morgen fast noch größer als am Abend vorher, mit eisernen Klammern hielt seine Seele die Verlorene umschlungen, und da er sie mit irdischen Mitteln zu erlangen nicht im Stande war, so rief er die himmlische Macht zu seinem Beistande auf, und in seinem Herzen erwachte die Hoffnung, es sei vielleicht doch noch möglich, aus dem eingegangenen Kampfe siegreich hervorzugehen und mit stählernem Willen alle die Hindernisse niederzureißen, die zwischen ihm und seiner Liebe lagen.

Wer hat nicht schon Aehnliches gedacht und empfunden, wer nicht ähnliche Pläne geschmiedet? Ach, das menschliche Herz ist immer und überall in Jedem dasselbe, voller Wünsche, voller Hoffnung, voller Erwartung, und wenn wir sie hier auf Erden nicht in Erfüllung gehen sehen, so tragen wir sie — so consequent sind wir wenigstens in unsren Hoffnungen — mit in die Zukunft hinüber, in jenes Reich, wo uns ja durch göttliche Offenbarung ein ewiger Friede, eine ewige Seligkeit verheißen ist! — — —

Es war kurz vor Tagesanbruch, als unser Freund aus seinem traumartigen Halbschlummer erwachte und zum Bewußtsein des Vorliegenden zurückkehrte. Er sprang auf, denn ein leichter Schauer durchfröstelte ihn, und augenblicklich erhob sich auch sein treuer Gefährte, reckte sich, gähnte und sprang dann an seinem Herrn empor, als wollte er ihm in Ermangelung eines anderen seinen Morgengruß darbringen.

Als Joseph durch ein paar rasche hin und hergethane Schritte seine Lebenswärme wieder erweckt hatte, erstieg er die höchste Spitze des Waldbergs, stellte sich unter die vordersten Bäume und warf einen Blick auf die See hinaus. Da fand er denn die Scene, die er in der Nacht geschaut, völlig verändert, obwohl kaum minder schön, wenn auch nicht so klar, wie

bei'm vollen Mondenschein. Die Wellen flüsterten leise, aber sie waren nicht mehr in ihr lichtes Sternengewand gehüllt, eine bleigraue Farbe hatte sich wie ein schützender Mantel über sie gebreitet und schien von den Schatten einer Wolkenwand herzurühren, die sich im Osten aufgebaut hatte, riesengroß, den ganzen Himmel vom nördlichen bis zum südlichen Horizont überspannend, wie ein ehernes, umpanzertes Ungethüm, das mit seiner bleiernen Wucht auf Land und Meer drückte. Allmälig aber und kaum wahrnehmbar veränderte sich diese Wolkenwand. Sich mehr und mehr in die Breite ausdehnend, nahm sie bedeutend an Höhe ab und an ihrem obersten, ausgezackten Rande zeigte sich ein mattgelber Streifen, der an Ausdehnung, Farbe und Gluth wuchs und schwoll, und endlich eine goldene Linie bildete, die sich nach ihren Enden hin in einen matt rosigen Schimmer verlor.

Als diese goldene Linie aber immer breiter und glühender wurde, begann es in den Blättern der Bäume zu flüstern und in den kleinen Wellen des Meeres zu rauschen, als würde dem Wasser und dem Land eine neue Mähr verkündet, der sie mit ihren Stimmen Beifall zollten. Und als trüge diese Mähr eine Schreckensbotschaft daher, so hatte sich der vor Angst im-

mer bleicher gewordene Mond plötzlich vom Himmel verloren und selbst die so hell flackernden Sterne erloschen allmälig, in die Tiefen des Himmels tauchend, der seinen blauen Teppich hehr und groß wie zu ihrem Schutze über sie hernieder fallen ließ.

Als Joseph diesen Vorgängen mit andächtigem Herzen eine Weile still gelauscht hatte, wandte er sein Auge wieder auf die Wolkenwand zurück. Sie hatte ihr düsteres, drohendes Ansehn verloren, war durchsichtiger, farbreicher geworden, und von dem goldenen Streifen, der sich gedehnt hatte und nach allen Richtungen gewachsen war, schossen über den obersten Rand derselben rosige Strahlen hernieder, die wie goldene Franzen über einen purpurnen Vorhang fielen und einen Anblick gewährten, daß Himmel und Erde darüber hätten jauchzen mögen.

Welches Geheimniß verbirgt dieser Riesenvorhang? Was bedeuten die rosigen, goldenen, zahllos emporschießenden Strahlen? Warum zittert das Meer und warum lispeln die Blätter, als flüsterten sie sich alle die Lösung eines göttlichen Räthsels zu?

O, wieviel Menschen mögen schon mit ähnlichen Gefühlen und Fragen zum Morgenhimmel emporgeblickt und von ihm, dem Allmächtigen, Erhabenes Verheißenden Hülfe erfleht haben, wie sie jetzt Joseph

in stillem Gebete von ihm erflehte! „O Vater im Himmel," sagte er, „Du lässest auch mir, dem Bedrückten, Verlassenen das Licht eines neuen Tages aufgehen, o wäre es auch mir, was es der ganzen Natur und allem Erschaffenen ist, das Licht eines neuen, glücklichen und fruchtbaren Lebens!"

Während dieses kurzen, aber aus innerster Seele hervorquellenden Gebetes hatte sich das himmlische Schauspiel abermals verändert. Das falbe Licht des Morgengrauens war in lichteres Violett und dann in Blau übergegangen, und hinter dem azurnen Grunde der Wolkenwand, die jetzt nur wie ein halbdurchsichtiger Schleier erschien, der das begehrte Schöne verbirgt, brach die Purpurfarbe des neugeborenen Tages hervor. Auch hob sich über dieses Schleiers Rand der erste Strahlengruß und über das wogende Meer schoß eine Lichtgarbe, Nähe und Ferne vergoldend, die wie mit einem Zauberschlage die Nacht in Tag verwandelte, denn Gott der Herr hatte auch heute wie ehemals gesprochen: Es werde Licht!

Und als es Licht und Tag geworden war, da wachte der Wald und das Meer ganz aus seinem ruhigen Schlummer auf, und die Sänger in Busch und Feld zwitscherten ihr Loblied empor und die Wellen des Meeres brodelten es wie im Triumphzuge

immer weiter nach Westen zu, von den erwachten Lüften dahin gejagt, ihren kalten Bewohnern verkündend, was über und außer ihm Großes und Herrliches geschah.

O Glanz, o Wonne, o mit Worten kaum zu beschreibendes Schauspiel, wer Dich einmal geschaut, wie ich so oft am nordischen Meere, welches zwischen den Inseln der skandinavischen Reiche wallt und wogt, der hat einen Blick hinter den Vorhang des größten Weltenschauspiels geworfen, und wenn er die Phantasie und den Glauben dazu besitzt, dann kann er sich vielleicht ein Bild davon entwerfen, wie erst der Sonnenaufgang jenes Lebens beschaffen sein muß, das uns die Wonnen des Paradieses, die Räthsel unsres Lebens, das Geheimniß der ganzen Schöpfung löst! —

Sprachlos, in bewunderndes Anschauen versunken, stand Joseph Sohn auf der waldigen Höhe und blickte hinunter und hinauf, wo Etwas zu erschauen war. Endlich war sie da, ganz und hehr, aber noch bleich und kühl von dem thauigen Bade des Meeres, aus dem sie emporgetaucht; bald jedoch wuchs sie an leuchtender Kraft und strahlender Wärme, und die bethauten Gräser neigten sich in ihrem perlenden Lichte, und die Lüfte kos'ten und taumelten wie berauscht von ihren zitternden Strahlen.

Erhoben und gekräftigt von dem nie erlebten Genuß, zu neuen Wagnissen und Kämpfen gestählt durch das göttliche Wunder, das der Mensch oft mit so gleichgültigen Augen betrachtet, schritt Joseph die Anhöhe hinab, um in dem brandenden Wasser seine heiße Stirn zu kühlen, das die spielende Woge jeden Augenblick frisch auf den Strand warf. Aber da überfiel ihn die Mahnung an seine menschliche Schwäche. Er fühlte einen nagenden Hunger und doch war es noch viel zu früh, die Wohnungen der Menschen aufzusuchen, bei denen er Labung und Beistand in seiner Verlassenheit zu finden gewiß war. So bezwang er sich denn, indem er sich die Hülfe wenigstens im Geiste vorstellte, die ihm noch fern war, und diese Vorstellung hat schon manchen Hunger gestillt, wie sie schon manche Thräne getrocknet hat. Ja, auch ihm, so sagte ihm eine innre Stimme, der er Vertrauen schenkte, würde die Hülfe zu Theil werden, aber noch ahnte er nicht im Geringsten, wie dieselbe beschaffen sein und wie weit sie sich erstrecken könnte, denn die Art und Weise, wie der Himmel hilft, ist uns Sterblichen ja immer verborgen.

Endlich aber näherte sich die Zeit, in der er, ohne zu stören, es wagen konnte, an die gastliche Pforte zu pochen, und so schlug er denn getrost den Weg an

der Umzäunung des Parkes ein, den er schon einmal unter günstigeren Umständen zurückgelegt hatte.

Das prachtvolle Thor, das zum Gebiete von Downs-Castle führte, war erreicht. Das Auge im bronzenen Doggenkopf, in dessen Maule der Ring zum Glockenzuge hing, sah ihn — so kam es ihm wenigstens vor — ermuthigend an, und rasch hatte er den Ring ergriffen und die Glocke erklang in kräftigen, weithin tönenden Schwingungen.

Diese Schwingungen aber klangen ihm heute ganz anders als früher, denn es ist wunderbar, welche verschiedenen Töne die Glocken haben, je nachdem unser Ohr, der Träger und Dollmetscher unsrer innersten Gefühle, dafür gestimmt ist. Wer hat nicht schon Aehnliches im Leben empfunden? Man sei nur achtsam auf das Glockengeläut, welches sich bei so verschiedenen Gelegenheiten vernehmen läßt. Dieselben Glokken tönen — es liegt nicht allein in der Art, wie sie in Bewegung gesetzt werden — das Trauer- und Feiergeläut, und doch, ein wie wunderbarer Unterschied liegt in ihren Tönen zu verschiedenen Zeiten. Klingt die Thurmglocke, spricht sie nicht ganz anders zu unserm Herzen, wenn sie an Wochen- oder Sonntagen ihre Stimme erschallen läßt? Lautet sie nicht viel feierlicher, herzerhebender am Christ- und Osterfest?

Woher kommt das? Weil unser Gemüth oft durch unbewußte innere Regung darauf vorbereitet ist, an diesen Tagen ein Fest zu begehen, weil das Herz des Menschen sich sagt: heute ist ein bedeutender, erhabener, feierlicher Tag, und dann das Ohr dieses Menschen bereits gestimmt ist, aus den Klängen der Glokken die feierliche Bedeutung herauszuhören.

Auch auf Joseph's feierlich gestimmtes Gemüth übte diese Glocke heute einen unwiderstehlichen Zauber aus, sie erweckte ihn völlig aus seiner innerlichen Versunkenheit, sie sprach ihm Trost, Kraft und Muth ein, wie sie so hell und freudig klang, und von frischer Hoffnung fühlte sich sein Herz berauscht, als sie endlich im Hause verklungen war, während sie noch lange dröhnend und seine Lebensgeister erhebend im Innern nachzitterte.

Der gesprächige Portier trat alsbald hervor und erkannte den frühen Besucher sogleich wieder, obwohl er ihn geraume Zeit nicht gesehen hatte. „Ah,“ sagte er, „Sie sind es, Herr Sohn, ich wünsche Ihnen einen guten Morgen. Was führt Sie denn zu so ungewöhnlicher Zeit hierher? Seine Lordschaft ist verreis't, das wissen Sie doch?“

„Ja wohl weiß ich, daß er verreis't ist, aber ich

vermuthe Jemanden hier, der mir seinen Aufenthaltsort nennen kann."

„Ohne Zweifel meinen Sie Mr. Barton, Sr. Herrlichkeit Haushofmeister — ja wohl ist der hier, aber er ist etwas unpäßlich."

„O dann liegt er wohl noch zu Bett?"

„Gott bewahre, Herr Sohn, Mr. Barton hat im Bett zu viel Schmerzen in seinem von Podagra geplagten Fuß, und so steht er sehr früh auf, um sich auf seinem Sessel umherrollen zu lassen. Da kommt Francis, der kann Sie gleich melden."

Francis, ein junger Mensch, mit treuherzigem Gesicht, dem aber eine gewisse Schlauheit aus den munteren Augen leuchtete, wollte sich so eben die Annehmlichkeit eines Morgenspazierganges bereiten, als er den Besuch am Thorgatter vorfand. Sogleich kehrte er um, schritt mit Joseph Sohn durch den Park und meldete ihn dann dem alten Freunde und Diener des Lords an, der bei allen Hausbewohnern von Downs-Castle in Abwesenheit desselben für seinen Stellvertreter galt.

Es dauerte nicht lange, so wurde Joseph in Mr. Barton's Zimmer geführt, welches nach Süden hin, also dem Parke zugekehrt lag, und da sah er denn den alten guten Mann in Decken gehüllt auf seinem

Rollsessel sitzen und mit neugieriger Miene den aus dem Munde des Lords ihm schon bekannten Hauslehrer von Brenkowitz erwarten. Kaum aber hatte er ihn in's Auge gefaßt, so stutzte der alte Mann sichtbarlich, und anstatt ihn mit freundlichem Willkommen zu empfangen, verharrte er in einem verlegenen Schweigen, was gar nicht in seinem mittheilsamen Wesen lag.

„Mr. Barton," begann Joseph seine Anrede, „ich wünsche Ihnen einen guten Morgen und bitte um Verzeihung, daß ich Sie so früh störe. Allein ich komme auf den Rath und Wunsch Lord Shorncliffe's selber, der mir sein Haus als ein Asyl bezeichnet hat, für den Fall, daß ich dessen bedürftig werden sollte."

„Ah! Wie? Sie — Sie sind Herr Joseph Sohn, der bei'm Baron Haldrungen in Brenkowitz als Hauslehrer lebt?" — Und der alte Mann starrte ihn nochmals mit unverholenem Staunen und höchlichst überraschter Miene an.

„Gewiß bin ich der — warum sollte ich es nicht sein?"

„Warum? Ja! Hm! Sehr wohl.. warum nicht? Aber, mein Gott, Mr. Sohn, was führt Sie so früh her und wie sehen Sie aus? Ihnen ist doch kein Unglück begegnet?"

„Allerdings, Mr. Baxton, und das ist der Grund, warum ich kam, Sie zu fragen, wo ich Seine Lordschaft zu finden vermöchte, denn er hat mich in gewissen Fällen auf seinen Beistand rechnen lassen und Sie mir als seinen vertrautesten Freund genannt, der in seiner Abwesenheit sein Stellvertreter sein würde."

„Ah wohl, Seine Herrlichkeit war zu gütig, ich bin nur sein Diener, obwohl auch sein Vertrauter — ja, ja — in jeder Beziehung. Eben darum treffen Sie mich auch nicht unvorbereitet auf Ihr Erscheinen, denn Mylord hat mir für den Fall, daß Sie hier einträfen, Verhaltungsmaaßregeln gegeben —"

„Wie? Verhaltungsmaaßregeln? In Bezug auf mich? Wie konnte er denn vorhersehn, daß ich kommen würde?"

„Freilich, das scheint Ihnen sonderbar, aber es ist es doch nicht, wenn Sie Mylord so genau kennten wie ich. Er hat nur den möglichen Fall angenommen, daß es Ihnen — nicht so recht gefallen würde in Brenkowitz, und daß über kurz oder lang die heftige Gemüthsart des Barons Ihnen einen Stuhl vor die Thür setzen würde — und dieser Fall, Mr. Sohn —"

„Ist in der That eingetreten, Mr. Baxton, und ich bewundere das Ahnungsvermögen Ihres Herrn."

„Unsres Freundes, sagen Sie nur getrost, junger Herr, denn auch Sie sind sein Freund, das hat er mir ebenfalls gesagt. O, wenn Sie diesen Freund ganz nach seinem edlen und guten Herzen würdigten, Sie würden sich glücklich schätzen, jetzt unter seinem Dache zu sein, anstatt so bleich und verstört umherzublicken, als ob Sie sich noch nicht in Ihre neue Lage finden könnten."

„Verzeihen Sie, ich befinde mich in der That nicht ganz wohl — ich habe die Nacht unter freiem Himmel zugebracht."

„Was? Unter freiem Himmel? Ist's möglich? O, dann ist mir Ihr Aussehn erklärlich, obgleich — aber halt! da weiß ich ein vortreffliches Mittel, Sie von Ihrem Unwohlsein zu heilen — ohne Zweifel haben Sie unter Gottes freiem Himmel mit den Vögeln des Waldes gespeist?"

Joseph lächelte matt — die neue Sonne schien ihm auch in diesem Zimmer zu leuchten — und nickte dem freundlichen Alten die Bejahung seiner Frage zu.

„Aha! Dachte ich mir es doch! Also zunächst ein Frühstück und dann alles Uebrige. O, Sie glauben gar nicht, wie ein gutes Frühstück die Lebensgeister eines jungen Mannes erfrischt und ihm Muth und

Selbstvertrauen wiedergiebt. Ich kenne das — und wollte eben auch frühstücken."

Er hatte kaum ausgesprochen, so erschien ein Diener und brachte auf einer großen Platte ein kräftig duftendes Frühstück herein, bestehend — nicht aus Thee, den hatte Mr. Barton schon vor zwei Stunden getrunken — sondern aus ein paar tüchtigen Beefsteaks, Eiern, Schinken, Käse, nebst Brod und Butter in Fülle.

„Mr. Barton," sagte der Diener, „Francis hat mich beauftragt, das Frühstück eine halbe Stunde früher zu bringen und die Portion zu verdoppeln."

„Francis ist ein sehr vernünftiger Bursche, David, sag' ihm das von mir. Nun aber, mein Sohn, bringe uns auch eine Flasche guten, sehr guten Bordeaux — verstehst Du?"

„Sehr guten Bordeaux, Mr. Barton, sehr wohl!"

Es läßt sich erwarten, daß Joseph zum Zulangen des so freundlich Gebotenen sich nicht nöthigen ließ, und in Wahrheit, Mr. Barton's Erfahrung erwies sich als überaus richtig, denn des Hungernden Lebensgeister stellten sich so bald und völlig wieder her, daß er kaum noch wußte, diese Nacht in keinem Bette se, schlafen zu haben.

„Hören Sie," sagte der Alte während des hei-

„es schmeckt mir in Ihrer Gesellschaft viel besser, als es mir allein geschmeckt haben würde, und auch mein Podagra macht sich weniger bemerklich, seitdem Sie hier sind. Nun freilich, Podagra ist eine sehr angenehme Krankheit — ich meine in Bezug auf das bisweilen plötzliche Aufhören ihrer Hauptsymptome. — Wie? Sie legen schon die Gabel hin? Sind Sie denn gesättigt?“

„Vollkommen, Mr. Barton! Ihr Rath war gut — ich fühle mich hinreichend gestärkt.“

„Nun, dann wollen wir ein Glas von diesem Bordeaux kosten. Es wird mir nichts schaden — meinen Sie nicht? Auf Ihr Wohl, Mr. Sohn!“

„Auf das Ihrige und das Sr. Herrlichkeit!“

„Versteht sich, auf das trinke ich immer. Aber nun — wie wäre es, wenn wir jetzt an unsre Geschäfte gingen? Wenn ich weiß, wie und warum Sie heute Morgen mit den Vögeln gespeis't, so bin ich vielleicht besser im Stande, Ihnen einen vorläufigen Rath zu ertheilen.“

„Ich bin sehr gern bereit dazu und will so aufrichtig gegen Sie sein, wie ich es gegen Mylord selber sein würde.“

„Bravo, bravo, junger Mann! Jetzt sprechen Sie eines [illegible]re. —“ Dabei lehnte er sich in seinen Ses-

sel zurück, faltete die Hände behaglich vor seinem Bauche und sah Joseph mit erwartungsvoller Miene an.

So erzählte denn dieser seine Erlebnisse in Brenkowitz, wie wir sie selber wissen, und zwar mit jener rückhaltslosen Offenherzigkeit, wie sie eine Haupteigenschaft seines Wesens war. Nichts verschwieg er, keinen vermeintlichen Fehler von seiner Seite, denn es kam ihm immer vor, als stände der Lord selber hinter dem Stuhle des alten Baxton, um ihn zur vollständigsten Beichte zu ermuntern.

Als er mit seiner Erzählung zu Ende war, hatte des Haushofmeisters Gesicht ein ganz andres Aussehn angenommen, es hatte sein schmunzelndes Lächeln abgestreift und, so zu sagen, seine Geschäftsmiene aufgesetzt. „So, so," sagte er ernst, bedeutsam den Kopf wiegend, „so also stehen die Sachen! Hm! Das war gemein, brutal, das sieht dem Herrn Baron ähnlich. Haha! So hatte ich mir's freilich nicht gedacht. Das werde ich doch dem Lord melden müssen und noch heute schreibe ich ihm, wenn Sie es mir gestatten."

„Ich bitte sogar darum; und verschweigen Sie ihm nicht das Geringste von meiner Handlungsweise, so viel Schatten Ihnen auch darauf zu liegen scheinen möge."

„Bei Leibe nicht, ei, wie werde ich ihm nur ein Wort verschweigen! Was denken Sie! Das ist Alles für ihn höchst interessant. Aber nun, was werden Sie thun?“

„Ich werde geduldig abwarten, was Seine Herrlichkeit zu meinen Verhältnissen sagt und welchen Rath er mir ertheilt.“

„Ah, das versteht sich von selber, aber das meinte ich nicht. Ich meinte vielmehr, was Sie in Bezug auf Brenkowitz thun wollen?“

„Wie? Was meinen Sie? Was könnte ich in dieser Beziehung thun?“

„Wie? sage auch ich. Sie wollten Nichts thun? Sie — ein junger hoffnungsvoller Mann? Wollen Sie die junge Dame in ihrer Wehmuth da sitzen lassen, ohne sie zu trösten, zu ermuthigen? Denken Sie nur, in welcher Angst und Sorge sie schweben mag, nicht zu wissen, was aus Ihnen geworden ist und wohin Sie sich wenden werden, abgesehn davon, daß die Baronin, die edelste der Frauen, mit in ihren Kummer verwickelt ist.“

Joseph schoß das Blut in's Gesicht. Er schöpfte schon wieder neue Hoffnung; der Alte erschien ein erfahrener Mann in ähnlichen Verhältnissen zu sein, und doch war er noch viel mehr als das, er war ein

herzensguter, zartfühlender und seinem Herrn in vielen Punkten gleichender Ehrenmann. „Was meinen Sie denn, was ich thun sollte?“ fragte Joseph zaghaft und doch vertraulich.

„Ei, da ist ja nur ein Ding möglich. Sie gehen sogleich auf Ihr Zimmer, das ich Ihnen anweisen lassen werde, und schreiben einen erklärenden Brief an das Fräulein und ihre Mutter. Was darauf folgt, müssen wir abwarten.“

„Einen Brief? Wie soll ich denn den aber bestellen?“

„Dafür lassen Sie mich sorgen. Abgemacht! — Wo würden Sie gerne wohnen?“

„In einem hochgelegenen Zimmer, wo möglich mit der Aussicht auf die See.“

„Ganz mein Geschmack, wenn ich kein Podagra hätte. Das sollen Sie haben, gerade über Sr. Herrlichkeit sollen Sie wohnen.“

Er schellte. Ein Diener trat ein und empfing die nöthigen Befehle. Ehe derselbe aber wieder ging, um sie auszuführen, meldete er, daß ein Bauer mit einem Wagen so eben die Sachen Mr. Sohn's gebracht habe.

„Aha! Der Herr Baron ist eben so zeitig wach, wie wir. Hat der Bauer sonst nichts bestellt?“

„Kein Wort, Mr. Barton. Er sagte nur, der Herr Baron hätte befohlen, die Koffer und Kasten Mr. Sohn's bei'm Pförtner abzugeben. Darauf ist er sogleich wieder fortgefahren.“ —

Eine Stunde später war Joseph Sohn in einem höchst wohnlichen und verhältnißmäßig sehr kostbar ausgestatteten Zimmer, das eine prachtvolle Aussicht über die See hin bot, eingerichtet, und nachdem er es sich in jeder Weise bequem gemacht, setzte er sich sogleich nieder, um die von Mr. Barton angedeuteten Briefe zu schreiben, ein Unternehmen, welches sein volles Herz bedeutend erleichterte, ihm sogar ein namenloses Glück bereitete, da er es nicht für möglich gehalten hatte, so schnell eine Verbindung mit Brenkowitz wiederherzustellen, wie sie jetzt erfolgte. Der Baronin enthüllte er sein ganzes Herz, erzählte die am vergangenen Abend vorgefallenen Begebenheiten und sprach die Hoffnung aus, durch den so plötzlichen Austritt aus ihrem Hause nicht zugleich ihre Achtung nnd Theilnahme verloren zu haben. Auch dankte er ihr aus vollster Seele für alle Güte und Freundlichkeit und versprach sich derselben stets und überall würdig zu erweisen.

Ungleich leichter noch wurde ihm die Abfassung des etwas langen Schreibens an Sophie. Ach, es war der erste Brief der Art, den er in seinem Leben schrieb, und es war ihm schmerzlich genug, daß sein erstes schriftliches Liebesgeflüster eine so traurige Grundlage haben mußte, wie sie ihm hier durch des Schicksals Willen zu Theil geworden war. Mehr, weit mehr, als er der Geliebten je mit hörbaren Worten gesagt, sagte er ihr jetzt mit der Feder, denn er fand es ungleich leichter, sein Herz auf diese Weise auszuschütten und von seinen Hoffnungen zu reden, als er es Auge in Auge zu sagen gefunden hatte. In diesem Briefe auch beschrieb er seinen Empfang in Downs-Castle, seine Wohnung, die Güte des Lords und was ihm seine augenblickliche Stimmung sonst noch an Trost und günstigen Erwartungen von der Zukunft eingab.

Zuletzt schrieb er auch an Rachel einige Worte und benachrichtigte sie von seinem Aufenthaltswechsel, wobei er sie indeß mehr errathen ließ, als daß er es mit deutlichen Worten sagte, welche Ursache demselben zu Grunde liege.

Als er diese Briefe zu Mr. Barton hinuntertrug, fand er ihn vor dem Schreibtisch sitzen, beschäftigt, seinen bereits beendigten Brief an Lord Shorncliffe zu siegeln. Rasch schrieb er einige herzliche Grüße

darunter und kündigte sich als unfreiwilligen Bewohner seines Hauses und als dankbaren Schützling seiner Gunst an. Bald darauf trug ein reitender Bote diesen Brief nach dem nächsten Postamte, und Mr. Barton nahm das Packet, welches nach Brenkowitz bestimmt war, in Empfang, um Francis den Auftrag zu ertheilen, es in die rechten Hände abzuliefern, ein Auftrag, der ganz geeignet war, den schlauen Diener mit freudigem Stolze zu erfüllen, und den er um so leichter in's Werk setzen konnte, da er bereits oft in geheimen Aufträgen Mr. Barton's auf dem Nachbargute gewesen war und daselbst mit Valentin Verbindungen angeknüpft hatte, wie sie unter vertrauten Dienern bekannter Familien so leicht geschlossen werden. Schon am Nachmittage desselben Tages hatte er sich auf den Weg gemacht, um seinen Auftrag auszurichten, und als es dämmerte, brachte er die willkommene Botschaft zurück, daß Valentin den Brief insgeheim empfangen und an seine Adresse befördert habe. So konnte man denn mit dem Anfang dieser geheimen Unternehmung zufrieden sein und jetzt erst fühlte sich Joseph frei von allen Aengsten und Besorgnissen, da er die Hoffnung hegen konnte, bald auf irgend eine Weise mit einer Erwiderung seines Schreibens beglückt zu werden.

Allein, wenn er diese Erwiderung umgehend erwartet hatte, so sah er sich bitter getäuscht, denn drei ganze Tage waren schon verflossen und noch hatte er nicht die geringste Botschaft aus Brenkowitz erhalten. Schon am zweiten Tage gegen Abend fühlte er sich von neuer Beklommenheit bedrückt, und nach Verabredung mit Mr. Barton, der fast den ganzen Tag sein Gesellschafter gewesen war, schlich er sich, als die Schatten der Nacht seine Schritte verbargen, in die Nähe des Gutes, um wenigstens aus der Ferne den Aufenthaltsort der Geliebten zu betrachten. So unterhaltend und angenehm aber eine solche Betrachtung in der Regel ist, Joseph fühlte keine große Beruhigung dabei, vielmehr setzte sich sein Herz wieder in stürmischere Bewegung, als er das Haus von ferne sah, worin er so glücklich gewesen, und an den erleuchteten Fenstern erkannte, daß man sich im Versammlungssaale befinde. Musik aber, so eifrig er lauschte, hörte er nicht, ach! wer sollte sie auch hören lassen? Niemand war ja in dem großen Schlosse, der dazu aufgelegt sein konnte.

So kehrte er nach mehrstündigem Harren und Verlangen langsam nach Downs-Castle zurück, und sein schweigsames Wesen verrieth dem aufmerksamen Mr. Barton zur Genüge, wo seine Seele sich tum-

melte. Nichtsdestoweniger studirte ihn der alte Haushofmeister, wie man ein Buch studirt, und es waren noch nicht die erwähnten drei Tage verstrichen, so erklärte er sich selbst für befriedigt und stimmte im Geiste mit der schnell erwachten Neigung des Lords überein, da er sich überzeugt zu haben glaubte, daß dieselbe auf keinen Würdigeren hätte fallen können, als auf diesen edlen jungen Mann, dessen Gesicht in manchen Momenten einen Ausdruck zeigte, von dem Mr. Barton selbst nicht wußte, was er dazu sagen solle, da er ihm bald bekannt und bald wieder ganz fremd vorkam, je nachdem Joseph von inneren Empfindungen heftig bewegt war oder nicht. Wenn er ruhig vor sich hin schaute, las oder gemächlich sprach, erschien ihm dies Gesicht vollkommen fremd, war er aber lebhaft erregt, so leuchtete eine Flamme aus seinen Augen und prägte sich ein Zug um den geschlossenen Mund aus, der dem Alten wie eine bekannte Erscheinung vor der Seele schwebte, aber nie so klar oder so entschieden wurde, daß er mit Bestimmtheit hätte sagen können, da und dort habe er dieselbe schon einmal gesehen. —

Es war am vierten Tage nach Joseph Sohn's Ankunft auf Downs-Castle, als er in der Abenddämmerung am Fenster seines hochgelegenen Zimmers

saß und auf das ruhende Meer hinausblickte, über dessen Oberfläche Tausende von Seevögeln flatterten und in spielender Lust sich die Zeit vertrieben. In einen trüben Gedankengang über den Lauf der menschlichen Schicksale vertieft, der ihn in einsamen Stunden jetzt so häufig besuchte, überhörte er das Klopfen an seiner Thür, bis es sich stärker wiederholte und auf seinen Ruf Francis eintrat, um mit verschmitztem Lächeln zu melden, es sei ein Fremder angekommen, der Mr. Sohn zu sprechen wünsche.

„Ein Fremder? Zu mir? Wer ist es?"

„Das will er ihnen selbst sagen und Sie werden Freude davon haben, glaube ich."

„So mag er sogleich kommen!"

Kaum hatte er es gesagt, so stürzte der alte Valentin aus Brenkowitz herein, der die Zeit nicht erwarten konnte, seinen prächtigen jungen Mann, wie er ihn nannte, nach der so unvorhergesehenen Trennung endlich wiederzusehen.

In der That war die Begrüßung von beiden Seiten gleich herzlich und Valentin's Freude kaum so groß wie Joseph's, da er den treu bewährten Diener erblickte, der sein und Sophiens Vertrauter geworden, wie er schon lange auch der der Baronin gewesen war.

„Gott sei Dank!“ rief der ehrwürdige Alte, nachdem er sich durch einige herzliche Worte Luft gemacht, „daß ich Sie so munter und gut untergebracht wieder finde. Ach, Herr Sohn, wieviel Thränen sind Ihretwegen geflossen! Wenn Sie die gesehn und alle die Seufzer gehört hätten, die ich gehört, Sie würden so erweicht und trostlos geworden sein wie ich, der ich mich nicht enthalten konnte, auch ein paar recht von Herzen auszustoßen.“

„Ich danke Dir, Valentin, ich danke Dir herzlich für Deinen Besuch. O, Du kannst mir nichts Schlimmes bringen. Aber auch ich habe Thränen vergossen und Seufzer ausgestoßen, in Fülle, mein alter Freund!“

„Das läßt sich wohl denken, ach ja, mehr wie zu viel.“

„Aber nun erzähle mir Alles, was Du weißt, und dann sage mir Deine Botschaft, denn Du hast doch gewiß eine für mich?“

„Na das versteht sich! Ob! Also erzählen soll ich? Nun wohl. Ja, womit fing es an,“ sagte er und besann sich, da ihm wohl Vielerlei durch den Kopf schwirren mochte — „richtig, ich hab's, mit Ihrem Verschwinden fing's an. Das war eine schöne Ueberraschung am nächsten Morgen. Kein Mensch wußte etwas davon, bis ich um sechs Uhr zu dem

Herrn Baron gerufen wurde und den Befehl erhielt, Ihre Sachen hierher schaffen zu lassen. Ich wollte sie selbst bringen, aber da hätten Sie den giftigen Blick und die Wuth vom gnädigen Herrn sehen sollen! Na, da wußten wir Alle, was die Glocke geschlagen hatte, und Jeder verkroch sich so gut mit seinen Gedanken, wie es ging, denn angenehmes Wetter gab es an diesem Tage nicht viel. Schon um acht Uhr kam der Herr Baron zu seiner Frau und führte da keine üble Komödie auf, das kann ich Ihnen versichern. Bis auf den Hof hinaus hörte man ihn toben und schreien, und im Zimmer war nichts als Weinen und Wehklagen. Was da nun für Worte gefallen sind, das weiß ich nicht und will ich nicht wissen, genug, der Sturm war orkanartig, und um neun Uhr schon warf sich der Baron auf ein Pferd und jagte davon, um erst spät in der Nacht mit leeren Taschen und dickem Kopfe wiederzukommen."

„Wieso mit leeren Taschen — was meinst Du damit?"

„Das will ich Ihnen nachher erklären, denn heute muß endlich die Wahrheit an den Tag, ich habe es mir gelobt. — Aber was Brenkowitz anbelangt — den ganzen Tag, der auf Ihre plötzliche Abreise folgte, kam die Frau Baronin und Fräulein Sophie nicht

zum Vorschein, sie beriethen sich im Stillen und weinten sich aus, so viel ist gewiß. Ueberhaupt war es im ganzen Hause sehr still, als ob ein Gewitter in der Luft schwebte; nur das gnädige Fräulein rumorte herum, als hätte sie den Teufel ausgetrieben und müßte nun alle Spuren abwischen, die er zurückgelassen hatte. Jeden, der ihr zufällig in den Weg kam, sah sie dabei lächelnd und triumphirend an und theilte auch doppelte Portionen Bier und Kaffee aus, aber kein Mensch hat einen Bissen davon angerührt, als die verfluchte Jakobine, die sich gerühmt hat, Sie und Fräulein Sophie alle Abende auf dem Balkon belauscht zu haben."

„Ha! Also das weiß man?"

„Man weiß Alles, bester Herr Sohn, sogar daß Sie Fräulein Sophien lieben und Fräulein Sophie Sie wieder liebt, und daß Sie deshalb aus dem Hause gemußt bei Nacht und Nebel, und daß nun Fräulein Sophie wohl sterben würde, wenn sie nicht zu ihrem Schatze käme. Ach, Herr Sohn, geben Sie sich alle Mühe, recht reich zu werden, und heirathen Sie dann das Fräulein frisch weg, denn in dem Hause gedeiht Nichts, auch sie geht zu Grunde, wenn sie nicht bald in andere Luft kommt. Das hat sie auch gerade heraus den folgenden Tag ihrer Tante

in's Gesicht gesagt, als sie zu Tische kam, und daß sie allein an der üblen Wirthschaft schuld sei — aber es würde dennoch Alles anders kommen, als die bösen Menschen eingebrockt, denn Gott hätte auch noch Augen und er würde in Zukunft entscheiden, wer Recht und wer Unrecht von ihnen gethan."

„So — das hat sie ihr gesagt?"

„Das und noch viel mehr, Herr Sohn."

„Aber die Baronin, was hat die gesagt?"

„Kein Wort, wenigstens hat kein Mensch eins aus ihrem Munde gehört; sie hat ihr Zimmer noch nicht verlassen und nur mit Fräulein Sophie sich unterhalten. Sie soll auch immerfort weinen, sagte mir Doris, die sie öfter als ich gesehn und — und das gnädige Fräulein hat in ihrer funkelnagelneuen Wuth der Jakobine gesagt, daß sie ganz recht thäte, über sich zu weinen und sich zu schämen, weil sie in ihrem Alter noch einem so jungen Mann nachlaufe, wie Sie sind."

„Was? Das hat des Barons Schwester der Jakobine gesagt?"

„O, noch viel Schlimmeres, was ich gar nicht wiedererzählen mag." —

„Nun sprich nur weiter, Valentin, ich höre ruhig zu, siehst Du, denn was ein böser Verläumder von

mir spricht, hat mich nie außer Fassung bringen können.“

„Richtig, richtig, so denke ich auch, daß man handeln muß. Aber warten Sie — wo war ich denn? Ja so! Der Baron spielte also den Wüthrich die drei Tage lang. Getobt hat er wie ein Wilder durch das ganze Haus und sich so recht in seiner vollen Glorie gezeigt. Mit Flüchen und Verwünschungen rief er es Jedem zu, der es hören wollte, die ganze Wirthschaft ginge zu Grunde, wenn man seinen Rang und Stand in der menschlichen Gesellschaft vergäße und sich mit Hungerleidern blamirte, statt mit Seinesgleichen zu verkehren. So wie er Sie fortgejagt, würde er einen nach dem andern von den Taugenichtsen fortjagen und seine Frau käme auch noch einmal an die Reihe.“

„Valentin! Das ist nicht möglich!“

„Ja, bei Gott, er hat es gesagt, ich schwöre es Ihnen zu, und noch viele andre schreckliche Dinge. Drei Tage lang hat das Spektakel gedauert und alle Tage hat er sich Mittags einen rothen Kopf getrunken und ist Nachts mit einem rothen Kopfe wiedergekommen, nachdem er gespielt hat, mehr denn je.“

„Gespielt? Davon habe ich ja noch nichts gehört.“

„Na! Von Wem sollten Sie denn auch so etwas hören? Wer wird Ihnen das sagen, so lange Sie

im Hause sind? — Ei natürlich, das ist ja eine alte Geschichte, er spielt schon seit Jahren, alle Welt weiß es. Erst hat er es ganz im Stillen getrieben, dann immer offener und überall, und darum reitet er ja auch alle Tage in die Nachbarschaft, wo seine Kumpane ihn irgend=wo erwarten."

„Wenn Du Dich nur nicht irrst, Valentin?"

„Gott bewahre, Herr, bei uns weiß es ja Jeder, nur das gnädige Fräulein weiß es nicht, sonst hätte der Himmel im Hause schon lange aufgehört blau zu sein. Neulich soll er an zweitausend Thaler an einem Abend verloren haben, und weil ihm das im Kopfe herumgeht, bekümmert er sich auch um nichts Andres, weder um Haus noch Hof, noch Gesinde, noch Vieh, ja nicht einmal um Frau und Kind, denn einem Spieler, Herr Sohn, ist an Nichts auf der Welt etwas gelegen, als am Spiel, und trinkt er noch dabei, wie der Baron, so ist er nun gar nichts werth. So kommt es denn auch, daß im Hause und Hofe Alles drunter und drüber geht; der Verwalter haut ihn über's Ohr, daß es nur so knallt, und was dem Baron abgeht, das legt er sich zu. Der aber merkt's nicht, daß ihm so viel aus der Tasche fällt und in Jenes hinein. Wenn das noch ein paar Jahre so fort geht, so wird der Baron bald auf dem Trocknen

sitzen, sein Vermögen ist so schon halb durch die Lüfte gegangen."

Joseph, völlig benommen, schwieg und sein bleiches Gesicht bewies am besten, wie erschrocken er war. „Er kann doch aber nicht das Vermögen seiner Kinder antasten?" fragte er den treuen Menschen, der in seiner Redlichkeit es nicht unterlassen konnte, bei dieser günstigen Gelegenheit sich das Herz leicht zu sprechen.

„Nun das wird er freilich nicht können. Das Vermögen der Kinder, denke ich mir, ist sicher vor Anker gelegt, dafür hat gewiß die verstorbene Frau und ihr Anwalt gesorgt, denn die kannte ihren Gemahl und wußte, daß er schon einmal an der Spielwuth gelitten, die immer ruckweise bei ihm kommt, jetzt aber sich fest eingenistet hat. Er soll sogar zu ihren Lebzeiten einmal zehntausend Thaler an einem Tage verloren haben."

„Das sind ja traurige Dinge, Valentin, von denen ich keine Ahnung gehabt habe."

„Ich glaub's wohl. Ach, wovon haben Sie keine Ahnungen! Wenn Sie erst so lange im Hause gelebt hätten wie ich, dann würden Sie schon mehr erfahren haben."

„Ich danke dafür, ich habe schon jetzt genug.

Aber nun erzähle weiter — was geschah, als mein Brief ankam?"

„Na, ja! Das war ein ganz andrer Aufzug! Das Halloh von Freude hätten Sie sehen sollen! Mein altes Herz hat ordentlich gejubelt, als ob es mich selbst beträfe. Es war ein wahres Hallelujah! Fräulein Sophie lebte mit einem Male wieder auf und die gnädige Frau auch, und Beide gingen zum ersten Mal wieder an die frische Luft und spazierten nach der alten Linde und redeten sich das Herz frei. Auch wollten sie mich nachher, glaube ich, gleich hierherschicken, denn sie fragten mich, ob ich schon hier gewesen — aber es ging nicht, der Baron paßte auf wie ein Schießhund, und mich besonders nahm man auf's Korn, er und das gnädige Fräulein. Da, heute Morgen, aber kam ihm plötzlich ein Einfall, er wollte fort, Herrn Werner nach, — aber das glaube ich nicht, was ist Dem an seinem Sohn gelegen; je weniger er ihn sieht, um so weniger kümmert er sich um ihn. Na, er wird wohl in irgend eine Spielgesellschaft gereist sein, wo er wieder ein paar tausend Thälerchen sitzen läßt, denn er hat immer nur Unglück, und je mehr Unglück er hat, um so mehr Eifer hat er, es wieder abzuschütteln."

„Das kann ich mir gar nicht denken, Valentin —"

„O, Sie können sich sehr Vieles von solchen vornehmen Herren nicht denken, aber die sind viel schlimmer als Unsereins; sie scheuen keine Geldausgabe, fürchten sich vor'm Teufel nicht und haben kein Gewissen. — Doch hören Sie weiter. Heute Morgen also ist der Baron richtig abgereist, mit dem kleinen Sommerwagen, es geht also weit; auch hat er so viele Kleider und Wäsche mitgenommen, daß er wohl wenigstens acht Tage wegbleiben wird. Da rief mich nun heute nach Tische die Baronin zu sich, ob ich ihr den Gefallen thun, hierhergehn und Sie aufsuchen wolle, und da bin ich und hier sind die Briefe, die sie mir auf die Seele gebunden haben."

Joseph sprang beinahe vor Freuden in die Höhe, als er die beiden Briefe zwischen seinen Fingern fühlte. Er dankte dem Alten herzlich, da er der Meinung war, derselbe wolle ihn, nachdem er diese Bestellung ausgerichtet, verlassen.

„Oho!" sagte aber Valentin, „Sie denken wohl, das ist Alles und ich will gleich wieder fort? Nicht doch, ich soll Antwort bringen, was Sie auf diese Briefe erwidern und ich soll nicht ohne ein bestimmtes Ja oder Nein zurückkommen, hat mir Fräulein Sophie gesagt."

„Hat sie das? Nun dann darfst Du natürlich noch nicht fort —“

„Ich denke auch noch nicht daran — aber wie lange lesen Sie an einer solchen Epistel?“

„Eine halbe Stunde wird es wohl dauern!“ scherzte der überglückliche Joseph.

„So werde ich so lange zu Francis gehen; den mag ich gern, Herr Sohn, und Ihnen brauche ich unterdessen wohl kein Vergnügen zu wünschen.“

Damit ging er zur Thür hinaus, worüber Joseph sehr froh war, um endlich sein heißes Verlangen, die beiden Briefe an seine Lippen zu drücken, befriedigen zu können. So sehr er sich aber nach dem Anblicke der Zeilen Sophiens und nach ihren Worten sehnte, er öffnete doch den Brief der Baronin zuerst, denn bevor er sich dem namenlosen Entzücken des Lesens jenes hingab, wollte er erst sein Herz beruhigter schlagen fühlen, und diese Wirkung, hoffte er, würden der Baronin Mittheilungen auf ihn hervorbringen. Er hatte sich darin auch nicht geirrt. Die edle Frau, von der äußerlichen verschiedenen Lebensstellung der beiden Liebenden völlig Abstand nehmend und sie in ihrem Herzen gar nicht bedenkend, hatte nur ihr Leid im Auge, welches aus der so unerwarteten Trennung entsprungen war. Ueber diese unvermeidlich gewordene

Trennung sprach sie ihr tiefstes Bedauern aus, sowohl ihret- wie Sophiens wegen, und tröstete dann Joseph mit so rührenden und liebevollen Worten, wie sie nur ein Weib haben kann, das aus eigener Erfahrung weiß, wie schmerzlich ein solches Ereigniß in das Leben des Menschen eingreift. Noch einmal ließ sie durchblicken, daß sie persönlich keinen Einwand gegen eine etwaige spätere Verbindung der Liebenden erhebe, und daß es also allein von Gottes Fügung abhänge, wie sich ihr künftiges Schicksal gestalten werde.

Als Joseph diese beruhigenden Worte gelesen, stieß er einen tiefen Seufzer aus, wie es uns wohl immer zu gehen pflegt, wenn Jemand seinen Trost für uns vom Himmel holt und unserm Glück einen Wechsel auf die Zukunft ausstellt. Joseph gehörte nicht zu den leichtsinnigen jungen Menschen heutiger Zeit, die ihr Mißgeschick leichter ertragen, wenn sie sich eine goldene Zukunft vorspiegeln, nein, er gehörte zu jener ernsten, bedachtsamen und verständigen Klasse, deren Zukunftsglas nach dem Stande der Gegenwart gefärbt wird, und da diese trübe war, konnte er sich auch jene nicht in den glänzendsten Farben vorstellen.

Sophiens Brief dagegen gewährte ihm, was er eigentlich am wenigsten erwartet hatte, eine viel größere Ermuthigung. Ihr jungfräuliches Herz war durch

den ersten Schlag, den es empfangen, zwar für den Augenblick betäubt worden, aber mit frischer Naturkraft begabt, hatte es sich sogleich wieder aufgerichtet und richtete nun auch den Geliebten damit auf. „Nein,“ sagte sie unter Anderm, „es ist nicht möglich, daß wir für ewig getrennt sein sollten, mein theurer Freund. Das kann Gott im Himmel nicht wollen, sonst hätte er uns nicht auf so wunderbare Weise schon zweimal zusammen=geführt. Ich glaube an Gott, also glaube ich auch an seine Hülfe, die er uns bringen wird. Daher gilt es nur Geduld zu haben. Ich fühle es an meinem Herzen, daß die Liebe, die es erfüllt, nicht für eine kurze Zeit berechnet war, sondern daß sie meine ganze Lebensdauer in Anspruch nehmen wird. Wenn also Deine Liebe so stark, so innig, so vertrauensvoll wie die meinige ist, so sind wir nur für eine kurze Frist getrennt und kein Mensch auf der Welt, habe er eine Macht und einen Namen, welchen er wolle, wird im Stande sein, unsre Seelen auseinander=zu=halten die sich längst für Jetzt und Künftig zu einer einzigen vereinigt haben.“

Waren diese Worte schon genügend, Joseph eine große Herzenserleichterung zu gewähren, obwohl er nicht den Muth besaß, von seinem Standpunkte aus zu Sophien emporzusehen, wie sie die Selbstverläug=

nung besaß, von dem ihrigen auf ihn herabzusehen, so war der Schluß des Briefes vollkommen geeignet, ihn mit namenloser Freude zu erfüllen.

„Mein guter Joseph," schrieb nämlich Sophie, „so sind wir also für jetzt und vielleicht auf einige Jahre getrennt; so große Hoffnung ich nun hege, daß Du von der Hand und dem Willen Deines neuen Freundes, des Lords, nur Gutes zu erwarten hast, wie er Dir ja verheißen, so traue ich ihm doch nicht die Gewalt zu, eine günstigere Gestaltung unsers beiderseitigen Geschicks herbeizuführen. Es kann also etwas lange dauern, bis unsre Lebenswege sich wieder kreuzen, und um mich auf eine so lange Entbehrung vorzubereiten, ist es meinem Herzen durchaus ein Bedürfniß, Dich noch einmal zu sehen, ehe Du ganz aus dieser Gegend scheidest, was doch sehr wahrscheinlich ist. O, einzig Geliebter, ja, ich muß Dich noch einmal sehen, um Dich wissen zu lassen, was ein liebendes Herz ist. Bis jetzt habe ich geglaubt, Recht zu thun, wenn ich meinen Gefühlen für Dich einen Zügel anlegte, nun aber, da ich Dich verlieren soll und dabei empfinde, daß nur Du es bist, durch den und für den ich lebe, so glaube ich Recht zu thun, wenn ich Dir meine Gefühle in aller ihrer Mächtigkeit enthülle.

Wie Du durch Valentin weißt, ist mein Vater,

dem Gott seine Irrthümer verzeihen möge, auf einige Zeit verreist, und wenn Tante Sibylle — o die schreckliche Sibylle! — nicht wäre, könntest Du ungefährdet eines Abends zu uns kommen und einige Stunden bei uns zubringen. Aber dazu will und darf ich Dich jetzt nicht verleiten, denn wer weiß, was es für traurige Folgen haben könnte. Da ich Dich aber noch einmal sehen und sprechen muß und der Stoff der Mittheilung mit jeder Sekunde wächst, so habe ich mich entschlossen, Dich außerhalb unsers Hauses zu sprechen. Komm also morgen oder übermorgen an den Bach auf Rachel's Lieblingssitz, ich werde es an einem von diesen beiden Tagen möglich zu machen suchen, mit Valentin dahinzugehen. Dort, in dem Weidengebüsch, sind wir vor allen Späherblicken gesichert, dort will ich eine Stunde mit Dir verplaudern und Abschied von Dir nehmen, denn so wie wir neulich geschieden sind, dürfen wir uns nicht auf lange Zeit verlassen, die Erinnerung an jenen schrecklichen Auftritt würde mir das Herz zerreißen, wenn er nicht durch einen sanfteren, glücklicheren daraus verdrängt würde. Zürne mir aber nicht, wenn Du zuerst morgen vergebens auf mich warten solltest; bin ich morgen jedoch verhindert, so werde und muß ich Mittel finden, übermorgen gewiß an Ort und Stelle zu sein.

Bis dahin, mein einzig Geliebter, sage ich Dir Lebewohl. Ein einfaches Ja oder Nein von Deiner Seite, an Valentin gerichtet, wird hinreichend sein, mich von Deinem Entschlusse zu unterrichten, doch was sage ich — das Nein in diesem Falle ist ja unmöglich, also erwarte ich allein Dein Ja. Lebe wohl — auf ewig Deine Sophie."

Joseph fuhr nach Lesung dieses Schreibens wie elektrisirt in die Höhe; solchen Muth, solchen festen Willen hatte er bei dem bisher so zart zurückhaltenden Mädchen nicht zu finden erwartet. Ach, er wußte noch nicht, daß das weibliche Herz, wenn es sich in einer Lage befindet, wie die Sophiens war, viel erfinderischer, hartnäckiger, kraftvoller und muthiger ist, als das ungestümste Männerherz, denn die Liebe ist ja der große Kampf, für den die Vorsehung das Weib erschaffen, und um darin den Sieg zu erringen, hat sie ihnen die Kraft, die Entschlossenheit und das unwiderstehliche Siegesbewußtsein eingehaucht, die sie dem Manne verliehen, um den Sieg auf den Feldern der Ehre, des Ruhmes und des Lebens in jederlei Form zu erringen.

So rief er denn so rasch wie möglich den alten Valentin herbei und trug ihm mit beinahe stürmischer

Hast die Bitte vor, Fräulein Sophien ein tausendstimmiges Ja zu überbringen.

Der Alte lächelte; er hatte keinen andren Bescheid erwartet und war mit diesem zufrieden. Ein treuer Diener ist der volle Abglanz der Herrschaft, die er liebt; aber freilich ist er selten und deshalb eine Beigabe unsrer Erdenmitgift, die man höher im Werthe anschlagen sollte, als es so viele Herrschaften thun. — Eine Stunde später war er schon wieder in Brenkowitz und berichtete, was er ausgeführt, womit er, wie wir nicht zweifeln, eine eben so freudige Wirkung daselbst wie in Downs-Castle hervorbrachte.

Während er das Schloß des Lords verließ und in dämmerndem Abendlicht nach seines Herrn Gute zurückkehrte, begab sich Joseph zu Mr. Barton und theilte ihm die empfangene Botschaft mit. Auch Mr. Barton lächelte, wie Valentin gelächelt, und billigte Alles, was sein Schützling zu unternehmen gesonnen war. So war denn der ganze nächste Tag für Joseph ein Freudentag, wie er lange keinen erlebt hatte, und wenn es noch ein Trübsal für ihn gab, bis die sehnlichst erwartete Dämmerung eintrat, so war es die Langsamkeit der Stunden, die unter solchen Umständen träger denn je zu verlaufen pflegen.

Endlich, endlich aber begann die Sonne zu sinken, die Schatten der Bäume wurden länger und dichter und die Stille eines lieblichen Abends senkte sich auf die Fluren der Umgegend von Downs-Castle herab. Mr. Barton hatte Joseph schon seit geraumer Zeit allein gelassen, da der alte Mann sich denken mochte, wie bewegt ein junges Herz ist und sich gern ungestört in hoffnungsvollen Grübeleien tummelt, wenn es einem Ereigniß entgegengeht, wie es Joseph bevorstand. Denn ein Ereigniß ist ein solches Unternehmen im Leben des zur Liebe erwachten Herzens zu nennen. — Erste geheime Zusammenkunft mit dem Mädchen unsrer Liebe! Welcher Zauber, welche Poesie liegt in diesem Gedanken verborgen! O, wessen Herz auch nur bei der Erinnerung an so selige Augenblicke nicht mehr klopft, der hat aufgehört, ein fühlender Mensch zu sein, der hat keine Anwartschaft mehr auf den Genuß des höchsten Lebensgutes, der ist verhärtet, verknöchert, der lebt nur das kalte unbewußte Dasein einer künstlichen Maschine, denn die Liebe und der Drang nach Gegenliebe ist ja das einzige durchgehende, allgemeine Gefühl, welches die Natur dem menschlichen Geschlechte eingehaucht hat, aus dem, wie aus dem Quell alles irdischen Lebens, die Generationen sich neu gestalten und die

Welt erst zur Welt wird — die Werkstätte alles Lebendigen, Wollenden, Wirkenden.

Joseph hatte schon lange vor völlig eingetretener Dämmerung den Park des Engländers verlassen. Nur von seinem Hunde gefolgt, der auf jedem bedeutungsvollen Schritte mit Sophie bisher sein steter Begleiter gewesen war, betrat er das freie Feld, langsam und mit wallendem Herzen der Gegend zuschreitend, die er so bald wieder zu betreten nicht die Hoffnung gehegt hatte. Während er so mit belebtem Pulse, glühendem Kopfe und unwillkührlich immer rascher vorwärts strebendem Schritte dahin eilte, ging hinter ihm über der bewaldeten Höhe der Mond auf, um mit seinem dämmernden Scheine die Zusammenkunft der Glücklichen zu beleuchten. Aber gleichsam als wollte er nicht sehen, was da unten auf der schweigenden Erde Süßes und Trauliches vorgehe, verschleierte er sein glühendes Gesicht hinter kleinen Wölkchen, und schaute nur blinzelnd und unsicher auf das friedliche Gefilde herab.

Unserm Joseph war diese tiefere Dämmerung sehr erwünscht. Obwohl er keinen Lauscher zu fürchten hatte, so war es doch sehr natürlich, daß er sich von keinem Unberufenen in der Nähe von Brenkowitz sehen lassen mochte. Aber er war schneller in die Nähe desselben

gelangt, als er beabsichtigt hatte. Und so mußte er seiner Sehnsucht Einhalt gebieten und einige Zeit zwischen den Feldern hin und her schreiten, deren abgemähte Fläche ihm keinen Schutz mehr verlieh. Endlich aber, mit ihm träg erscheinender Langsamkeit, hüllte sich die Erde in ihren Nachtmantel ein, und nun alles Bedenken von sich weisend, schritt er rasch dem Bache entgegen. Schon sah er die Gebäude von Brenkowitz vor sich liegen, ja, einige Fenster waren bereits erleuchtet, wie sie es alle Abende waren, aber noch war er einige hundert Schritte von der Stelle entfernt, die ihm als der Ort des Zusammentreffens bezeichnet war. Da blieb er plötzlich stehen, denn eine Strecke vor sich glaubte er in der Nähe eines Gebüsches, das den Weg vom Bache trennte, die Gestalt eines einzelnen Mannes zu erkennen. Auch der Hund an seiner Seite hatte diese Erscheinung bemerkt und blieb ebenfalls stehen, seine Augen unverwandt derselben zukehrend. „Hektor," sagte Joseph zu dem klugen Thiere, „vorwärts, sieh, wer es ist."

Augenblicklich flog der Hund auf die Gestalt zu, aber gleich darauf stieß er ein freudiges Geknurr aus, denn er hatte einen Freund erkannt. Es war Valentin, der auf seinem Posten stand und dem Erwarteten schon entgegen-gegangen war. Bald befand sich

Joseph bei ihm und erfuhr zu seiner Freude, daß Fräulein Sophie auf dem bezeichneten Platze sei und daß Valentin jetzt an dem Bache entlang gehen und sie vor Ueberraschung sichern werde.

Kaum hörte Joseph, was er sagte. Mehr fliegend als gehend erreichte er die Stelle, wo die Schrittsteine im Bache lagen, und ehe er noch wußte, wie ihm geschah, hielt er das Mädchen seiner Liebe in seinen Armen. Es war dies das erste Mal, daß er in so nahe Berührung mit ihr gerieth; bisher hatte er höchstens ihre Hand gefaßt und gedrückt, jetzt aber, jetzt — ach! wer hat nicht den Feuerstrom empfunden, der durch unsre Adern braust, wenn wir zum ersten Mal an dem wogenden Busen unsrer Geliebten ruhen? O, wie bezeichnen wir mit Worten den Nektar, den Gott auf die Lippen derselben gelegt hat? — — —

Es dauerte eine Weile, bis sich Beide so weit beruhigt hatten, daß sie sich neben einander auf den Rasen niederlassen und von ihren Verhältnissen ohne Leidenschaft reden konnten. Das thaten sie denn auch mit genügender Innigkeit und voller Hingebung. Nachdem sie sich aber in ihren persönlichen Ergüssen genug gethan und Verabredungen getroffen hatten, wie sie sich ihre Briefe durch Vermittelung Mr. Barton's wollten zukommen lassen, nachdem sie sich hun-

dert Male Dasselbe gelobt, betheuert und verheißen hatten, was man unter solchen Umständen nicht oft genug hören und wiederholen kann, machte Sophie Joseph bemerklich, daß nun bald wieder an ihre Trennung zu denken sei, da Tante Sibylle sie vielleicht doch vermissen könne. Joseph wollte sich schon erheben, um ihrem Winke zu folgen, als er sich noch von ihrer weichen Hand zurückgehalten fühlte.

„Bleib noch, Joseph," sagte sie flüsternd; „o, es ist so unendlich süß, an Deiner Seite, in stiller warmer Abendluft hier auf dem Rasen zu sitzen. Sieh, wie der gütige Mond uns so treulich und verschwiegen beschirmt —"

„Es ist nicht der Mond, der uns oder vielmehr der Erde sein Licht versagt, damit uns Niemand sieht, sondern es sind die Wolken, die sein Angesicht verschleiern."

„Freilich, aber er hat sie herbeigerufen, Freund meiner Seele, um uns diesen Liebesdienst zu erweisen."

„Auch möglich — aber Du wolltest mir noch von Deiner Mutter Etwas sagen — was war das?"

„Ach ja, und es ist Etwas, was Du gewiß nicht erwartest. Um mich zu trösten und vielleicht auch, um sich endlich in mir eine vollkommene Vertraute zu schaffen, hat sie mir einen Abschnitt ihres Lebens er-

zählt, der mir bisher noch dunkel war. Ach, Joseph, was habe ich da gehört! Und ich muß aufrichtig sagen, diese Erzählung hat außerordentlich zu meinem Troste beigetragen, denn daraus habe ich ersehn, daß wir noch lange nicht so unglücklich sind, als wir sein könnten."

„Wie? Also sie ist noch unglücklicher gewesen?"

„Nicht gewesen allein, mein Freund, sie ist es noch. Höre nur. Als das Kind eines wohlhabenden Vaters gut erzogen und mit den verschiedensten Glücksgütern gesegnet, verlor sie durch einen leichtsinnigen und verschwenderischen Bruder ihr ganzes Vermögen. Von ihren Verwandten war ihr nur eine einzige alte und arme Tante geblieben, die sie in ihr Haus nahm, um in ihrer Krankheit — sie war blind — eine Stütze an ihr zu haben. Von aller Welt verlassen, in einem einsamen Häuschen bei Göttingen lebend, lernte sie einen jungen Engländer kennen, der nach Allem, was ich von ihm gehört, ein seltsamer, aber liebenswürdiger Mann gewesen sein muß. Er war nicht gerade reich, jedoch leidlich bemittelt und trug meiner Mutter seine Hand an. Sie, die ihn unermeßlich liebte, sagte sie ihm mit Freuden zu und die beiden jungen Leute lebten in der glücklichsten Hoffnung, daß die Mutter des Engländers, die aus einem alten und

hochadligen Stamme war — dessen Namen meine Mutter nie erfahren — aber aus Liebe einen bei Weitem unter ihr stehenden und unbemittelten Mann geheirathet hatte, ihre Einwilligung ertheilen und sie somit bald auf ewig verbunden sein würden. Die Mutter aber berief ihren Sohn nach England — den Grund kenne ich nicht — und — meine Mutter hat ihren Geliebten nie wiedergesehen. Denn, kaum in England angelangt, mußte er in Familienverhältnissen nach Ostindien reisen und dort starb er an einer Krankheit, die daselbst viele Europäer wegraffen soll. Diesen Mann nun, mein theurer Joseph, liebt meine arme Mutter noch heute eben so innig, wie sie ihn vor vielen Jahren geliebt hat, und sie betrauert noch heute seinen frühen Tod, wie in der ersten Stunde, wo sie denselben erfahren. Sie würde sich auch nie zu einer zweiten Verbindung entschlossen haben, wenn sie nicht die äußerste Noth dazu gedrängt hätte. Mein Vater, ach — leider muß sein eigenes Kind dies von ihm sagen — ist nie im Stande gewesen, den köstlichen Schatz zu begreifen, den er in meiner zweiten Mutter gewann; er ist überhaupt nicht geschaffen, die Dinge zu begreifen, die unsichtbar und innerhalb des menschlichen Herzens vorgehen, nur der Genuß des äußeren Lebens hat Reize für ihn. So vernachlässigte er meine

arme Mutter vom ersten Augenblick an, denn nur der Wunsch, die Tochter einer alten und vornehmen Familie seine Frau zu nennen, scheint ihn zu dieser seltsamen Ehe verleitet zu haben. Ach, darüber mag ich nicht viele Worte machen, denn Du kannst Dir denken, wie betrübt ich bin, einen Vater zu haben, der so weit entfernt ist, ein edles Weib zu verstehen, von dem der Himmel nicht gewollt hat, daß es meine wirkliche Mutter würde, und das ich dennoch in Allem bewundre und verehre, was ich seit einer Reihe von Jahren an ihm kennen gelernt habe.

Hier hast Du auch, mein Freund, eine Erklärung mancher Eigenthümlichkeit meiner armen Mutter. Aus ihrem Gram über den so frühen Verlust ihres Geliebten leitet sich ihre gewöhnlich so traurige Stimmung her; in der Erinnerung an ihn, da ihr die gegenwärtige Welt so wenig Angenehmes bietet, zieht sie sich so gern in ihr einsames Zimmer zurück. Aus diesem Grunde aber hängt sie auch mit erklärlicher Leidenschaft an England, denn Alles was Englisch heißt, weckt in ihr ein Echo, das nur mit ihrem Leben einst aus ihrem Herzen verschwinden wird. Ach, Joseph, seitdem ich Das weiß, werde ich mich noch einmal so gern allen ihren Wünschen fügen, denn ich liebe sie nun noch viel mehr als früher, und sie scheint

mir in ihrem tiefen Seelenschmerze, den sie bisher nur Gott und keinem Menschen klagen konnte, eine Heilige zu sein. Und nun wirst Du auch begreifen, warum ich mich über mein eigenes Geschick viel weniger beklage, als ich es unter andern Umständen vielleicht thäte; denn wie glücklich im Vergleich mit ihr sind wir, mein Joseph! O, wir leben, und so lange man lebt, hat man Hoffnung, daß die Hindernisse, die unserer Neigung im Wege stehen, beseitigt werden können. Wir sind jung, wir vertrauen uns, wir lieben uns innig, dies Bewußtsein, sagt meine Mutter, muß uns allein schon ein hoher Genuß sein, selbst wenn wir noch Jahre lang von einander getrennt blieben. Und darin hat sie Recht, nicht wahr, Joseph?"

Joseph konnte nicht anders, er mußte der ihm so liebevoll vorgetragenen Ueberzeugung des geliebten Wesens beistimmen, obgleich ihm eine innere Stimme zuraunte, daß diese Hoffnung allein nicht hinreiche, ihr Verhältniß gerade zu einem glücklichen zu gestalten. Allein in diesem Augenblicke gab er sich gern mit Sophien derselben hin und Beide sprachen sie noch in ihren letzten Abschiedsworten aus.

Denn die Zeit der Trennung war nun wirklich gekommen, das Gespräch der Liebenden hatte länger

gedauert, als festgesetzt worden war, und Valentin erschien jenseits des Baches und mahnte mit freundlichen Worten zur Heimkehr. So mußte denn geschieden sein und der Abschied begann sich auf dieselbe Weise, nur etwas wehmüthiger zu entwickeln, wie es bei'm Wiedersehn geschehen war; Umarmungen und Küsse wechselten mit süßen und zärtlichen Worten ab, bis endlich der letzte Kuß und der letzte Scheidegruß in den Lüften verflogen war. Sophie war nach Brenkowitz zurückgekehrt und Joseph saß noch lange auf dem Rasen allein, der ihm nun noch viel theurer und heiliger geworden, als er ihm früher gewesen war.

Plötzlich aber erhob er sich und, seinem Charakter und Wesen getreu, in einer gehobneren Stimmung, mit viel gestählterem Herzen, als er es kurz vorher kaum noch für möglich gehalten hatte. Der Baronin trauriges Leben lag in seiner ganzen melancholischen Verlassenheit und Wehmuth vor ihm. Was mußte die Arme so lange Jahre hindurch gelitten haben! Nein, um Sophien nicht ein ähnliches Leiden erdulden zu lassen, erhob er sich in seiner ganzen jugendlichen Spannkraft und Männlichkeit. Er hatte plötzlich den Muth gefunden, zu wagen und zu ringen, wie auch andre edle Männer für das geliebte Wesen wagen und ringen, und er forderte in tollkühnem Ent-

zücken über die plötzlich sich fühlbar machende Stärke sein Schicksal heraus, ihn weit fortzuführen, wenn es nöthig sein sollte, nur um das Ziel zu erjagen, welches ihm jetzt als das einzige vor Augen lag, um dessenwillen zu leben und zu streben ihm noch der Mühe werth erschien. Sophie sollte und mußte sein werden, das war in ihm beschlossen, und als er nun einen Blick zu dem nächtlichen Firmament hinauf that, gleichsam um es zum Zeugen seiner Entschlüsse zu machen, glaubte er in dem Flackern und Zwinkern der Sterne ihre Beistimmung und Ermunterung zu gewahren.

In einem Punkte hatte sich Joseph wenigstens nicht geirrt — in Thätigkeit sollte er bald versetzt, in's Leben, in die Ferne sollte er bald geworfen werden, denn schon war der wichtige Brief unterwegs, den Mr. Barton seit längerer Zeit von seinem Herrn erwartete und unter dessen Siegel das fernere Schicksal unsers Freundes eingeschlossen lag.

Noch drei Tage verstrichen in ungeduldiger Erwartung einer Nachricht von Seiten Lord Shorncliffe's, da traf ein Brief von Berlin ein, wo der Lord sich jetzt aufhielt, und brachte Alles, was Mr. Barton voraus-

gesehn und Joseph gehofft hatte, vor allen Dingen die Bestätigung seiner früheren Zusagen an Letzteren und die Befehle für Ersteren, nicht zu säumen, sondern den so unerwartet frei gewordenen jungen Mann ihren Verabredungen gemäß zu Gunsten des Lords selbst zu verwenden und ihn sobald wie möglich auf das Feld der Thätigkeit und des Lebens zu treiben.

Der Brief an Mr. Barton lautete nach einigen allgemeinen Betrachtungen, die ihn selbst und Downs-Castle betrafen, folgendermaßen:

„Und nun, mein lieber William, beauftrage ich Dich noch einmal schriftlich, Alles so einzurichten, wie wir es schon verabredet hatten. Du siehst, daß ich mich in Bezug auf ein Ereigniß in Brenkowitz nicht täuschte, nur konnte ich nicht voraussehen, daß dasselbe so schnell und zu einer für uns so günstigen Zeit eintreten würde. Ich wünsche weiter nichts, als daß sich unser junger Freund der Aufträge, die er von Dir empfangen wird, so annehmen werde, als beträfen sie sein eigenes Interesse, denn nur ein mir vollkommen ergebener Mann wird den Eifer, die Umsicht und den festen Willen besitzen, mir wahrhaft helfen zu wollen. Theile ihm also zuerst mein Schicksal mit, vom Anfang an bis zum Ende. Schone mich nicht, wo ich nicht zu schonen bin, denn ich will, daß er

mich selbst in meinen Fehlern und Irrthümern erkennen lerne, um daraus eine Lehre für sich selbst und seine Zukunft zu schöpfen. Natürlich hast Du hiermit auch die Vollmacht, ihm das Geheimniß mitzutheilen, welches für mich in Brenkowitz begraben liegt, aber er soll — das schärfe ihm vor allen Dingen ein — keinem Menschen daselbst, nicht einmal Fräulein Sophie dasselbe verrathen oder nur im Mindesten andeuten, denn ich will die aufgegebenen Wünsche und Hoffnungen des edelsten der menschlichen Geschöpfe nicht von Neuem wachrufen, da ich weder die Macht noch den Willen besitze, ohne Gottes Hülfe ihr dieselben zu erfüllen. Hast Du ihm mein Schicksal mitgetheilt und Dasjenige hinzugefügt, um was es sich ferner handelt, um in Bezug auf Thomas Morris zu irgend einem erwünschten Resultate zu gelangen, so theile ihm Deine Ansicht der Dinge mit und laß ihn mit ganzem Eifer den Spuren folgen, die im Stande sind, uns Klarheit und Gewißheit über die vorliegenden Thatsachen zu verschaffen. Sollte Morris nach irgend einem Theile der Erde geflohen sein, um, Deiner Meinung nach, seine Schande und Schmach in das Meer der Vergessenheit zu versenken, und mag es Australien oder China sein — ich will und werde keine Kosten scheuen, ihn verfolgen und über sein Thun zur Re-

chenschaft ziehen zu lassen. Doch das wird von den Erfolgen Sohn's abhängen, die er bei der in England oder Schottland irgend wo lebenden Verwandten Thomas Morris' erzielen wird. Zeigt sich Joseph Sohn bereit, an die Lösung der ihm von uns gestellten Aufgabe zu gehen, so unterstütze ihn mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen, um ihn schnell, sicher und bequem an den Ort seiner Bestimmung gelangen zu lassen. Er mag meine Yacht nehmen, die ich vorläufig nicht gebrauche, und damit von Downs-Castle nach England segeln, vorausgesetzt, daß das Wetter nicht zu stürmisch ist. In letzterem Falle geht er über Calais nach Dover, denn ich will sein Leben auf keine Weise gefährdet wissen. Die Papiere, die ihn zu dieser Reise befähigen, habe ich gleich beigelegt, seine Person ist darin als eine in meinem persönlichen Dienst befindliche bezeichnet, was ihn hoffentlich nicht verwunden wird, da er eigentlich nur im Solde meiner Freundschaft steht. Allein es ging nicht anders und es wird ihm sogar in vielen Beziehungen von Vortheil sein. Mit Wechseln auf irgend ein Londoner Haus versieh ihn reichlich, denn er soll die Reise zu zweierlei Zwecken unternehmen; einmal, um mir zu nützen, und sodann, um sich zu belehren und zu vergnügen. Sollte er unerwartet nicht so bald ein gün-

stiges Resultat erzielen — und das befürchte ich beinahe — so soll er sich nicht übereilen. Er mag in England oder Schottland bleiben, bis er endlich etwas Gewisses erfährt, was auf unsre Angelegenheit ein klares Licht wirft oder sie zu den unwiederbringlich verlorenen Dingen wirft. Gieb ihm endlich Francis zur Begleitung mit, er ist ein treuer und zugleich unternehmender Mensch, der in allen Winkeln der drei Königreiche besser Bescheid weiß, als irgend ein Anderer. Um aber Francis für die bevorstehende Unternehmung zu interessiren, wird es meiner Ansicht nach nützlich sein, wenn Joseph Sohn ihn, so weit er es für nothwendig hält, von dem Vorliegenden in Kenntniß setzt. Das wird seinen erfinderischen Kopf spornen, Joseph Sohn manchen guten Rath zu geben, wenn sie an Ort und Stelle gelangt sind, den wir in so weiter Entfernung vom Orte und in Unkenntniß der betreffenden Person hier nicht ertheilen können. Das ist Alles, was ich Dir für jetzt zu sagen habe; sollte mir noch etwas Wichtiges einfallen, so sende ich es nach. Grüße meine Diener und behalte lieb Deinen alten Emery Glandon, ach! er war einst glücklicher und zufriedener, als es Lord Shorncliffe mit allen seinen Reichtümern, Schätzen und Erfahrungen ist.“

Das Schreiben an Joseph war ziemlich lang. Nachdem er ihm Einiges über Rachel mitgetheilt, von der ein umfangreicher, Glück und Freude sprudelnder Brief beilag, auch Werner's von Haldrungen erwähnt, der zu Joseph's Verwunderung ebenfalls in Berlin war, fuhr er folgendermaßen fort:

— „Und nun, mein theurer junger Freund, gehe ich zu unsrer jetzigen Verbindung über, die hoffentlich länger dauern und nicht so schrecklich enden wird, wie die mit Brenkowitz. Unmöglich konnte ich voraussehen, daß dieselbe so bald und so seltsam abgebrochen werden würde, aber ich betrachte es jetzt als Gottes Fügung, daß ich Sie bei Zeiten kennen lernte und Ihnen ein Asyl anzubieten in der Lage war. Betrachten Sie sich also als zu meinem Hause und zu meiner Familie gehörig. Ihre Zukunft nehme ich in meine Hand, wie die aller Derer, die durch irgend ein Verhängniß die Meinigen geworden sind. An solche Menschen binde ich mich gern, mit ihnen verknüpft mich ein unsichtbares, aber gewiß nicht zufällig gewebtes Band. So habe ich mein und Anderer Leben von Jugend an betrachtet und meine Erfahrungen haben meinen Glauben daran tausendfach bestätigt; Barton, Francis, Harry und viele Andere unter den Meinigen mögen Ihnen ein Beweis davon

sein, zu denen jetzt noch Sie selbst, Rachel und vielleicht auch noch Werner und in fernerer Zeit Sophie von Haldrungen kommen werden.

Was Letztere betrifft, so geben Sie sie auf keine Weise verloren; ich betrachte eine andre Person, die mir weiter und länger entzogen ist als Sophie Ihnen, auch noch für mein; das Schicksal der Menschen springt oft wie der Wind wunderbar und eben so oft zu unserm Gunsten wie zu unserm Schaden um, wenn wir es zu erfassen und zu halten verstehen. Was meine Hülfe in Bezug auf Sophie anbelangt, so brauche ich Ihnen wohl nicht noch besonders zu sagen, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften liegt, um sie Ihnen zu erobern. Ich sage Ihnen dies, nicht um Sie mit vergeblichen Hoffnungen zu nähren, sondern um Ihren Muth und Ihre Fähigkeiten zu dem Dienste anzuspornen, den ich jetzt zunächst von Ihnen verlange, und dessen Ausführung Sie, wie Sie selbst bald sehen werden, zu meinem wirklichen Freunde machen muß, denn ich beweise Ihnen damit ein Vertrauen, wie man es nur gegen Diejenigen hegt, die man desselben für vollkommen würdig erachtet.

Diesen Dienst selbst, so wie alle Umstände, die ihn leider nothwendig gemacht haben, wird Ihnen Mr. Barton enthüllen; er ist beauftragt, mich selbst

Ihnen zu schildern, wie ich gewesen bin, als ich jung und hoffnungsvoll und beinahe eben so arm war wie Sie. Sollte Ihnen das Bild, welches er von mir entwerfen wird, nicht so gefallen, wie mein gegenwärtiges Ich — so werfen Sie keinen Stein auf mich und denken Sie stets an Ihre eigene Liebe. Der Gedanke an diese Liebe wird Sie bewahren, ein übereiltes Urtheil zu fällen, denn wenn ich gefehlt habe — und ja, ich habe gefehlt — so habe ich es nicht aus böser Absicht gethan, sondern weil ich ein Mensch mit warmem Blute, zu vertrauenden Herzens und voll überfließenden Glaubens an den Edelmuth und die Hülfsbereitschaft der Menschen war.

Wenn Sie von Allem, was mich betrifft, in Kenntniß gesetzt sind, so gehen Sie mit Bedacht an das Werk, welches Ihnen Baxton in meinem Namen vorlegen wird; handeln Sie, wie Sie können und seien Sie überzeugt, daß Sie mit jedem Schritte, den Sie vorwärts in der Aufklärung von Dunkelheiten thun, die mir das Herz abdrücken, eine Stufe höher in meiner Achtung und Liebe steigen. Schreiben Sie, so oft sich die Nothwendigkeit dazu herausstellt, und wäre es alle Tage. Die Adresse, durch die ich überall zu finden bin, liegt bei. Ihre Hauptaufgabe ist und bleibt die Aufklärung des Geheimnisses, das auf Tho-

mas Morris ruht, das bedenken Sie und leben Sie wohl. Gott mit Ihnen, zu Wasser und zu Lande!"

Joseph hatte diesen Brief in Gegenwart Mr. Barton's zu Ende gelesen und senkte nun nachsinnend sein Haupt, denn Vieles hatte er in dem Schreiben gefunden, was ihn ernst, beinahe feierlich stimmte. Zu handeln für den großmüthigen Freund, der ihm so überaus großes Vertrauen erwies, war er mit allen seinen Fähigkeiten entschlossen, darüber machte er sich keine Skrupel; ob aber diese Fähigkeiten ausreichen würden, ein so wichtig scheinendes Unternehmen glücklich zu Ende zu führen — das, ja das erregte sein Bedenken. „Wer ist Thomas Morris?" fragte er endlich den ihn aufmerksam betrachtenden Mr. Barton.

„Das sollen Sie noch heute erfahren, Mr. Sohn, ich wollte Sie eben um Ihre Aufmerksamkeit für die Stunden nach Tische bitten, denn Mylord legt mit diesem Briefe, den Sie nachher selbst lesen sollen, Ihr nächstes Geschick in meine Hand. Sie werden morgen oder übermorgen nach England abgehen."

„Was sagen Sie? Nach England? Das ist ja der sehnlichste Wunsch meines ganzen Lebens gewesen."

„Er wird jetzt erfüllt werden. Ihre Uhr für Deutschland ist abgelaufen und schon längst habe ich in Voraussicht des Eintreffens dieser Befehle die Yacht

Mylord's für Sie in Bereitschaft setzen lassen, damit sie Sie nach der weißen Felsenküste meines Vaterlandes trage."

„Mr. Barton! Sie machen mich glücklich — was soll ich in England?"

„Geduld! Speisen wir heute Abend zusammen und dann werden Sie so aufmerksam hören, wie ich gern sprechen werde, denn die Geschichte, um die es sich handelt, ist, so einfach sie scheint, doch gewiß eben so interessant für Sie, wie bedeutungsvoll für den Lord. Jetzt aber wollen wir einen kleinen Spaziergang nach dem Strande unternehmen und den Britain besuchen, um zu erfahren, wann er segelfertig ist. Es ist ein angenehmes Schiff, und Sie werden darauf so gut gebettet sein und so comfortable leben wie in Downs-Castle oder London selbst. Kommen Sie."

Zehntes Kapitel.

Lord Shorncliffe's Geschichte.

Das Abendessen war eingenommen und Mr. Baxton und Joseph Sohn saßen in des Ersteren Zimmer bei'm Nachtisch, ohne daß Einer von ihnen Neigung gezeigt hätte, den herrlichen Wein anzurühren, der vor ihnen stand. Es war diesen Abend recht behaglich in dem traulichen Gemach; das Wetter, am Vormittage so schön, war am Nachmittag trübe geworden, ein kühler Westwind hatte Regenwolken herangetrieben, und die kleinen Tropfen, die sie herniedersandten, rasselten von Zeit zu Zeit gegen die dicht geschlossenen Fenster. Im Kamin loderte ein gemüthliches Feuer, denn der alte Haushofmeister fror bei solchem Wetter und er fürchtete alsdann stets die Wiederkehr seines Podagra's, weshalb er sich dem knisternden Flammenheerde so nahe wie möglich hielt.

Joseph saß ihm am Tische gegenüber und beobachtete mit sichtbarer Spannung den Alten, der ernst und nachdenklich, wie man immer ist, wenn man längst vergangene Zeiten in's Leben zurückrufen will, da saß und bald in das Feuer, bald in das edle Gesicht des jungen Mannes sah.

„Nun, Mr. Barton," begann endlich Joseph, „jetzt ist die rechte Zeit zum Erzählen da; der Wind treibt den Regen gegen die Fenster, das Feuer prasselt und meine Ohren sind schon lange in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen."

„Ja, ja, Mr. Sohn, Sie haben Recht — so will ich Ihnen denn eine Geschichte erzählen. Ach, ich habe heute schon manche Stunde an die ehemaligen Zeiten gedacht und dieses Nachdenken hat mein altes Herz etwas mürbe gemacht. Darum seien Sie nachsichtig, wenn ich mit einfachen Worten erzähle; ich will keine Bemerkungen einflechten, die ich später angestellt, sondern ich will nur in aller Ruhe die Ereignisse abwickeln, wie sie nach und nach vor meiner Erinnerung auftauchen. Ja, es waren mitunter schöne Zeiten, die wir zusammen durchgemacht, und wir haben damals nicht geglaubt, daß wir jetzt so einsam am menschenleeren Strande der Ostsee sitzen würden, um mit unsern Gedanken noch einmal in der Vergangenheit zu

leben. Doch — voran denn! Das Klagen hilft zu nichts und nimmt nur die Zeit fort, die wir bald zu Thaten werden verwenden müssen. So hören Sie denn:

Die Geschichte Mylord Shorncliffe's beginnt mit seiner Mutter, die vielleicht allein an seinem jetzigen Schicksale schuld ist. Sie war eine sehr schöne, aber auch eine sehr stolze, kalte und steife Dame, ein ächter Sproß aus dem hochadligen Geschlecht der Shorncliffes, die sich von jeher durch Reichthum, hohe Stellungen im Staate und ein reines unvermischtes Blut ausgezeichnet haben. In ihrer Jugend freilich mag sie nicht ganz so hochmüthig gewesen sein, wie in späteren Jahren, davon zeugt ja genügend ihre Verbindung mit Emery Glandon, dem Vater meines Herrn, der ein armer, aber ehrenwerther und braver Offizier in der ostindischen Armee war. Dieser Emery Glandon war seiner Zeit der schönste Mann der drei Königreiche, so behauptete wenigstens Mylady, als sie ihn in Brighton zum ersten Male sah, wo er sich auf Urlaub befand, um seine Wunden heilen zu lassen, die er im indischen Kriege erhalten hatte. Kaum hatte sie ihn erblickt, so war sie dergestalt von ihm eingenommen und bezaubert, daß sie ihr ferneres Leben mit dem seinigen zu verbinden beschloß. Hart

müssen allerdings die Kämpfe gewesen sein, die sie deshalb mit ihren Eltern und Verwandten zu bestehen gehabt, denn was war der arme Emery Glandon in den Augen einer so reichen und stolzen Aristokratenfamilie! Allein ihre Beharrlichkeit, ihre Liebe und vielleicht auch ihre Laune trugen den Sieg davon und sie ward die Frau des schönen Soldaten. Die nächste Folge davon war, daß ihre Verwandten sich von ihr lossagten und sie nur mit einer jährlichen Rente von tausend Pfund bedachten, ein Uebereinkommen, dem sich die junge Dame willig fügte, trotzdem sie dadurch um ein Bedeutendes von der Höhe und dem Glanz ihres früheren Lebens herunterstieg. Mrs. Glandon aber gab sich damals den Anschein, als mache sie sich wenig daraus, brach gleichmüthig den Verkehr mit ihren vornehmen Kreisen ab und lebte mit ihrem Gatten glücklich auf Tower-Hall, einem kleinen Landhäuschen in der Nähe von Dover, welches sie von einer fernen Verwandten schon als Kind geerbt hatte. Nach einem Jahre jedoch war der Urlaub ihres Gatten abgelaufen und er mußte nach Indien zurückkehren, ein Umstand, der Mrs. Glandon nicht aus ihrer Ruhe brachte, da sie schon längst beschlossen hatte, den schönen Mann bis an's Ende der Welt, also auch in das unsichere Kriegsleben in Ostindien zu begleiten.

In Indien indessen zeigte sich die erste Trübung ihres ehelichen Glücks, denn hier konnte sie sich nicht wie in England von dem öffentlichen Verkehr zurückziehen, und die Familien, mit denen sie in Verbindung gerieth, wollten ihr nicht verzeihen, daß sie statt eines reichen Earls und Pairs einen winzigen Offizier geringeren Grades geheirathet hatte. So wurde ihr nur eingeschlummerter Familienstolz allmälig wieder geweckt und in gleichem Grade kühlte sich wahrscheinlich auch ihre Liebe ab. Glandon jedoch erkrankte abermals, weil er das Klima nicht mehr ertragen konnte, und starb, nachdem er nur zwei Jahre das Glück genossen hatte, Vater des kleinen Emery Glandon, meines jetzigen Herrn und Ihres Freundes, zu sein. Bald nach seinem Tode reiste Mrs. Glandon nach England zurück und bezog wiederum das kleine Landhaus am Strande bei Dover, wo sie ehemals so glücklich gewesen war, jetzt aber nicht mehr in den Träumen dieses Glückes schwelgen sollte, sondern sich dem bittren Brüten überließ, welches die Betrachtung ihrer verlassenen Lage allmälig in ihr hervorrief, in die sie sich durch eine schnell abgekühlte Leidenschaft selbst versetzt hatte. Ihr nächstes Bestreben in England ging nun dahin, die Verbindung mit ihrer Familie wieder anzuknüpfen und so sich nach und nach

auf die frühere Höhe ihrer Geburt zu erheben, allein — dieses Bestreben mißlang gänzlich, da man sie als ein mißrathenes Glied der Familie betrachtete und schon seit Jahren vergessen hatte. So empfing ihr stolzes Herz einen neuen, unerwarteten Schlag, und mißmuthig und grollend über ihr Geschick, zog sie sich von allem Umgange zurück und lebte nur der Erziehung ihres einzigen Sohnes, mit dessen specieller Bedienung ich damals als junger Mensch beauftragt ward. Seit jener Zeit bin ich fast nicht mehr von der Seite meines Herrn gekommen und nun werden Sie begreifen, wie fest und innig die Bande sind, die mich mit Mylord verknüpfen.

So begann denn also die Erziehung des kleinen Emery unter Leitung einer so erbitterten und eigensinnigen Frau auf eine sehr ungewöhnliche Weise, und es wäre kein Wunder gewesen, wenn er bös und schlecht geworden wäre, da ihm fast Alles entging, was den Kindern bemittelter Leute an guter Erziehung und läuternden Beispielen zu Theil wird. Allein seine gute Natur, sein redliches Herz, seine geradsinnigen Neigungen, die er mehr von dem Vater als der Mutter geerbt, schützten ihn stets vor den falschen Theorieen und Maximen der nur im Geiste ihrer Vergangenheit lebenden Frau, die nie vergessen konnte,

daß sie die Tochter eines Lords und doch nicht in der Lage war, die Ansprüche einer solchen geltend zu machen. Mrs. Glandon wollte in allen Dingen und nach allen Richtungen hin einen großen Herrn aus ihrem Sohne machen, er sollte stolz, kalt und vornehm werden, wie sie selbst es war, und doch strebte das einfache Naturell des Knaben mit gewaltiger Strömung dieser Absicht entgegen. So suchte sie ihm zum Beispiel von früher Jugend an den unsinnigen Glauben beizubringen, die Dinge und Verhältnisse, die er um sich sah, seien viel größer, schöner und besser, als sie wirklich waren, wodurch sie dem Kinde eine ganz falsche Vorstellung von allem Vorhandenen, von ihrer und seiner Existenz aufzunöthigen trachtete, allein dieser gewagte Versuch wollte ihr nie gelingen. Denn der aufgeweckte Knabe hatte ein sehr gesundes Auge, das die Dinge nur in ihrem natürlichen Lichte erfaßte, und ein unendlich bescheidenes und einfaches Herz. Er hatte also schon früh das Unglück, zu der Einsicht zu gelangen, daß nicht Alles glaubwürdig war, was seine Mutter ihn glauben machen wollte, und er bemühte sich daher nur um so eifriger, die Wahrheit der Dinge und Begebenheiten um ihn her zu ergründen und im Innern gegen die Ansichten seiner Mutter einen Widerspruch keimen zu lassen, der

mit seinem zunehmenden Alter wuchs und seinem Charakter allmälig ein Gepräge aufdrückte, das er selbst jetzt noch bewahrt hat. So bildete sich unversehens im Geiste desselben eine bei Knaben seines Alters ungewöhnliche Hartnäckigkeit, ein zähes Festhalten seiner Meinungen und Ansichten, ein unabweichliches Bestehen auf seiner Meinung aus, eine Neigung, die bei einem schlimmen Herzen leicht zum Schlimmen führen konnte, glücklicherweise aber bei dem gutgearteten Emery sich nur in eine eiserne Consequenz umbildete und festsetzte, mit der er Alles, was er künftig im Leben ergriff, auszubeuten und in sich zu fesseln bemüht war.

Ein fast beständiger und beinahe bis zum Tode der Mutter dauernder Kampf entspann sich sehr frühzeitig zwischen Beiden bezüglich des Verkehrs, des Umgangs und Zeitvertreibs des Knaben, wofür ich hier nur ein einziges Beispiel werde anzuführen haben, um Sie zu belehren, daß dieser Kampf, wie in winzigen, so auch in allen ernsteren Dingen stattfinden und fortbestehen konnte. Nach Mrs. Glandon's Ansicht sollte Emery nur mit Kindern Begüterter, Hochadliger verkehren; da aber solche Kinder nie in seine Nähe kamen, so wollte sie seinen Umgang blos auf sich selbst und ihr Haus beschränken, was natürlich

für einen warmblütigen Knaben seines Alters ein viel zu enger Kreis war, zumal Emery gerade das Gegentheil liebte und gern mit Kindern verkehrte, die seinen Jahren, seiner Lebenslust und seinen kindischen Ansichten entsprachen. Da ihm in diesem Punkte aber unendliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, so gerieth er auf den Einfall, seine Liebe, die fast gar keine Nahrung erhielt und doch so sehr der Gegenliebe begehrte, auf Wesen untergeordneter Gattung zu lenken, und so entwickelte sich die seltsame Liebhaberei, sich mit Thieren allerlei Art zu umgeben —"

„Ha!" unterbrach Joseph den Erzählenden, „da hatte er ja dieselbe Liebhaberei wie ich."

„So! Ja! Hm! und diese Liebhaberei war fast die einzige, die ihm gestattet wurde, weshalb es denn bald kam, daß sich Tower-Hall mit Affen, Hunden, Vögeln und dergleichen Gethier bis zum Uebermaaß füllte, was den Bewohnern des Landhauses oft sehr lästig und unbequem war, aber von Allen ertragen wurde, weil sie der allein stehende Knabe dauerte und sie ihm das einzige Vergnügen seiner Jugend nicht verkürzen mochten. Emery sammelte damals auf eine etwas seltsame Art. Da er nicht die Mittel besaß, seine bisweilen kostspielige Liebhaberei durchzusetzen,

so brandschatzte er die Nachbarn seiner Mutter auf jede Weise, und kam dadurch bald in den Ruf, ein unwiderstehlicher Jäger und Fänger zu sein.

Doch ich will mich nicht zu tief und zu speciell in die ersten Heldenthaten der Art meines Herrn einlassen, überdieß haben wir es bald mit ernsteren Dingen zu thun und das Angeführte wird Ihnen genügend sein.

Es war die Zeit gekommen, in der man an eine geeignete Schulbildung Emery's denken mußte, und durch ihre endlosen Schreibereien an ihre vor wie nach grollenden Verwandten setzte es Mrs. Glandon endlich durch, ihren Sohn auf der Schule von Eton aufgenommen zu sehen, wo er jedoch nicht zu der auserwählten Klasse der vornehmen Alumnen, vielmehr zu jener der halbbegüterten sogenannten Extraneen gezählt wurde, denen man aus purem Mitleiden gestattet, die wissenschaftlichen Brosamen aufzulesen, die die Herren Alumnen von ihrem klassischen Ueberflusse übrig lassen. Ich begleitete den Knaben damals nach Eton und bewohnte mit ihm ein kleines Haus, dessen Besitzer sich davon ernährten, Pensionäre bei sich aufzunehmen und ihnen für eine gewisse Summe Kost und Unterhalt zu gewähren. Hier in Eton zeigten sich nun die ersten Symptome von seltsamem Eigenwillen in

dem Charakter meines kleinen Herrn, der sich niemals daran gewöhnen wollte, ein Joch auf seinem an Freiheit und Frohsinn gewöhnten Nacken zu tragen. Das althergebrachte steife Schulwesen war ihm ein Gräuel, er konnte die schwarzgekleideten pedantischen Schulmeister mit ihren weißen Zipfelcravatten, die die Knaben in den Schraubstock der Methode preßten, eben so wenig begreifen, wie er diese Knaben begriff, daß sie den Schulmeistern gehorchten und in der Stube saßen, wenn draußen auf den Angern die Sonne schien und die Schwalben im Winde spielten. Er wolle gern lernen, sagte er oft, aber man müsse ihn lernen lassen, was ihm Vergnügen mache, oder wenn er einmal gehorsam sein müsse, so solle man ihm wenigstens die Freiheit gönnen, die er in Tower-Hall genossen, denn Tauben fliegen zu lassen und sich ein paar Hunde zu halten, sei ein viel größeres Vergnügen, als die Regeln der lateinischen Grammatik zu studiren und französische Vokabeln auswendig zu lernen.

Die vielerlei Streitigkeiten und Unannehmlichkeiten, die er namentlich wegen seiner Thierliebhaberei mit den Vorstehern der Schule in Eton hatte, die nicht dulden wollten, daß ein so kleiner Knirps, wie Emery Glandon war, mit Hunden spazieren ginge, wo so viele menschliche Wesen einen besseren Gesellschafter

abgeben konnten, führten endlich zu einem ernstlichen Bruche; man fand es nicht angenehm, einem so widerspenstigen Wesen die Ehre angedeihen zu lassen, in Eton seine Bildung zu empfangen und — verwies ihn.

Als Emery Glandon zu seiner Mutter nach Tower-Hall zurückkehrte, befand sich dieselbe in großer Verlegenheit, ihm den nothwendigen Unterricht zu Theil werden zu lassen. Endlich jedoch führte der Zufall eine günstige Gelegenheit herbei. In einem nahegelegenen Kirchspiele trat ein armer und sehr gelehrter Vicar auf, der für achtzig Pfund jährlich den Dienst eines Pfarrherrn versah, dessen Pfründe achttausend Pfund betrug. Dieser noch ziemlich junge Mann fristete sein kärgliches Leben dadurch, daß er Pensionäre hielt und Unterricht in allerlei Sprachen und Wissenschaften ertheilte. Er hatte damals einen einzigen Pensionär, einen lebhaften Knaben, Namens Morris, und dieser ist es, der später leider einen so großen Einfluß auf Emery's Schicksal ausüben sollte. Emery verstand sich sehr gern dazu, täglich einige Male nach dem Kirchspiel des Vicars zu laufen, um Weisheit zu lernen; konnte er sich doch auf diesem Wege von seinen Hunden begleiten lassen und war er doch nach den Unterrichtsstunden frei wie der Vogel in der Luft, um zu spielen und Tauben zu jagen,

so viel er nur wollte. Wenn die Herren in Eton jetzt den Eifer meines Emery gesehn hätten, so würden sie mit ihm sehr zufrieden gewesen sein; der Vicar wenigstens, mit dem ich oft über den Knaben sprach, theilte mir mit, daß er selten einen so lernbegierigen, willenskräftigen und ausdauernden Schüler unterrichtet habe. Doch das ist nur Nebensache und berührt die Haupterlebnisse meines Herrn nicht; ich übergehe daher alle Einzelnheiten seines Jugendlebens und wende mich zu dem Brennpunkte seines Schicksals, zu Thomas Morris, der bald in eine vertrautere Stellung zu Emery gerieth, als wir Alle erwartet hatten.

Thomas war ein verschlagener, mehr schlauer als kluger, mehr spekulativer als nachdenkender Kopf, der namentlich zu allerhand leichtsinnigen Streichen, die fast außerhalb des Gebietes eines Knaben lagen, ungewöhnliche Fähigkeiten besaß. Zu allem Schlimmen geneigt, keine Arglist scheuend, keinem Menschen wahrhaft ergeben, meinte er es mit Niemandem ehrlich als mit sich selber, und wußte Alles zu seinem persönlichen Vortheil zu wenden. Das sahen wir Aeltere, der Vicar und ich, sehr bald, aber Emery und seine Mutter sahen es nicht; vielleicht auch wollte es Letztere nicht sehen, da sie froh war, einen leidlich angenehmen Gefährten für ihren Sohn gefunden zu haben.

Die beiden Knaben verband sehr bald eine von Emery's Seite wenigstens aufrichtige und warme Neigung. In Letzterem nämlich waltete die eigenthümliche Neigung vor, alle Diejenigen zu beschützen und zu heben, die vom Schicksal oder Unglück auf irgend eine Weise benachtheiligt waren, und da Thomas Morris eine Waise war und nur von dem Mitleiden einer Verwandten abhing, die selbst nicht in glänzenden Verhältnissen lebte, so hatte er es sich in den Kopf gesetzt, Thomas innig zu lieben und ihm auf jede Weise sein Dasein zu erleichtern. So hatte sich mit einem Male seine Liebhaberei für Thiere zur Liebhaberei für Menschen erweitert und veredelt, und häufig geschah es, daß er der Mutter nicht allein Thomas Morris, sondern außerdem noch ein ganzes Rudel halb erfrorener und verhungerter Knaben mit in's Haus brachte, die er irgend wo auf der Straße aufgelesen hatte, um sie mit seinem Ueberflusse zu füttern und zu wärmen, wobei es der mit Geld stets sparsam versehenen Mrs. Glandon nicht selten an Lust gebrach, den stürmischen Anforderungen des kleinen Großmüthigen zu genügen. Mit der Zeit freilich, als Emery älter wurde, erkannte er die Last, die er der Mutter damit aufbürdete, und so trug er endlich seine allgemeine Menschenliebe allein auf Thomas über, der mei-

ner Meinung nach der Unwürdigste von Allen war, auf die sie hätte fallen können.

Lassen Sie mich über die Knabenjahre Emery's rasch hinweggehen, sie interessiren Sie gewiß nur in sofern, als Sie daraus auf seine spätere Entwicklung und die Ausbildung seines Charakters schließen können, wie Sie denselben bis jetzt erkannt haben und wahrscheinlich noch ferner erkennen werden.

Emery und Thomas waren siebzehnjährige Jünglinge geworden und noch immer verband sie jene erste warme Freundschaft, ohne daß es jedoch dem leichtfertigeren Thomas gelungen wäre, den mehr ernsten und bedächtigen Emery in die oft gestellten Schlingen zu locken. Um nur eine leichtsinnige Eigenschaft Jenes zu erwähnen, die späterhin bei ihm zur Leidenschaft wurde, so will ich hier seiner Neigung zu Hazardspielen gedenken. Morris liebte schon als Knabe das Spiel und selten ging er irgend wohin, ohne Würfel oder ein paar Spiele abgegriffener Karten in den Taschen zu tragen. Daß er wiederholt seinen Freund zu derselben Leidenschaft zu verleiten versuchte, war nur zu natürlich. Emery that ihm auch oft den Gefallen und spielte mit ihm zum Vergnügen, aber nie um Geld, denn dagegen hegte er eine unüberwindliche Abneigung; er tadelte es sogar oft an Tho-

mas, der das Spiel als Mittel, leicht Geld zu gewinnen, aus allen Kräften vertheidigte. Da Emery stets mit großer Ruhe und Ueberlegung spielte, weil ihn das Spiel an sich nicht reizte, so spielte er seinem leidenschaftlichen Partner gegenüber stets gut, und er hätte im Leben vielfach Gelegenheit gehabt, große Summen zu gewinnen, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, denn er hatte immer und überall ein ungeheures Glück. Er brauchte die Karten nur anzurühren, so fielen ihm die besten zu, ohne daß er es wünschte. Ach, das Sprichwort sollte sich auch an ihm bewähren, daß wer Glück im Spiel hat, in der Regel keins in der Liebe habe. Thomas sah dies stete Glück seines Busenfreundes mit neidischen Augen an, denn da er Alles mit demselben theilte, so glaubte er auch das Recht zu haben, sein Glück mit ihm zu theilen, ein Wahn, der sich niemals bei ihm bestätigt hat.

So viel hiervon, und ich erwähne dies vornehmlich, weil ich der Ansicht bin, daß gerade die Spielwuth es war, die Thomas Morris verleitete, gegen seinen Freund, dem er so Vieles verdankte, schlecht und unwürdig zu handeln. Die beiden Knaben also waren siebzehn Jahre alt und bis dahin vom Vicar unausgesetzt unterrichtet worden. Da Thomas jetzt

aus der Pension des Letzteren scheiden sollte, um eine deutsche Universität zu besuchen, die weniger kostspielig war als eine englische, so erklärte der bisherige Lehrer, daß Emery eben so gut in Göttingen studiren könne wie Thomas, und daß es sogar für ihn in jeder Beziehung ersprießlich sein würde, einige Jahre auf dem festen Lande zu leben, um sich eine starke Lebensbasis für sein ferneres Fortkommen zu gründen. Hiermit war Mrs. Glandon ganz einverstanden, denn ihr Einkommen reichte wohl hin, ihren Sohn in Deutschland, aber nicht, um ihn in England seine Bildung vollenden zu lassen. Sie ging also mit sich zu Rathe und entschloß sich endlich, ihr jährliches Einkommen von tausend Pfund mit ihm zu theilen, was für einen Studenten in Ihrem Vaterlande ein leidliches Einkommen ist und fünfmal so groß war wie das, worüber Thomas Morris zu verfügen hatte. Auch Emery war mit diesem Entschlusse sehr zufrieden, so konnte er nicht allein seinem Wissensdrange nachgehen, sondern er konnte auch fortfahren, seinen theuren Freund wie bisher mit seinen größeren Mitteln zu unterstützen. So reisten wir Drei denn nach dem Festlande ab und bezogen die alte und ehrwürdige Georgia Augusta, die so reich ist an wissenschaftlichen Schätzen und Lehrkräften und in ihrer Umgebung so vielerlei

Angenehmes und Sehenswürdiges für junge Leute aufzuweisen hat.

Mein Herr war damals schon ein stattlicher, völlig ausgewachsener junger Mann mit hübscher Gestalt, einnehmenden Gesichtszügen und dem von seinen Eltern angeerbten edlen Benehmen, was ihm jederzeit die Theilnahme Derjenigen erwarb, die mit ihm in nähere Berührung kamen. Thomas dagegen war ein kleiner stämmiger Bursche mit scharf markirtem Gesicht, aus dessen lüsternen Augen die ganze Schlauheit und Leichtfertigkeit sprühte, die ihm eigenthümlich war. Wir hatten uns sehr bald in der deutschen Musenstadt eingebürgert und lebten die ersten zwei Jahre still und zurückgezogen, weil wir uns erst mit dem deutschen Wesen und der deutschen Sprache vertraut machen mußten, die wir damals alle Drei nur sehr wenig verstanden. Wir machten aber sämmtlich erkleckliche Fortschritte darin, und nun erst, nach zwei Jahren, verkehrten wir mit verschiedenen Familien, deren Bekanntschaft einem Manne mit Emery's Aeußeren, Mitteln und Herkommen in Göttingen sehr leicht gemacht wird. Auf unser Leben daselbst will ich indessen hier nicht weiter eingehen und nur bemerken, daß wir alljährlich kleine Ausflüge in die gebirgigen Theile Deutschland's unternahmen und die gewöhn-

lichen Abenteuer zu bestehen hatten, die einem Studenten auf einer deutschen Universität zu begegnen pflegen. Erst nachdem wir drei Jahre in Göttingen zugebracht und die Zeit eigentlich vorüber war, die man für unsern Aufenthalt daselbst bestimmt hatte, fiel die verhängnißvolle Bekanntschaft vor, die mich von jetzt an unausgesetzt in meiner Mittheilung beschäftigen wird und zu der ich nun endlich gelangt bin. — Ja," fuhr der Alte seufzend und seinen Zuhörer stark fixirend fort, „es war eine verhängnißvolle Bekanntschaft, die Emery Glandon in der Person der Henriette von Bergen machte."

„Was!" rief Joseph aus, indem er von seinem Stuhle aufsprang und den Haushofmeister bei'm Arme ergriff — „was sagen Sie da? Henriette von Bergen?"

„Ja, Mr. Sohn, so sage ich, denn so war es. Die jetzige Baronin von Haldrungen war die Bekanntschaft selbst, die ich so eben eine verhängnißvolle nannte."

„Gerechter Gott! Wär's möglich! Der Lord wäre ihr Geliebter, den sie für todt hält, und er — weiß er, daß sie in seiner Nähe lebt?"

„Wohl weiß er es, und eben weil er sie hier erkundet hat, so ist er in ihre Nähe gezogen und hat sich hier angesiedelt, um wenigstens von Zeit zu Zeit in

ihrer Nähe zu athmen und wie eine zweite Vorsehung ihr ferneres Schicksal zu überwachen.“

„Aber wie denn — die Baronin selbst hat keine Ahnung davon, daß der Lord lebt und noch dazu ihr so nahe ist?“

„Sie soll und darf auch keine Ahnung davon haben, und ich rathe Ihnen ernstlich, nichts dazu beizutragen, daß Sie die geringste erhält. Unmöglich ist es auch, daß sie selbst darauf verfällt, daß ihr Nachbar Lord Shorncliffe, ihr früherer Geliebter Emery Glandon ist, wenn sie ihn nicht sieht, denn niemals hat ihr Mylord damals, als er in ihrer Nähe lebte, die Abstammung seiner Mutter genannt, da er sich nicht mit Dingen zu brüsten liebte, die außer seinem eigenen Verdienst lagen. Ja, Sie ahnen wohl jetzt schon so Manches aus dem ferneren Schicksal der Beiden — mag sein, denn daß Emery seine Liebe bewahrt hat, wie er der Meinung ist, daß auch Henriette die ihrige bewahrt, wird Ihnen schon die Ueberzeugung von der Charakterfestigkeit und Consequenz meines Herrn gesagt haben. Wie er Alles, was er einmal mit Neigung und Liebe ergriffen, für sein ganzes Leben festhält, so hat er auch seine Jugendliebe festgehalten, und Nichts auf der Welt ist jemals im Stande gewesen, jenes junge Mädchen auch nur auf einen

Augenblick aus seiner Erinnerung zu verdrängen. Ja, seine Liebe ist noch jetzt so groß und gewaltig, daß er ihre Nähe gesucht hat, um, wenn auch nicht mit ihr leben, doch einst auf ihrem Grabe sitzen zu können, wenn sie vor ihm sterben sollte. Das nennt man Charakter, Consequenz und ächte Männlichkeit, Mr. Sohn — Spleen taufen es bisweilen Ihre Landsleute, die weit häufiger mit dem Spleen des Leichtsinns behaftet sind, als wir Engländer mit dem Spleen der Melancholie."

„Bei Gott!" rief Joseph entzückt aus, „das ist ein seltener Mann!"

„Da haben Sie sehr Recht, ein seltener Mann, den man bewundern und zugleich lieben muß. Doch nun beruhigen Sie sich, bester Mr. Sohn, es ist einmal so, wie ich erzähle, und Nichts läßt sich daran ändern. Ich will aber jetzt meine Geschichte fortsetzen, die nun rasch ihrer Entwickelung entgegenschreitet. —

Emery Glandon war zwanzig Jahre alt, als er zum ersten Male die sechszehnjährige Henriette von Bergen sah, die sich mit einer Tante in Göttingen aufhielt, um sie von einem Augenübel heilen zu lassen, das ihr mit völliger Blindheit drohte. Schon als wir die alte Dame kennen lernten, war ihr Au-

genlicht fast ganz verloren, und selbst die Operation, der sie sich nach einiger Zeit unterwarf, war nicht im Stande, ihr dasselbe wiederzugeben, da sie bald nach derselben völlig erblindete. Doch ich greife schon wieder vor und doch muß ich im Schritt gehn, obgleich mein Herz im Galopp vorwärts drängt.

Ach, es war damals für mich eine Zeit voller Aufregung und Besorgniß. Ich hatte lange ein solches Ereigniß gefürchtet; denn ich sagte mir, daß, wenn Emery's Neigung einmal auf ein Weib fallen sollte, dieses Weib den Gipfel, das Ziel, den Inbegriff seines ganzen Lebens bilden würde. O, ich habe mich darin nicht getäuscht, denn ich kannte meinen Emery eben so gut, wie ich mich kannte.

Emery Glandon begegnete eines Tages, als er mit seinem Freunde eine Gemäldeausstellung besuchte, Fräulein von Bergen, die mit der Familie ihres Arztes ausging, da ihre blinde Tante an ihr Haus gefesselt war. Ach, ich werde den Tag nicht vergessen, wo dieses geschah. Den ganzen Tag war mein Herr sehr still, ernst und fast verlegen. Er ging nicht aus mit Thomas und ich hielt ihn für krank. Aber am Abende dieses Tages, als ich schon zu Bette lag und glaubte, die jungen Herren schliefen ebenfalls, kam er in mein Zimmer, setzte sich vertraulich an mein Bett

und sagte: „William, ich muß Dir Etwas vertrauen. Mein Herz hat gesprochen — ich liebe ein Mädchen.“

„Hilf Gott!“ schrie ich auf, „das ist kein wirksamer Schlaftrunk, den Sie mir da bringen.“

„Warum nicht? Das Mädchen ist ein Engel und ich werde sie heirathen oder —“

„Oder was?“ rief ich voller Angst.

„Uns Beide erschießen!“

„Nun, da heirathen Sie sie nur getrost,“ rief ich, denn ich wußte, daß Eins von Beiden auf jeden Fall stattfinden würde.

„Das will ich, aber noch geht es nicht. Sie hat eine alte Tante bei sich, die sehr leidend ist und also ihren Beistand braucht. Ich werde daher warten, bis dieser Beistand nicht mehr nöthig ist, dann erst bringe ich sie zu meiner Mutter. So lange aber weiche ich nicht von dieser Stelle, selbst wenn es zehn Jahre dauern sollte.“

Mir standen die Haare zu Berge. „Zu Ihrer Mutter?“ rief ich. „Sind Sie auch überzeugt, daß Ihre Mutter mit Ihren Wünschen einverstanden sein wird?“

„Das ist Nebensache, die mich sehr wenig kümmert. Meine Mutter hat auch nicht ihre Eltern gefragt, als sie meinen Vater heirathete, und ich bin Beider Sohn.“

„O Gott ja, ich weiß es,“ sagte ich und fühlte mich so beklommen, wie nie in meinem Leben, denn ich sah bis auf Kleinigkeiten unser ganzes künftiges Leben vor uns liegen — Wirrwarr und Unruhe an allen Enden und nur wenig Glück und Freude.

Doch weiter! Mein Herr hatte unter seinen Hunden ein reizendes Windspiel. Dieses Windspiel sah die junge Dame einst auf einem Spaziergang und bewunderte es so laut, daß Emery, der sich so viel wie möglich auf allen ihren Wegen an sie heftete, es hörte. Noch denselben Tag mußte ich den kleinen Ned zu der Dame bringen und sie fragen, ob sie den Besitzer so glücklich machen wolle, das Windspiel als ihr Eigenthum zu betrachten.

Die junge Dame stieß einen Freudenschrei aus, nahm Ned auf den Arm und küßte und liebkoste ihn. Und ich stand dabei, sah Alles mit an und dachte mir mein Theil dabei. Denn ach, Mr. Sohn, die junge Dame war sehr, sehr schön, und ich verdachte es meinem guten Herrn nicht, daß er sie liebte. Trotz ihrer Jugend hatte sie einen völlig entwickelten Körper, ein liebreizendes Gesicht, von den Farben der Gesundheit und dem Ausdruck der Güte strahlend, goldblondes, schön gelocktes Haar und ein paar blaue Augen, die mich an den Maihimmel erinnerten. Doch was

sage ich, Sie kennen sie ja und sie soll immer noch schön sein, wie mir die Leute sagen, die sie gesehn haben — nicht wahr?"

„Ja, sie ist noch immer schön, und eben so edel und gut!" rief Joseph voller Entzücken.

„Nun sehen Sie wohl! — Unser Windspiel also blieb bei der Dame und ich ging wieder heim, um meinem Herrn den Erfolg mitzutheilen, der vor Freude und Glück beinah außer sich war. Am andern Tage aber stellte sich der Herr des Windspiels selber vor und — die Bekanntschaft war gemacht, um bald, sehr bald — zur glühendsten Liebe von beiden Seiten zu gedeihen. —

Wir blieben noch zwei Jahre in Göttingen, trotzdem Briefe über Briefe von Tower-Hall kamen und uns zur Heimkehr mahnten. Aber was bedeuteten diese Briefe für einen so leidenschaftlichen Liebhaber, wie Emery Glandon einer war! Dieser war ein täglicher Gast bei Frau von Bergen, der Tante seiner Geliebten, und auch Thomas Morris begleitete ihn bisweilen dahin, obgleich Fräulein Henriette den kleinen stämmigen Mann mit dem verschmitzten Gesichte nicht leiden mochte und ihm stets mit großer Zurückhaltung begegnete. Durch Emery's Fürsorge war sogar, da die Damen sehr wenig bemittelt waren,

ein kleines Gartenhäuschen in einer ziemlich abgelegenen Vorstadt gemiethet, und dort wurde auch die Augenoperation vollzogen, lief aber so unglücklich ab, daß die Aerzte jede Hoffnung für alle Zukunft aufgaben. Es konnte nicht fehlen, daß Emery und Henriette durch alle diese vielfachen Berührungspunkte sehr bald vertrauter wurden, als es unter anderen Umständen zu geschehn pflegt, und Emery sah darin nichts Verfängliches, da er ja den besten Willen von der Welt hatte, die Geliebte seines Herzens zu seinem Weibe zu machen. —

Mr. Sohn, so weit sind wir — gönnen Sie mir eine Minute Erholung, denn nun kommt die Nachtseite unsers Lebens, das bis jetzt so heiter und hoffnungsvoll gewesen war. Ah! da, trinken wir einmal ein Glas Wein — auf Lord Emery's Wohl!"

„Und auf Henriette von Bergen's, Mr. Barton!"

„Sie haben Recht! Ja. Doch nun weiter. Aber, Mr. Sohn, da ich Ihnen die Wahrheit zu sagen versprochen habe, so muß ich sie Ihnen auch ganz sagen: Emery Glandon hat meines Wissens in seinem Leben nur einen Fehltritt begangen, und diesen hat er mit dem Glück seines ganzen Lebens gebüßt. Er fehlte aus Liebe und darum kann man ihm wohl verzeihen. Ich wenigstens halte einen solchen Fehltritt für viel

weniger unwürdig als andere, die die Jugend begeht, und ich möchte nicht den Menschen zum Freunde haben, der erbarmungslos gegen einen solchen seinen Stein aufhebt. Mit einem Wort, Emery Glandon hätte sich sobald wie möglich mit Fräulein von Bergen vermählen sollen, da er es doch im Sinne hatte, allein er unterließ es, wahrscheinlich weil die Sorglosigkeit der Jugend und die feste Hoffnung auf eine sichere Zukunft seine Gefährtin war. Genug, die Geliebte seines Herzens war seine Gattin vor Gott, aber nicht vor den Menschen geworden, sie waren Beide so glücklich, wie zwei Menschen auf Erden es nur zu sein vermögen, und sie konnten es auch sein, da sie Beide einander werth waren und wußten, was sie von einander zu erwarten hatten.

Bis hierher nun war Alles ganz gut abgelaufen, die Blindheit der Verwandten Henriettens kam den jungen Leuten zu Statten und jetzt erst setzten sie den Zeitpunkt fest, wo sie sich vermählen und dann nach England gehen wollten, die blinde Frau der erprobten Sorgfalt einer Krankenpflegerin überlassend, bis sie wieder von England zurückkämen, um bei ihr zu leben, denn Emery hatte beschlossen, mit seinem kleinen Vermögen sich in Deutschland anzusiedeln, was hier sogar für die Unterhaltung einer Familie hin-

reichte, während es in England nicht einmal für ihn allein groß genug war. Bis hierher, sagte ich, war Alles ganz gut gegangen, aber die beiden jungen Leute hatten nur die sie umgebende Gegenwart, nicht aber das hinter ihrem Rücken sich entwickelnde Schicksal in Anschlag gebracht.

Eines Abends, ich war gerade allein zu Hause, langten zwei Briefe aus Tower-Hall an. Der eine war von der Gesellschafterin der Mrs. Glandon und enthielt die Meldung, daß diese im Sterben liege und augenblicklich ihren Sohn zu sehen verlange. Der zweite aber, von dem an's Krankenbett gerufenen Anwalt derselben, enthielt den Rath für Emery, so bald wie möglich in Tower-Hall zu erscheinen, wenn er die tausend Pfund, die seine Mutter bisher von ihrer Familie erhalten, für sich retten wolle. Diese sich ergänzenden Nachrichten waren wichtig genug, den über das unglückliche Zusammentreffen der beiden Verhältnisse höchst betroffenen Emery zu einer Reise nach England zu bestimmen. Er eilte sogleich mit den Briefen zu Fräulein von Bergen und theilte ihr selbst seinen Entschluß mit, sogleich nach England zu gehen, aber augenblicklich wiederzukehren, sobald die Umstände es erlauben würden.

Henriette, darüber zwar betrübt, sah nichts Ver-

fängliches in dem Entschlusse Emery's, sie beeilte sogar dessen Ausführung, um ihren Geliebten nicht des Anblicks seiner sterbenden Mutter und seines Vermögens, auf dem ihre eigene Zukunft beruhte, zu berauben. So reiste Emery Glandon, nachdem er Henrietten empfohlen, ihm ihre Briefe nur durch Thomas Morris zukommen zu lassen, wirklich ab, mit dem feierlichen Versprechen, sobald wie möglich nach Deutschland zurückzukehren, um seine Geliebte als Gattin in Besitz zu nehmen. Ein Versprechen, das, von Emery Glandon gegeben, von keinem Hinderniß in der Welt umgestoßen werden konnte, wie wir wenigstens damals glaubten.

Ach, er ging nach England, um — Henrietten nie wiederzusehen."

„Wie? Er hat sie nicht wiedergesehen?" rief Joseph schmerzlich bewegt. „Hat er sein Versprechen nicht gehalten?"

„Still, Mr. Sohn, wie können Sie so etwas von Emery Glandon denken! Er konnte es nicht halten, wie Sie sogleich erfahren werden."

„So erzählen Sie weiter — diese Geschichte wird interessanter, als ich für möglich hielt."

„O, die Hauptsache kommt erst noch. — Vier Wochen nach unserer Entfernung von dem meinem Herrn

so theuren Göttingen erhielt er von Thomas Morris die Nachricht, daß er Vater eines Töchterchens geworden sei und daß Thomas laut der ihm übertragenen Pflicht alle Sorgfalt, sowohl für Mutter wie Kind, getroffen habe. Das kleine Mädchen sei sogleich einer achtbaren Familie übergeben, die mit den feierlichsten Versprechungen die Ernährung und Erziehung desselben übernommen habe, bis der Vater selbst weiter darüber bestimmen werde. Emery war durch diese Benachrichtigung ungemein getröstet, zumal er zugleich erfuhr, daß die blinde Tante keine Ahnung von dem Ereigniß habe, welches sich im Hause zugetragen, da Thomas bei Zeiten für den Ersatz der Pflege Henriettens durch eine Krankenwärterin bei der Alten gesorgt hatte. Für's Erste glaubte Emery alles Mögliche für die Seinigen in Deutschland gethan zu haben, zumal er bei seiner Abreise Thomas Morris zweihundert Pfund hinterlassen und bestimmt hatte, daß drei Theile davon für die Mutter und ein Theil für die Pflege des Kindes verwandt werden sollten, bis er mehr zu senden im Stande sei.

Mit diesem Auftrage nun, Mr. Sohn, beginnt meiner Meinung nach die schändliche Betrügerei Thomas Morris. Von diesen und allen in den nächsten Jahren so reichlich übersandten Geldern hat er, glaube

ich, nur sehr Wenig an Diejenigen gewandt, für die sie bestimmt waren. Ich weiß freilich nichts Genaueres darüber zu sagen, kann auch nicht beweisen, was ich nur befürchte, aber das Mißgeschick, welches Emery Glandon von diesem Augenblick an in Bezug auf Henrietten und deren Kind verfolgte, war so eigenthümlicher und unvorhergesehener Art, daß ich mich nie habe enthalten können, an eine Büberei von Seiten dieses Thomas Morris zu denken. Ach, man weiß ja, was man von sogenannten guten Freunden dieser Art zu halten hat! Dieser mein Verdacht wurde freilich damals noch nicht, aber sehr bald darauf dadurch bestärkt, daß ich in immer genauere Erfahrung brachte, daß Thomas Morris ein Spieler war und für sich selbst viel mehr Geld verbrauchte, als seine armselige Einnahme von hundert Pfund betrug, so wie, daß er etwa nach einem Jahre Göttingen verließ und seiner Angabe zufolge in ein großes Handlungshaus zu Danzig trat — was, wie Sie bald erfahren werden, eine Lüge war — und daß seine Briefe wunderbar ruhig und überlegt abgefaßt waren, so wie — doch schreiten wir nicht der Zeit und den Ereignissen vor, sie werden Ihnen am besten meine eigenen Gedanken über diesen Menschen enthüllen."

„Sie sprachen aber so eben von Jahren, während

welcher Emery Glandon in England zurückgehalten wurde — woher kam das?"

„O, nicht in England allein, auch anders wo — hören Sie nur. Zuerst wurde mein Herr an England durch seine Mutter und deren Krankheit gefesselt, die sich anfangs zwar etwas erholte, bald aber wieder kränker wurde und unter keinen Umständen zugeben wollte, daß ihr Sohn sie verließ, weil sie in der Sterbestunde, die sie erwartete, ihn nicht entbehren zu können vorgab. Hiermit aber war ein anderer und ebenfalls wichtiger Umstand verbunden, der mir in der dringlichen und geheimnißvollen Art, wie er Emery mitgetheilt wurde, auffallend genug erschien. Der Notar nämlich, der bisher die Verhältnisse der Mrs. Glandon geregelt und die Verbindung mit ihrer Familie, die, so locker sie war, doch immer noch bestand, vermittelt hatte, eröffnete meinem Herrn, daß es durchaus nothwendig sei, daß er in England bleibe, um bei'm etwaigen Tode der Mutter anwesend zu sein und sogleich die nöthigen Schritte zur Erhaltung der tausend Pfund zu thun, die bisher der Tochter der Shorncliffe's bewilligt waren.

Sie können sich wohl denken, in welcher Lage sich also damals mein armer Herr befand, und ich war der Einzige, dem er seine Schmerzen offenbaren und

der ihn einigermaßen auf eine glücklichere Zukunft vertrösten konnte. Ach, er hatte keine Ruhe bei Tag und Nacht, seine Seele flatterte zwischen England und Deutschland hin und her, und wenn er von dem Krankenbette der Mutter kam, gab es keine andre Unterhaltung für ihn, als immer wieder die zärtlichen Briefe zu lesen, die ihm durch den damals für treu gehaltenen Morris von Henrietten zukamen, die aber — merkwürdig genug — ausblieben, sobald Letztere Mutter geworden war. In den ersten Wochen dieses räthselhaften Schweigens tröstete sich Emery damit, daß Henriette durch ihre Verhältnisse am Schreiben gehindert sei, später aber erreichte seine Ungeduld und Trostlosigkeit eine Höhe, die mich irgend einen unüberlegten Schritt von seiner Seite besorgen ließ."

„Warum aber sandte er Sie nicht nach Göttingen zurück, um die Ursache dieses Schweigens zu erforschen?"

„Das habe ich mir späterhin selbst zum Vorwurf gemacht und auch Emery konnte nicht begreifen, wie er nicht auf diesen Gedanken verfallen sei. Allein, wenn Sie bedenken, daß wir Beide damals Thomas Morris für unfehlbar, treu und redlich hielten, daß Alles für die Geliebte geschehen war, was geschehen konnte, und daß wir Beide unter den vorliegenden Umständen auch nicht leicht den Entschluß fassen konn-

ten, uns zu trennen, so werden Sie die Unterlassung dieser Sendung erklärlich finden. Auch dauerte es nicht gar zu lange, als ein Brief von Thomas Morris anlangte, der diese Reise unnöthig oder wenigstens unnütz machte, denn es war Etwas vorgefallen, was Keiner von uns erwartet hatte und erwarten konnte. Nachdem uns nämlich Thomas Morris mitgetheilt, daß die Tante Henriettens gefährlich erkrankt und eine andere fernere Verwandte gekommen sei, Beide zu sehen und zu pflegen, erfolgte plötzlich die Nachricht, daß die Tante gestorben, in der Stunde nach dem Begräbniß aber die Verwandte mit Henrietten verschwunden sei, ohne die geringste Spur ihres Verbleibens zu hinterlassen. Nach Morris' Meinung hätte die Verwandte, die er als eine energische Frau schilderte, Henrietten ein Bekenntniß abgelockt und, darüber ergrimmt und die Ehre ihrer Nichte in Göttingen für verloren erachtend, sei sie mit ihr abgereist, um sie dem üblen Rufe und den Einflüssen ihres Verführers zu entziehen — wohin? das wisse kein Mensch, doch sei er bereits auf einen Gedanken gerathen, dessen Ausführung wahrscheinlich von einem glücklichen Erfolge begleitet sein werde. Dieser Erfolg jedoch hat sich niemals bemerklich gemacht, und spätere Briefe besagten nur zu klar, daß Henriette, von ihrem Gewissen gefoltert, wahr-

scheinlich selbst dazu beigetragen habe, sich dem Einflusse Emery's zu entziehen, den sie, weil er sie gerade in der Stunde der Noth verlassen, für einen gewöhnlichen Menschen gehalten habe, wie es unschuldigen und schönen Mädchen gegenüber ihrer so viele gäbe.

Obgleich Emery diesen Ausspruch seines Freundes nicht für wahr hielt und fest auf die Ueberzeugung Henriettens von seiner Treue und Beständigkeit baute, so muß ich doch gestehn, daß für mich diese Mittheilung des Thomas Morris damals etwas Wahrscheinliches hatte, und ich bekämpfte lange, wiewohl vergeblich, meines Herrn Ansicht, der sich in einer so traurigen Lage befand, daß ich ernstlich für ihn zu fürchten begann. Sodann aber schrieb Thomas, daß er, der Verabredung gemäß, für das Kind väterlich gesorgt habe, daß es sich wohl befinde, und daß er, trotzdem die Leute, die es pflegten, sich ihre Bemühung mit Gold aufwiegen ließen, eifrigst fortfahren werde, für dasselbe zu sorgen, Emery deshalb also nicht die geringste Unruhe hegen möge.

O wie soll ich Ihnen den Schmerz meines Herrn schildern, als er jenen Brief von Henriettens heimlicher Entfernung erhielt! Von sich widersprechenden Gefühlen zerrissen, stand er wie Herkules am Scheidewege, zwischen dem Lager einer sterbenden Mutter

und der sich ihm entziehenden Geliebten. Sollte er diese verlassen und jene suchen? Wenn er allein bei mir war, herrschte die Absicht vor, das Letztere zu thun, sah er aber das klagende Angesicht der Mutter, hörte er ihre herzzerreißende Stimme, mit der sie tiefe Reue über manches Vergangene aussprach, dann ward er wieder an ihre Seite gefesselt, wie es bei einem guten Sohne so natürlich ist. So blieb er und erfüllte wenigstens die ihm zunächst liegende Pflicht. Wir lebten damals in einer seltsamen Aufregung in Tower-Hall; bald besserte sich der Zustand der Kranken, bald verschlimmerte er sich wieder — heute fürchteten wir den Tod, morgen hofften wir auf das Leben, bis endlich nach langen, endlos scheinenden und uns fieberhaft bedrückenden neun Monaten der Tod erfolgte und Emery dabei Gelegenheit fand, bei seiner Familie die erforderlichen Schritte zu thun, um sich das bisherige Einkommen seiner Mutter zu sichern. Und jetzt zeigte es sich, wie gut der Rath des vorher erwähnten Anwalts gewesen, daß nämlich Emery bei'm Tode seiner Mutter in England anwesend war, denn sonst hätte man ihn — der Beweis ward ihm durch eine mündliche Unterhaltung mit Lord Shorncliffe, dem ältesten Bruder seiner Mutter und dem jetzigen Haupte der Familie, geliefert — seiner Ansprüche an die Fami-

lie Shorncliffe verlustig erklärt, da Mylady Shorncliffe sich wider Willen aller ihrer Verwandten mit Emery Glandon vermählt hatte. Kurz vor dem Hinscheiden der Mrs. Glandon nämlich war Lord Shorncliffe in Tower-Hall erschienen und an ihrem Sterbebette fand eine Versöhnung statt, die sich auf Bitten der Sterbenden auch auf ihren anwesenden Sohn Emery erstreckte, den Lord Shorncliffe hier zum ersten Male sah und augenscheinlich einen sehr guten Eindruck von ihm empfing. Indessen ich konnte mich damals schon eines gewissen Mißtrauens nicht erwehren; die plötzliche Zärtlichkeit des Familienhauptes der Shorncliffe's für Emery Glandon und die große Aufmerksamkeit, die man ihm gegen alle Erwartung zuwandte, schien mir etwas auffällig, zumal ich keinen eigentlichen Grund dafür auffinden konnte. Lord Shorncliffe ließ seinen Neffen nicht mehr aus den Augen, seitdem seine Schwester das Zeitliche gesegnet, er ging, er fuhr, er ritt, er speiste mit ihm, ja, Emery mußte sogar sein Schlafzimmer theilen, da Mylord erklärte, es sei ihm unheimlich zu Muthe, wenn er im Sterbehause allein in einem Zimmer schliefe.

Emery stand wie auf Kohlen. Er erwartete mit der glühendsten Sehnsucht den Augenblick seiner Freiheit, um sogleich nach Deutschland abreisen zu kön-

nen, aber gerade das war das Einzige, was ihm, vielleicht nach Gottes Rathschluß, nicht zu Theil werden sollte, so glücklich er auch in allem Uebrigen war. Hören Sie nämlich, was folgt. Als man vom Begräbniß der Mrs. Glandon in's Sterbehaus zurückkehrte, bat sich Emery von seinem Oheim eine vertrauliche Unterredung aus, die ihm mit dem Bemerken bewilligt wurde, daß man ihm dieselbe angetragen haben würde, wenn er sie nicht gefordert hätte.

Emery wollte in dieser Unterredung um die fernere Bewilligung der tausend Pfund bitten, eine Bitte, die seinem stolzen Herzen allerdings schwer fiel, die er jedoch in Anbetracht seiner eigenthümlichen Verhältnisse nicht unterlassen durfte.

Als er sie dem Lord ausgesprochen, schwieg dieser eine Weile, als besinne er sich, und schon wollte mein Herr aus diesem Zögern eine abschlägige Antwort folgern, als der Lord plötzlich eine andere Miene annahm und zu seiner Verwunderung ihm einen ganz unerwarteten Vorschlag machte.

„Du wirst entweder Nichts oder viel Mehr erhalten," sagte er nämlich, „je nachdem Du Dich der Bedingung, die ich Dir stellen werde, augenblicklich fügst oder ihr widerstrebst. Du bist ein Mitglied einer sehr

ehrenwerthen, reichen und vornehmen Familie, und ich, das Familienhaupt, nehme Deine Zeit und Thätigkeit für das Wohl derselben in Anspruch. Ich muß Dir also, bevor Du einen Entschluß fassest, folgende geheime Mittheilung machen. Vielleicht weißt Du von Deiner Mutter, meiner Schwester, daß ich einen jüngeren Bruder hatte, den ich seit dreißig Jahren nicht gesehen, denn so lange lebte er in Indien als reicher, unabhängiger, aber sehr seltsamer Mann, der, so lange er jenseits des Meeres war, sich nie um seine Familie bekümmerte, dagegen in seiner Sterbestunde ihrer um so mehr gedachte, indem er sie zum Erben seines ganzen Vermögens einsetzte, da er keine Nachkommen hinterließ. Dieses Vermögen in Empfang zu nehmen und flüssig zu machen, sandte ich vor drei Jahren meinen ältesten Sohn, der, so Gott will, der Erbe meines Namens und meiner Güter werden wird, nach Java. Allein er kam damit nicht zu Stande und so sandte ich ein Jahr später meinen zweiten Sohn mit einem erfahrenen Manne eben dahin, um seinem Bruder in der Erreichung unsrer Absicht beizustehn. Auch dieser ist seit zwei Jahren an Ort und Stelle und unsre Angelegenheit ist noch nicht weiter vorgerückt. Zugleich erfahre ich durch den Begleiter des Letzteren vor einigen Wochen zu meinem

größten Leidwesen, daß meine Söhne dem Klima Indiens ihren Tribut zahlen mußten und schwer krank darniederliegen. Gott wolle nicht, daß ich auf diese Weise meine beiden Kinder verliere, denn ich habe keine anderen mehr, und der alte ächte Stamm der Shorncliffe's würde mit Beider Tode erlöschen. Du bist der nächste Verwandte meines Hauses und so muß ich mein Augenmerk auf Dich gerichtet halten. Ich fordere und verlange also von Dir im Namen und zum Nutzen unserer ganzen Familie, daß Du Dich sofort nach Indien begiebst, sowohl um meines Bruders Vermögen, wie meine Söhne in meine Hände zu liefern. Ich bitte — keinen Wiederspruch in dieser Angelegenheit — sonst mache ich noch in dieser Stunde mein Testament, erkenne die Verbindung Deiner Mutter mit Emery Glandon nicht an, und einer fernen Verwandten Sohn wird einst Lord Shorncliffe werden, falls ich meine Söhne verliere. Glücklicherweise geht heute Abend noch ein Schiff nach Indien ab — ich habe für Dich zwei Plätze gemiethet und ich bin überzeugt, Du wirst meinem Willen Folge leisten und mich in einigen Stunden an Bord begleiten, wohin ich Dich selbst führen werde.

„Mylord!" rief der arme Emery — „nehmen Sie mir Alles — aber ich kann nicht nach Indien gehen."

„Du wirst gehen," sagte der unerbittliche Oheim mit strengem Tone, „ich befehle es Dir. Du hast zwei Stunden Zeit, Deine Entschließungen für Europa zu treffen. Da, setze Dich an diesen Tisch und schreib, an Wen Du zu schreiben Lust hast. Du selbst kannst die Briefe abgeben und ich werde mich um das, was darin steht, nicht bekümmern."

Emery, einen Wink der Vorsehung in Allem erkennend, was ihm im Leben begegnete, ohne alle Mittel, seine Versprechungen gegen Henrietten und seine Verpflichtungen gegen sein Kind zu erfüllen, wenn er die gestellte Bedingung nicht annahm, faßte einen schnellen aber entscheidenden Entschluß in seiner verhängnißvollen Lage. Er schrieb zwei Briefe, einen an Henriette, worin er ihr Alles mittheilte, was ihn von ihrer Seite riß und fernhielt, worin er sie beschwor, ihm treu zu bleiben und ein Gleiches von ihm zu erwarten, und endlich das Gelübde aussprach, sobald es seine Familienverhältnisse in Indien gestatteten, zu ihr zurückzukehren. Er setzte ihr und ihrem Kinde eine Summe aus, die groß genug war, sie von Jedermann unabhängig zu erhalten, und legte diese Summe in Thomas Morris Hände, den er ihr als ihren ferneren Beschützer empfahl. Ach, ich glaube nicht, daß Fräulein von Bergen jemals diesen Brief

erhalten hat! — An Thomas Morris selbst war der zweite Brief gerichtet. Er empfahl seiner Ehrenhaftigkeit und Freundschaft sowohl seine geliebte Henriette, wie sein Kind, wies ihm jene Summen auf ein Haus in London an und setzte ihm selbst, um ihm ein sorgenfreies Leben zu bereiten und ihm für so viele Bemühungen seine Dankbarkeit zu beweisen, eine jährliche Rente aus, die durch eben dasselbe Haus zu beziehen war. Diese Gelder, Mr. Sohn, sind sämmtlich regelmäßig bis vor mehreren Jahren bezogen worden, was die Rechnungsbücher jenes Hauses bestätigen; merkwürdig genug aber sind sie von dem Tage an, wo Emery Glandon wieder Europa betrat, nicht mehr erhoben worden, was wir wenigstens als ein bestimmter Beweis galt, daß Thomas Morris die Gelder für sich verwandt, aber, als er Emery's Rückkehr nach Europa erfahren, sich irgend wo verborgen habe, um sich der Verantwortung seiner ohne Zweifel verbrecherischen Handlungen zu entziehen."

„Er kann auch todt sein, Mr. Barton."

„Nein, Mr. Sohn, er ist nicht todt, ich habe es von einem Landsmann in Portsmouth gehört, wie ich später berichten werde, daß er bis vor Kurzem gelebt hat, wo und in welchen Umständen aber, habe ich bis heute nicht erfahren können, obgleich mir jener

Freund versprochen hatte, darüber Erkundigungen einzuziehen und sie mir hierher mitzutheilen."

„Noch einen Einwurf, Mr. Barton, möchte ich mir erlauben. Ist Ihnen niemals der Gedanke eingefallen, daß die Familie Emery Glandon's selbst, nachdem sie von seiner Verbindung mit Fräulein von Bergen Kenntniß erhalten, alle diese Verwirrungen veranlaßt und absichtlich Ihren Herrn nach Indien geschickt und Thomas Morris zu seinem Handeln angespornt habe?"

„Ha, Sie haben Recht! Nein, dieser Gedanke ist mir nie in den Sinn gekommen. Wie sollte das möglich sein?"

„Durch Thomas Morris selbst, wenn er ein Verräther war. Wie, wenn er schon damals in Göttingen insgeheim im Solde der Mrs. Glandon und Lord Shorncliffe's gestanden hätte?"

Mr. Barton sann einen Augenblick nach. „Unmöglich wäre es nicht," sagte er endlich, „nein, durchaus nicht. Aber dann ist es ein eigenthümlicher Zufall, daß gerade zu derselben Zeit, wo Emery Glandon so wichtige Geschäfte nach Deutschland riefen, ihn noch wichtigere nach Indien forderten, denn daß diese letzteren wirklich in der geschilderten Art vorhanden waren, ergab die Folge unzweifelhaft."

„So mag es uns bis jetzt ein Zufall scheinen. Fahren Sie fort, vielleicht findet sich die Aufklärung von selbst.“

„Wohl! Eine Antwort auf jene beiden Schreiben erhielt Emery erst, nachdem er in Indien angekommen war. Thomas Morris schrieb, daß er den Brief an Henriette nicht habe absenden können, da sie gänzlich verschollen sei, er werde ihn aber bewahren, bis sich eine Gelegenheit biete, ihr denselben zu überreichen. Die Gelder für das Kind dagegen habe er sicher angelegt und werde er in den bestimmten Terminen die Zahlungen für seine Pflege leisten, überhaupt für die beste Erziehung Sorge tragen. Sein eigenes Geschick habe ihn indessen von Göttingen fort und nach Danzig getrieben, wo ihm eine bedeutende Stellung im Geschäft eines Großhändlers zu Theil geworden sei. Er sei bereits übergesiedelt und in Voraussicht der Uebereinstimmung Emery's habe er das kleine Mädchen mit nach Danzig genommen und in eine Pfarrersfamilie in der Nähe der Stadt in Pension gegeben, um ihr Gedeihen besser überwachen zu können. Ferner erbat er sich die künftigen Briefe seines Freundes unter einer bestimmten Adresse, die auf Danzig lautete.

Emery, dankbar für so viel Freundschaft, die ihm die Vorsehung unter so traurigen Umständen noch als

einzigen Zufluchtsanker übrig gelassen, schrieb unter der angegebenen Adresse häufig nach Europa und sandte fort und fort Gelder dahin, unterließ auch nie, den Eifer Thomas Morris, nach Henrietten zu spähen, auf alle mögliche Weise anzuspornen. Doch es wird Zeit, daß wir uns jetzt nach Indien begeben."

„Erlauben Sie noch eine Frage, Mr. Barton. Sind Sie nie in's Klare gekommen, haben Sie nie Aufschlüsse erlangt, wo Fräulein von Bergen damals in Verborgenheit gelebt?"

„Nie, Mr. Sohn."

„Nun, das wäre aber, dächte ich, leicht zu erfahren gewesen."

„Auf welche Weise — Sie machen mich neugierig."

„Ich meine natürlich, erst nachdem Emery Glandon erfahren, Henriette von Bergen sei Frau von Haldrungen geworden."

„Ach dann! Ja, aber das wäre etwas zu spät gewesen, mein junger Freund. Was sollte das damals noch genützt haben?"

„Um Gewißheit über Thomas Morris und Aufschluß über das Verbleiben des Kindes zu erlangen."

„Ha, ja! Aber von Wem hätten wir das erfahren sollen? Von der Baronin selber? Wie? Wären Sie der Mann dazu gewesen, sie jetzt, nachdem Alles

mit Emery Glandon zu Ende war, danach zu fragen? Sollte Emery es thun? Was nützte es ihm?"

„Es deckte einen etwaigen Betrug auf und gab ihm sein Kind wieder."

„Richtig, vielleicht wenigstens, aber es rührte auch die ganze Vergangenheit auf und wühlte in Wunden, die man längst für vernarbt halten mußte. Doch, Sie greifen hiermit eigentlich der Absicht des jetzigen Lord Shorncliffe vor. Daß Emery etwas Aehnliches beabsichtigt, glaube ich mit ziemlicher Gewißheit annehmen zu können, aber er geht auf seine eigene Weise zu Werke. Hat er so lange Geduld gehabt und seine Schmerzen getragen, so ist er der Mann dazu, sie bis zu dem Augenblicke zu tragen, den er für reif erkennt, sich zu enthüllen und als Lord Shorncliffe auf ein Feld zu treten, das er als Emery Glandon verlassen hat. Wahrscheinlich hängt dieser Augenblick von den Erfolgen ab, die Sie, wie wir hoffen, recht bald durch Ihr Handeln erreichen werden."

„Ich? Wieso ich — was kann ich darin thun?"

„Das werden Sie sehr bald hören. — Jetzt lassen Sie mich meine Geschichte zu Ende erzählen. Mit gebrochenem Herzen und geknickter Seele, vergrämt, verödet durch seinen trostlosen Schmerz, dabei die furchtbare Last auf dem Gewissen, sein Henrietten ge-

gebenes heiliges Versprechen nicht erfüllt zu haben, begab sich mein armer Herr, von seinem Oheim selbst geführt und von mir begleitet, an Bord des Schiffes, das uns nach Indien bringen sollte. Ach, es hieß „Esperance," aber es entsprach dem Namen nicht, den es führte, denn es trug den armen Emery weiter von seiner Geliebten fort, als er es jemals für möglich gehalten hatte.

Lassen Sie uns über die Reihe von Jahren, die wir nothgedrungen in Indien verleben mußten, rasch hinweggehen, sie bieten in der That wenig Interesse für die Geschichte, die ich Ihnen erzähle, nur hatten sie zur Folge, daß Emery Glandon, wie Sie sogleich hören werden, in anderer Beziehung jenes Land reicher an Hoffnung verließ, als er hingekommen war, und wieder ärmer daran nach Deutschland zurückkehrte, als er erwartet hatte. Nur so viel will ich sagen, daß wir alle Verhältnisse verwickelter vorfanden, als vorausgesehen war. Ein unermeßliches Vermögen in Indien flüssig zu machen, ist eine Sisyphusarbeit, abgesehn von den übrigen Beschwerlichkeiten, gegen die man daselbst zu kämpfen hat. Trotz der angestrengtesten Bemühungen und der mannigfachen Unterstützungen, die uns nach und nach zu Gebote gestellt wurden, dauerte es sechs Jahre, bevor wir sagen

konnten: wir sind fertig und haben erreicht, was wir erreichen wollten. Nun aber wurde meines Herrn Ungeduld zu einer Art wilder Verzweiflung. Weder Tag noch Nacht gönnte er sich Ruhe; er beeilte die Abreise in die Heimat mit beflügelter Hast. Aber ach, warum hatte er eigentlich diese Eile? Henriette war für ihn so gut wie verloren, das hatte er aus Thomas Morris fortgesetzten Briefen klar genug erfahren, aber sein Kind wenigstens wollte er jetzt haben und, besaß er das, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln nach Fräulein von Bergen forschen. Wenn sie nicht gestorben war, so war sie sein, das hörte ich ihn jeden Tag zehnmal beschwören. Allein nochmals trat ein Hinderniß in unsern Weg. Der Gesundheitszustand des ältesten der Söhne Lord Shorncliffe's, der schon lange bedenklich gewesen war, weil der junge Mann trotz des ihm so schädlichen Klima's mit seinen Kräften arg gewirthschaftet hatte, nahm eine so üble Wendung, daß wir die Abreise verschieben mußten, und sogar sein jüngerer Bruder erkrankte schwer. So wurde die Abreise vom Frühling zum Herbst hinausgesetzt, wo endlich der ältere der Brüder seinen Leiden erlag, der Jüngere dagegen sich hinlänglich zur Reise gekräftigt fühlte. Erst im Januar trafen wir in Europa ein und begaben uns sogleich

nach Shorncliffe-Hall, um Bericht über Alles abzustatten, was wir ausgerichtet hatten. Kaum war dies geschehen, so trat eine neue Verwickelung in der Familie meines Herrn ein, die jedoch von bedeutsamen und glücklichen Folgen für ihn begleitet sein sollte. Auch der jüngste Sohn des Lords starb bald nach seiner Ankunft in England, und nun wurde Emery Glandon der gesetzliche nächste Erbe der Shorncliffes. Wer weiß, wie lange es noch gedauert hätte, ehe Emery Herr seiner Freiheit und seines Willens geworden wäre, wenn nicht der Lord selber, so vielen Schicksalsschlägen in seiner Familie weichend, dem Ende aller irdischen Dinge anheimgefallen wäre. Nun erst, nachdem acht Jahre verstrichen, alle Familienangelegenheiten geordnet waren und Emery Glandon seinen Namen mit dem eines Lord Shorncliffe vertauscht und den Besitz seiner ungeheuren Güter angetreten hatte, gingen wir nach Deutschland. Mein Herr befand sich in einem Zustande fieberhafter Aufregung und ich war mehr denn je um sein Leben besorgt. Aber er hatte keine Ruhe, ehe er Göttingen gesehen und, wiewohl vergeblich, überall nach Fräulein von Bergen geforscht hatte. Von Göttingen reisten wir nach Danzig und begaben uns sogleich zu dem Chef des Handlungshauses, in dessen Geschäft Thomas

Morris getreten sein wollte. Allein hier begegnete uns etwas völlig Unerwartetes. Zuerst fanden wir einen Brief von dem Arzte aus Göttingen vor, der die Tante Henriettens früher behandelt hatte und der von meinem Herrn vor wenigen Tagen erfahren, daß er sich nach Danzig begebe. Der Brief enthielt die für Emery so unermeßlich traurige, doch noch kaum geglaubte Mittheilung, daß er kurz nach unsrer Abreise aus Göttingen von einem Herrn aus Hannover gehört habe, Fräulein von Bergen existire als solche nicht mehr, sei vielmehr an einen Baron verheirathet, dessen Namen jener Herr aber nicht anzugeben vermocht habe.

Ich sehe noch immer des Lords funkelnde Augen vor mir, als er diese Nachricht las, und ich glaubte, er würde in Wahnsinn verfallen. Aber mit wunderbarer Ruhe starrte er mich und den Herrn des Handlungshauses, durch den er den Brief empfangen, an und sagte nur die wenigen Worte: „Wenn das wahr ist, was in diesem Briefe steht, dann ist mit mir Alles vorbei — so wollen wir uns denn jetzt zu unsern anderen Geschäften wenden.“ Und jetzt erkundigte er sich nach Thomas Morris. Da aber kam die zweite Ueberraschung. Der Chef wußte von Thomas Morris gar nichts, in seinem Geschäfte wenigstens war nie

ein Mann gleiches Namens, noch weniger ein Engländer gewesen. Nach genauerer Erkundigung bei den zusammengerufenen Commis ergab sich jedoch, daß ein Mann unter denselben war, der sich erinnerte, von einem vor einem Jahre aus dem Geschäft geschiedenen Collegen öfter den Namen Thomas Morris nennen gehört zu haben. Dieser College sei früher Student in Göttingen gewesen und habe sich später dem Kaufmannsstande gewidmet. Seine Bekanntschaft mit Morris schrieb sich also von der Universität her. Dieser studirte Kaufmann, erzählte der Commis, habe sich oft der Bekanntschaft eines Engländers Namens Morris gerühmt, auch öfters Briefe von ihm empfangen und in Geldverbindungen mit ihm gestanden; die anderen Umstände aber seien ihm unbekannt, nur habe er gehört, der genannte Commis sei nach Hamburg gezogen, weil er die Absicht gehabt, nach Amerika auszuwandern. Nachdem der Lord den Namen dieses Mannes erfahren, hieß er mich augenblicklich unsere Reise nach Hamburg vorbereiten, um auch dort seine Nachforschungen fortzusetzen. In wenigen Tagen waren wir in der Seestadt angekommen, aber alles Spüren durch die Polizei nach dem angegebenen Namen war vergeblich.

Ein gleiches Mißgeschick verfolgte den armen Lord

in Betreff des Auffindens seiner Tochter. Niemand wußte von einem Kinde, dessen Namen Emily Glandon war, denn so war nach Thomas Morris Bericht das Mädchen getauft.

Jetzt begann für uns die unruhigste Zeit. Der junge Lord hatte an keinem Orte Ruhe, und überall glaubte er Spuren der Verlorenen zu erblicken. Bald waren wir in Göttingen, bald wieder in Hamburg oder Danzig. Ueberall wurden Kundschafter bestellt und mit reichen Gaben bedacht, ohne daß irgendwo eine erwünschte Entdeckung zu Tage gefördert ward. Da erfaßte den durch so viele fruchtlose Bemühungen erschöpften Lord eine tiefe Melancholie. Er kehrte nach England zurück und begrub sich und seinen Schmerz in eins seiner vielen Schlösser, das am einsamsten, am weitesten entfernt von allem Verkehr lag und seinen Freunden am unbekanntesten war. Er verkehrte mit Niemandem, sah keinen Menschen und schloß sich Tage lang in seine Bibliothek oder sein Musikzimmer ein, wo er sich durch Studien oder schwermüthige Melodieen die Zeit verkürzte. Selbst mit mir sprach er nur immer sehr wenige Worte und zwar nur zu bestimmten Tageszeiten. Auf diese seltsame Weise verstrichen mehrere Jahre. Endlich erfaßte ihn eine Sehnsucht nach Veränderung seines

Aufenthalts und bald war ihm der häufige Wechsel desselben so unentbehrlich geworden, wie früher das Verweilen in abgeschlossener Einsamkeit. Ach, der arme Herr suchte Zerstreuung, aber bei seinem ernsten, gediegenen Charakter, seinem nur an einem Gedanken hängenden Geiste fand er sie nirgends. So traten wir denn eine große Reise durch ganz Europa an. Mylord litt damals, ich bin fest davon überzeugt, ebensowohl körperlich wie geistig, denn er war niemals bleicher, appetitloser, magerer gewesen als zu dieser Zeit. Wohin wir auch kamen, er sah nichts von Allem, was zu sehen war, und ich glaube, daß selten ein Mensch eine sonst so angenehme und schöne Reise unternommen hat, ohne so wenig von allem Sehenswerthen zu bemerken und so wenige Worte zu sprechen. Ich allein war und blieb der Dolmetscher seiner Gefühle, denn ich verstand den kleinsten seiner Winke und Wünsche, und daher schreibt sich auch, wie ich denke, seine große Neigung zu mir, da ich treu bei ihm aushielt und ihn auf jede Weise zufrieden zu stellen suchte. Ach und das wurde mir von ihm selbst sehr leicht gemacht, denn niemals zeigte er eine bei Leuten seiner Art sonst so häufige Heftigkeit, niemals hatte er Launen, immer war er zufrieden mit Dem, was ich ihm that, sagte oder wozu ich ihm rieth.

Nach zwei Jahren kehrten wir wieder nach England zurück und fingen das frühere einsame Leben von vorne an. Da erwachte plötzlich noch einmal die Sehnsucht nach den deutschen Orten, die Emery Glandon einst glücklich gesehn hatten, und abermals gingen wir auf einige Zeit nach Göttingen. Dort aber fanden wir nicht einen einzigen alten Bekannten mehr vor, der sich unser oder unsrer früheren Freunde erinnert hätte — o, es ist ein trostloses Gefühl, daß eine Stadt sich so schnell uns entfremdet und daß wenige Jahre hinreichen, uns aus ihrer Erinnerung zu reißen! Sogar der alte Arzt, der Henrietten und ihrer Tante beigestanden, war gestorben, das Haus, worin Letztere gewohnt, niedergerissen, neu aufgebaut und verkauft, — und kein Mensch war vorhanden, der sich auch nur des Namens von Bergen oder Glandon erinnert hätte. Von dieser traurigen Verödung aufgescheucht, unstät, immer noch hoffend, zog es meinen Herrn wie das Verhängniß mit eisernen Armen noch einmal nach Danzig. Und jetzt war endlich die Zeit gekommen, wo das Schicksal ermüdet war, den gequälten Mann noch länger in der Irre umherschweifen zu lassen. Er sollte die lange nicht genossene Ruhe, aber sogleich auch die Gewißheit erhalten, daß Henriette von Bergen für diese Erde wenigstens für ihn verloren sei.

In einem Gasthofe bei Tische sitzend hörte Mylord zufällig das Gespräch zweier Herrn an, die seine Nachbarn bei Tafel waren und in heiterer Weinlaune ihrem Herzen Luft machten. Hier hörte mein Herr zuerst von einem Baron von Haldrungen reden, der, auf einem Gute in der Nachbarschaft wohnhaft, eine zweite sehr eigenthümliche Ehe geschlossen haben und dabei ein Lebemann nach dem Geschmacke der heutigen Zeit sein sollte. „Wo stammt seine Frau her?“ fragte der eine Herr, der von dem andren „Herr Graf“ angeredet wurde. „Sie ist ein blutarmes Fräulein von Bergen und hat lange Zeit ganz im Verborgenen — ich weiß nicht wo, im Harz, glaube ich — und zuletzt bei einer alten Dame bei Hannover gelebt, wo sie der Baron, als er sich einst auf einer Jagd befand, entdeckt und mit seiner Person zu beglücken die Laune gehabt hat.“

Lord Shorncliffe hatte schon lange die Ohren gespitzt. Kaum hatte er die letzten Worte vernommen, so legte er Gabel und Messer weg und starrte den Sprecher mit einem Ausdruck in seinen Gesichtszügen an, wie nur ein Engländer ihn so steinern und würdevoll haben soll, wenn sein Gemüth durch irgend etwas Außerordentliches bewegt ist, und er doch die Selbstbeherrschung besitzt, zu schweigen und sich nicht

in das Gespräch zwischen Fremden zu mischen. Der ihm gegenüber sitzende Herr aber fühlte sich durch dieses seltsame Anstarren verletzt und schickte dem Lord durch einen Kellner seine Karte zu. Der Lord nahm sie, las sie aufmerksam, zog die seinige hervor und schrieb darauf: „Ich bitte Sie um eine augenblickliche Unterredung unter vier Augen, der Ort dazu ist mir gleichgültig.“

Natürlich nahm der fremde Herr, der ein Baron von N... war, Dies als eine Herausforderung an, und sogleich erhob er sich, um sein Zimmer aufzusuchen und sich mit Pistolen zu versehen. Hinter ihm her aber, was er durchaus nicht vermuthet, trat Lord Shorncliffe bei ihm ein, und in wenigen Minuten war der Irrthum aufgeklärt. Hier erfuhr er denn, was er erfahren wollte, und zwar so ausführlich wie möglich, denn der Baron kannte die Verhältnisse des Herrn von Haldrungen sehr genau und beschrieb seine Gemahlin in allen einzelnen Zügen, daß dem Lord kein Zweifel übrig bleiben konnte.

Jetzt war uns unser Weg und unser Ziel für alle Zeiten vorgezeichnet. Wir fuhren sogleich nach Neustadt, dem nächsten Städtchen von Brenkowitz, und fanden bald Alles bestätigt, was der Baron in Danzig gesagt hatte. Sogar gelang es dem Lord, ei-

nes Tages in einer Verkleidung der Dame seines Herzens auf einem Spaziergange ansichtig zu werden; er fand sie noch eben so schön, sogar anmuthiger und reizvoller als früher und — seltsam! er liebte sie und begehrte ihrer noch eben so sehr, trotzdem sie das Weib eines Anderen war. Eine solche Ausdauer in seinen Neigungen und Bestrebungen konnte nur mein Herr hegen, ich kannte ihn vollkommen und so wußte ich auch, daß wir das Ziel unsers Umherschweifens erreicht hatten. Von diesem Augenblick an kam eine wunderbare Fassung über Lord Shorncliffe. Er hatte wenigstens einen Theil dessen, was er Jahrelang vergeblich gesucht, gefunden und dadurch ward seine verlangende Seele beruhigt. Das Uebrige wissen Sie beinahe so genau wie ich. Mylord bot einem Gutsbesitzer am Strande, dem nächsten Nachbar des Barons von Haldrungen, eine bedeutende Summe für sein Gut, und erhandelte es, da er es weit über seinen Werth bezahlte, augenblicklich. Er ließ einen geschickten Baumeister, der nichts von seinen Verhältnissen und Absichten wußte, aus Berlin kommen und erbaute in einigen Jahren das schöne Schloß, worin wir jetzt selbst sitzen. Als es endlich fertig war, begab er sich hierher, um zeitweilig seinen Aufenthalt darin zu nehmen und auf Brenkowitz, das jetzt der

Angelstern seines Lebens geworden ist, stets ein Auge richten zu können. So harrt er geduldig und ergeben, ein moderner Ritter Toggenburg, in der Nähe seiner Liebe das Ende des Schicksals ab, das ihn ungestümer als manchen andren Schiffer auf dem Meere des Lebens umhergeworfen hat. Seine Unruhe ist gänzlich von ihm gewichen, seine Sehnsucht hat einem festen, mir noch unbekannten Plane Platz gemacht, er schweigt und ruht, bis das Schicksal oder Gottes Wille ihn wieder zur Handlung und zum Leben erweckt — bis dahin aber bringt er, gefaßt wie ein Mann, der seine Wege geebnet vor sich sieht, seine Zeit mit edlen Studien, Reisen und dem ihm jetzt leicht werdenden Vergnügen hin, arme aber verdienstvolle Menschen, wie und wo sie ihm nur bekannt werden, mit seinen reichen Mitteln zu unterstützen und so viel wie möglich die Ungerechtigkeiten des Schicksals auszugleichen, denen er diese Menschen unterworfen sieht. So lernte er Sie, so lernte er Rachel Schawai kennen und lieben, und so beschloß er auch an Ihnen Beiden seinem Herzen Genüge zu thun. Sie hatten für ihn noch einen besonderen Reiz. Sie gefielen ihm nicht allein auf den ersten Blick sehr wohl, sondern Sie waren seiner Meinung nach die einzig fühlende Seele, die in Henriettens Nähe athmete —“

„O, er hatte Sophien vergessen —“

„Nein, nicht vergessen, er hat es nur erst später erkannt. — Und das nun, Mr. Sohn, ist die Lebensgeschichte Emery Glandon Lord Shorncliffe's, die ich Ihnen zu erzählen versprach. Zu Ende ist sie freilich noch nicht, denn Mylord hat erst einen kleinen Theil seines Lebenszweckes erreicht, aber das Ende nähert sich allmälig —“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß Sie selbst dazu beitragen werden, wieder ein Stück dieses Zweckes zu erreichen, wenn Sie, wie Mylord es erwartet, der treue und ergebene Freund sind, der Sie zu sein verheißen haben.“

„Ich? Aber mein Gott, wie kann ich das, so gern ich es auch möchte, denn treu und ergeben bin ich nach Dem, was ich so eben gehört, Ihrem Herrn bis in den Tod — sein Schicksal hat mich an ihn gefesselt.“

„Gut, das wollte ich. So hören Sie mich denn zu Ende. Von Thomas Morris ist bis vor Kurzem keine Spur aufgefunden worden, ich selbst habe endlich eine solche entdeckt. Wie, wo, das sollen Sie nachher erfahren. Thomas Morris aber muß selbst aufgefunden werden, oder wenigstens eine Verwandte von ihm, die ohne Zweifel über seinen Aufenthaltsort

oder über sein uns noch geheimnißvolles Leben Aufschluß geben kann. Ihn nun zu finden oder diese Verwandte zu entdecken und ihr Wissen zu benutzen — dazu sind Sie von Mylord bestimmt, weil er — ich weiß nicht woher es stammt — von einem instinktartigen Vertrauen hingerissen, von Ihrer Thatkraft und Ihrem guten Willen sich einen Erfolg verspricht, den er selbst und ich nebst unsern Helfershelfern nicht haben erreichen können. Sie werden sich also, wenn Sie dazu geneigt sind, in diesen Tagen nach England begeben und die Spur, die ich erkundet, weiter verfolgen. Die Mittel, Sie in Ihrem Unternehmen auf jede Weise zu unterstützen, liegen bereit und Sie werden hoffentlich nicht ermüden, bis Sie erfahren, wo Thomas Morris ist, oder wenigstens, wohin dieser Mensch die Tochter seines ehemaligen Freundes gebracht hat, denn sein Kind will der Lord wieder haben, und er behauptet, von einer Ahnung heimgesucht zu sein, daß sie irgend wo versteckt lebt und von Ihnen an's Tageslicht gezogen werden kann. Gelingt Ihnen diese Aufgabe, so seien Sie um Ihr ferneres Geschick nicht besorgt, Sie werden von meinem Herrn reich bedacht werden, denn er hofft Ihnen zum Lohne dafür die Hand eines Mädchens zu erobern, dessen Liebe —"

„O, Mr. Barton," rief Joseph entzückt — „schweigen Sie — spornen Sie meinen Eifer nicht noch mehr an; ich bin lange zu Allem entschlossen, was Sie und Mylord von mir verlangen können. Niemals ist Jemand williger an eine so edle Aufgabe gegangen, als ich, und ich verspreche Ihnen, mit allen meinen Kräften zu thun, was Lord Shorncliffe befriedigen kann."

„So bin ich zufrieden. Das war der Auftrag, den Ihnen mitzutheilen Mylord mir befohlen hat; ich entledigte mich desselben hiermit und bitte Sie jetzt, diesen Brief zu lesen, den er an mich zu diesem Zwecke geschrieben hat. In Wahrheit, Mr. Sohn, was mich selbst betrifft, so könnte ich Sie, wenn ich neidisch wäre, um den schönen Auftrag beneiden, der Ihnen zu Theil geworden ist. Ihnen ist das seltene Glück beschieden, zweien Personen, die Ihnen gleich theuer geworden sind, zu dienen — dem Lord und der Baronin von Haldrungen. Beiden sollen Sie ein Kind aufsuchen, das sie verloren haben und betrauern, und Beiden sollen Sie vielleicht damit die Ruhe und den Genuß des Lebens wiedergeben, den sie so lange entbehrt haben. Außerdem aber sollen Sie einen Verräther entlarven, denn Thomas Morris ist meiner vollsten Ueberzeugung nach ein solcher, um endlich dadurch Ihr eigenes Glück zu begründen. Aber wie —

Sie schweigen? Sie halten den Brief Ihres Freundes uneröffnet in der Hand und starren hinaus in das leere Nichts, als ob Sie in Ihren Entschlüssen schwankend geworden wären?"

„Nein, Mr. Barton, darin täuschen Sie sich," sprach Joseph Sohn, aus tiefster Brust aufseufzend und das Haupt erhebend, das er schon oft während der Erzählung gesenkt und dabei wie in völliger Zerstreutheit vor sich hin geblickt hatte. „Ich kann allerdings nicht umhin, von Zeit zu Zeit bei den Fortschritten Ihrer mich so überaus tief bewegenden Erzählung und des damit verbundenen, mich höchst beglückenden Auftrags, über die seltsamen Fügungen nachzudenken, denen das Schicksal manches Menschen auf Erden unterworfen ist, und daß gerade mich jene ehrenvolle Aufgabe trifft, erfüllt mich mit gerechtem Staunen über das wunderbare Verhängniß, dem ich selbst seit meiner Kindheit unterworfen gewesen bin. O, Mr. Barton, schließen Sie also nicht aus meinem nachdenklichen Schweigen vorher auf eine geringere Theilnahme von meiner Seite; im Gegentheil, ich bin tief von Ihren Mittheilungen ergriffen und denke schon jetzt über die Möglichkeit nach, dem Thomas Morris auf die Spur zu kommen, denn auch ich bin von einem Bubenstück dieses Menschen überzeugt und brenne

vor Begierde, mein Theil dazu beizutragen, es zum Nutzen unsers beiderseitigen Freundes zu enthüllen.“ —

Nach diesen Worten des tiefsinnig blickenden Joseph, was gar nicht in seiner gewöhnlichen Erscheinung lag, begann Mr. Barton ihm seine eigenen bisherigen Bestrebungen und Erkundigungen mitzutheilen und ihm die ferneren Mittel an die Hand zu geben, mit denen er wahrscheinlich zumeist den beabsichtigten Zweck erreichen könnte. Beide Männer tauschten ihre Meinungen nach verschiedenen Richtungen aus, besprachen noch sämmtliche vorliegende Verhältnisse und trennten sich erst spät, um am andern Morgen ihre Reisevorbereitungen fortzusetzen.

Joseph Sohn schloß in dieser Nacht kein Auge, trotzdem er sich drei Stunden später als gewöhnlich zu Bett gelegt hatte. Sein Kopf war von einem Gedanken erfüllt, der so eigenthümlich war, daß er sich ihn selbst kaum einzugestehn und weiter zu durchdenken wagte. Da wir jedoch keine Ursache haben, in diesem Punkte mittheilsamer zu sein als unser junger Freund, so wollen wir diesen Gedanken jetzt nicht näher erforschen, vielmehr seinem Beispiele nachahmen und ebenfalls der Zukunft die Sorge überlassen, das noch dunkel vor uns Liegende hinreichend aufzuklären. —

Am nächsten Morgen aber, während die beiden

Männer das Gespräch des vorigen Abends wiederaufnahmen und fortsetzten, ging es in Downs-Castle sehr lebhaft her. Alle Hände beeilten sich, die zur Reise erforderlichen Lebensmittel an Bord zu schaffen und die kleine Yacht segelfertig zu machen. Gegen Abend, kurz nachdem Mr. Barton seine Verabredungen mit Joseph Sohn beendigt und Francis in das vorliegende Unternehmen eingeweiht hatte, erschien der Capitain des Britain und meldete, daß er bereit sei, in See zu stechen, und daß Mr. Sohn, wenn der Südost in den nächsten Tagen so günstig wehe wie heute, eine angenehme Fahrt durch die beiden nordischen Meere haben werde.

Jetzt begab sich Joseph an das Einpacken seiner eigenen Sachen, und nachdem er auch damit zu Stande gekommen, rüstete er sich zu einem Spaziergange nach Brenkowitz, um vor seinem Scheiden noch einmal die Mauern des Hauses zu sehen, die sein ganzes irdisches Glück umschlossen. Von seinem Pudel begleitet, den er leider nicht mit auf die Reise nehmen konnte, schlug er in der Dämmerung den wohlbekannten Weg nach dem Gute ein und erreichte den so liebgewonnenen Rasensitz am Bache, als die Schatten der Nacht schon die Erde verdunkelten und die Sterne des Himmels eben ihre Pracht zu entfalten begannen.

Da lag es also noch einmal vor ihm, das alte Schloß — wann, o wann würde er es jetzt wiedersehen und die Theure begrüßen können, an die er mit allen Fasern seines Innern gebunden war? O, welche wunderbaren Gefühle bewegten ihn in diesem Augenblick! Welche seltsame, fast dem Spleen des Engländers gleichende Melancholie ergriff sein Gemüth, als er an Alles dachte, was im Innern dieses Hauses sich bewegte und mit dem geheimen Unternehmen in so genauer Verbindung stand, dem er jetzt seine Zeit und seine Kräfte geweiht hatte. „Henriette von Bergen! Sophie von Haldrungen!" Diese beiden Namen entschlüpften halb laut geflüstert seinen Lippen, als er allmälig aus seinem Grübeln erwachte — „welch' wunderbares Geschick hat Euch zusammengeführt! O, Vater im Himmel, könntest Du es zulassen in Deiner Gnade, könnte es möglich sein, was ich denke, könnte durch irgend ein unaufgeklärtes Räthsel Sophie selber die Tochter dieser erhabenen Dulderin und jenes verehrten Menschenfreundes sein — wie glücklich könnte auch ich dann noch werden, wie könnte sich mein Schicksal so ganz anders gestalten, als ich es vor Jahren, ja noch vor Kurzem gedacht, da mich jener schreckliche Mann aus diesen Mauern stieß! Doch was phantasire ich da — ich glaube, mich hat Wil-

liam Barton's Erzählung schwindeln gemacht — alles Erlebte, Gedachte, Empfundene tanzt in wirren Bildern vor meinen Augen, ich komme mir wie ein ganz verwandelter Mensch vor. Ha! Sollte jenes Zauberschloß da hinter mir auch mich verwandeln, wie es Alles um uns her verwandelt hat? O Werner, Werner, wie Recht hattest Du, aber freilich in einem anderen Sinne, und wir nannten den leidenschaftlichen Ausbruch Deines verwundeten Herzens Aberglauben — Täuschung und wie sonst noch! O Menschenleben, Menschenschicksal! — Auf welchen geheimnißvollen Wegen führst Du uns, wo ist unser Ausgang, wo unser Ziel, welche Klüfte und Gipfel haben wir zu übersteigen, ehe wir an das Ende unsrer Lebensbahn gelangen!"

Und auf den Rasensitz niedersinkend und den wirbelnden Kopf in beide Hände stützend, sann er tief und lange über Alles nach, was ihm seit seiner Geburt widerfahren war, und dann erst, als er das letzte Ereigniß, William Barton's Erzählung, noch einmal überdacht, erhob er sich wieder und sprach leise vor sich hin:

„Ich habe mir oft gewünscht und heute wünsche ich es mir wieder, die ganze Welt vor mir, außer und in den Menschen, möchte einmal durch eines Zaube-

rers Spruch in einen Glaskörper verwandelt werden und ich könnte hineinschauen wie in eine durchsichtige Kugel. Was würde ich da zu sehen bekommen! Wieviel Räthsel des Lebens würden mir dadurch gelöst werden! Hui! Wie würden die Quellen des Daseins, des Schaffens und Wirkens in Gutem und Bösem so klar vor mir fließen, wie würde mir Alles offenbar werden, was mir jetzt dunkel und trübe ist! Doch nein, nein, nein! ich möchte es lieber nicht sehen, es würde mir vielleicht alle Lust am Leben, Glauben und Hoffen verderben, denn ich würde es nicht begreifen können, warum es so und nicht anders ist, was der Schöpfer dieser Welt in seinem allweisen Rathschluß zu verbergen für gut befunden hat. Gute Nacht — gute Nacht, Ihr da trüben! —“

Das war sein letzter Gedanke, den er diesen Abend in seiner phantastischen Grübelei entwickelte. Dann sofort sich erhebend und tausend Grüße nach Brenkowitz sendend, dessen Fenster sich lange erhellt hatten, tausend gute Wünsche für alle seine Lieben hegend, entfernte er sich langsam, um noch eine Nacht auf dem treuen deutschen Boden zu verbringen und von den Wünschen zu träumen, die sein Herz bald wie im Sturme aufrüttelten, bald wie in leiser Windstille mit der Hoffnung ihrer Erfüllung beseligten. —

Am nächsten Morgen aber, als kaum die Sonne die Wipfel des Waldberges am baltischen Meere vergoldete, schwamm er schon mit allen diesen Hoffnungen, mit allen diesen Wünschen auf der vom günstigsten Winde bewegten See, bald in der Neuheit der vor ihm tagenden Scenen, bald im wieder muthig aufblickenden jugendlichen Herzen die trübe Vergangenheit mit der goldenen Zukunft vertauschend.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.